3 1761 07991558 3

150.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dieweltgeschicht07beck

Die

Weltgeschichte,

für

Kinder und Kinderlehrer.

Von

Karl Friedrich Becker.

Siebenter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1807.

In der Frölich'schen Buchhandlung.

Die

Weltgeschichte,

für

die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Siebenter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1807.

In der Frölich'schen Buchhandlung.

D
20
B39
1804
t. 7

Inhalt.

Seite.

V. Franzoſen. 3
2. Ludwig XI. 9
3. Ligue fürs Gemeinwohl. . . . 13
4. Ludwig triumphirt. 19
5. Ludwig und Karl in Peronne. . . 24
6. Ludwig triumphirt abermals . . 29
7. Karls des Kühnen Entwürfe. . . 37
8. Eduard VI. in Frankreich. . . . 40
9. Karls des Kühnen letzte Thaten. . . 44
10. Neue Machinationen Ludwigs. . . 49
11. Ludwigs letzte Entwürfe und Tod. . 55
12. Karl VIII. 61
13. Karls VIII. Eroberungsprojekte. . 68
14. Ludwig XII. 77
15. Eroberung Mailands. 81

Seite.

16. Entwürfe auf Neapel. 85
17. Ludwig XII. als Politiker. 89
18. Ludwigs zweiter Zug nach Mailand. . 93
19. Ligue von Kambray. 97
20. Glücksumschlag. 102
21. Franz I. 109
22. Erster Ausbruch der Eifersucht zwischen Franz I. und Karl V. 115
23. Karl von Bourbon. 119
24. Bayard. 123
25. Schlacht bei Pavia. 164
26. Franzens Gefangenschaft und Befreiung. 168
27. Neues Unglück. 173
28. Franz, ein Freund der Künste. . . 175
29. Letzter Versuch des Glück zu zwingen. 180
30. Johann Kalvin. 191
31. Heinrich II. 212
32. Franz II. 218
33. Karl IX. 228
34. Erster Bürgerkrieg. 236
35. Zweiter Bürgerkrieg. . . . 242
36. Dritter Bürgerkrieg. 247
37. Bartholomäus Nacht. . . . 255
38. Vierter Bürgerkrieg. . . . 273
39. Die letzten Tage Karls des IX. . 276
40. Heinrich III. 281
41. Heilige Ligue. 286

Seite.

42. Guiſens Uebermuth. 296
43. Heinrich III. Tod. 305
44. Heinrich IV. 308
45. Heinrich IV. Regierung und Tod. . 328
46. Ludwig XIII. 339

VI. Engländer.

1. Heinrich VI. 346
2. Eduard IV. 354
3. Eduard V. 365
4. Richard III. 374
5. Heinrich VII. 378
6. Heinrich VIII. 391
7. Eduard VI. 413
8. Maria. 417
9. Eliſabeth. 431
10. Wilhelm Shakſpeare. . . . 480
11. Jakob I. 484

VII. Die Niederländer.

1. Entſtehung und Zuſtand der niederländiſchen Staaten. 490
2. Die Revolution. 494
3. Die Remonſtranten. 517

VIII. Italien. 523

1. Der Kirchenſtaat. 524
2. Leonhard von Vinci. 566
3. Michelagnolo Buonaroti. . . . 572

Seite.

4. Rafael Sanzio von Urbino. . . 576
5. Lorenz von Medici. 583
6. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. 603
7. Galileo Galilei. 611

IX. Schweizer.

1. Fortgesetzter Kampf gegen Oestreich. . 619
2. Ulrich Zwingli. 637

X. Die Norden, oder Dännemark, Schweden und Norwegen.

1. Johann I. und Christian II. . . 648
2. Gustav Wasa. 658
3. Christia II. letzte Schicksale. . . 677
4. Schwaben und Dännemark seit der Aufhebung der kalmarischen Union. . . 685

XI. Polen.

1. Jagellonen. 688
2. Könige aus verschiedenen Häusern. . 692
3. Nicolaus Copernikus. 698

XII. Rußland.

XIII. Ungarn und Türken.

Neue

Neuere Geschichte.

Erstes Buch.

Von 1453 bis 1618.

(Fortsetzung.)

V.

Die Franzosen.

I.

Einleitung.

Wir haben im vorigen Theile dieses Werks die erste Periode der neuern Geschichte unsers Vaterlandes als einen sehr tumultuarischen Zeitraum kennen gelernt. Die Hauptrevolution in demselben war durch das feurige Streben der Nation, das Joch des Papstthums abzuwerfen, hervorgebracht worden, aber die Krisis ward noch dadurch vermehrt, daß ein kühner Monarch alle Künste der Politik aufwandte, um während dieser allgemeinen Verwirrung die mächtigsten deutschen Fürsten wieder zu der Abhängigkeit der alten Vasallen herabzudrücken, und seinen Nachfolgern den Weg zu einer endlichen Souverainität in Deutschland zu bahnen. Wir

wissen aber, daß ihm dies so wenig gelang, als den Jesuiten ihr Eifer, das Lutherthum auszurotten. Ich habe die Erzählung von jenen fürchterlichen Reibungen unserer Nation gerade bey dem Ausbruche eines Hauptkrieges abgebrochen, in welchem die Frage, ob der Papst und der Kaiser noch länger in Deutschland despotisiren dürften, mit dem Schwerdte entschieden werden sollte.

Jetzt wollen wir uns nach Frankreich wenden, um zu sehen, wie ähnliche Bestrebungen unter andern Umständen, auch mit ganz andern Erfolgen, dort gewirkt haben. Da werden wir weit schauderhaftere Scenen sehen, und niemand wird wohl diese Geschichten lesen, ohne zu gestehen, daß Frankreich eins der unglücklichsten Länder gewesen sey, deren die Geschichte gedenkt.

Wir haben dies Land bey dem Tode Karls VII (1461) verlassen, jenes merkwürdigen Königs, der unter so mißlichen Umständen den Thron bestiegen hatte, den er der wunderbaren Jungfrau von Orleans schuldig war. Während seiner ziemlich langen und glücklichen Regierung war es ihm gelungen, die Engländer fast ganz aus Frankreich hinauszuschlagen und die Ruhe im Reiche vollkommen herzustellen. Die Nachbarn liebten ihn, weil er nicht auf Vergrößerung dachte, und fürchteten ihn, weil er die Zeit der Ruhe dazu benutzt hatte, sich die Zu-

neigung seines Volks zu erwerben, dasselbe an regelmäßige Abgaben (jährlich 1,800,000 Liv.) zu gewöhnen, und davon einen Theil auf die Vermehrung des groben Geschützes, das jetzt immer nöthiger ward, und auf die Unterhaltung stehender Truppen, die auf jeden Wink ins Feld rücken konnten, zu verwenden. Diese Miliz, die man Ordonnanzkompagnien nannte, bestand vorerst aus 1200 Reitern, die in die Städte vertheilt waren, wo sie aus Mangel an der strengen Mannszucht, unter welcher unsere Garnisonen gehalten werden, den Bürgern fast so beschwerlich wie Feinde wurden, woran der König nicht selten Schuld war, da es nicht immer in seinen Kräften stand, ihnen den Sold so regelmäßig auszahlen zu lassen, als dies bey uns geschieht. Solch einen armseligen Anhang hat ein Institut genommen, von dessen Vervollkommnung ein großer Theil unserer gegenwärtigen Verhältnisse im höhern wie im äußern abhängt.

Wenn gleich Karl VII. ein ganz anderer Herr in seinen Staaten war, als ein Kaiser in Deutschland, so konnte er doch höchstens sagen, daß etwas über die Hälfte von Frankreich ihm eigen gehörte. Noch waren beträchtliche Herzogthümer übrig, über die er so wenig gebieten konnte, als der Kaiser über Sachsen, und deren Besitzer er sehr zu fürchten Ursach hatte. Die beiden vornehmsten dieser mächtigen Vasallen wa-

ren der Herzog von Bretagne und der Herzog Philipp der Gute von Burgund. Lothringen, Elsaß und fast das ganze südliche Frankreich war gleichfalls unter eine Menge von freien Grafen und Herren vertheilt, die nur den Lehnseid leisteten, übrigens aber ihre Grafschaften auf ihre Kinder vererbten, und sämmtliche Einkünfte daraus für sich behielten.

Der König hatte schon einen Staatsrath, der aus dem Kanzler dem Connetable und mehreren hohen Baronen bestand. Das höchste Reichsgericht war das Parlament, das bey dem Volke in großem Ansehn stand, und sein Departement auch auf Staatsangelegenheiten ausdehnte. Wichtige Beschlüsse, z. E. Krieg, Frieden, Bündnisse, neue Auflagen ꝛc. waren nicht eher gültig, als bis das Parlament sie in seine Register eingetragen hatte. Es besetzte auch die Richterstellen in den niedern Gerichtshöfen. Die Räthe desselben erhielten eine Besoldung, aber nur für die Tage, an welchen sie öffentliche Dienste thaten. Das höchste geistliche Kollegium in Paris ist unter dem Namen der Sorbonne bekannt genug. Zu diesem wie zu jenem lieferte die Pariser Universität großentheils die Kandidaten, eine Anstalt, die ungeachtet ihrer schlechten Verfassung doch noch so zahlreich besucht wurde, daß der Rector derselben bey dem

Leichenbegängnisse Karls VII. sich mit 15,000 Studenten an den Zug anschließen konnte.

Der Geist des Ritterwesens hatte sich jetzt allmälig verloren, selbst der Titel eines Ritters ehrte seinen Mann nicht mehr. Auch mit dem Kriegswesen stand es noch immer elend. Man hatte die Kunst noch nicht erfunden, die Soldaten so zu zähmen, daß sie sich auch außer den Kriegszeiten militärischen Zwang und eine künstliche Dressur gefallen ließen, und so kamen auch die versuchtesten Truppen gleich wieder aus der Uebung, so bald einmal ein Friede von mehreren Jahren eintrat. Sie zerstreuten sich dann auf die Dörfer und tagelöhnerten entweder, oder führten ein Räuberleben, in welchem die Obrigkeiten sie zu stören theils nicht wagten, theils nicht vermochten.

Sehen wir auf die geistige Aufklärung, welche zu jener Zeit in Frankreich herrschte, so müssen wir über den geringen Fortschritt derselben erstaunen. Die ersten Proben der Buchdruckerkunst, die unter Karl VII. dorthin kamen, brachten unsere erfinderischen Landsleute daselbst in den Ruf der Hexerey, und das gemeine Volk glaubte steif und fest, der Doctor Faust habe ein Bündniß mit dem Teufel gemacht, und sey zu letzt von demselben geholt worden. Erst 1470 konnte diese Kunst in Frankreich Eingang finden. Selbst Parlamentsräthe legten in ihrer Todes-

stunde eine Franziskanerkutte an, in dem Glauben, sich dadurch die Seligkeit zu erschleichen. Verbrecher durften nur in eine Kirche oder an andere geheiligte Oerter schlüpfen, um vor jedem Nachsetzer sicher zu seyn, ja ganze Städte, z. B. St. Malo, hatten das Privilegium, unantastbare Schutzörter für Missethäter zu seyn.

Ausgezeichnete Schriftsteller oder Künstler hat dies Jahrhundert gleichfalls nicht aufzuweisen. Doch setzt man den Anfang der französischen Schauspielkunst in dasselbe, indem schon Karl VI. den sogenannten Passionsbrüdern 1402 erlaubte, sich zur Aufführung ihrer Moralitäten und geistlichen Komödien im großen Saale des Hospitals der Dreieinigkeit ein Theater zu bauen. Die Sitten des Volks waren so schlecht, wie sie es bey einer mangelhaften Gesetzgebung und Polizey seyn müssen, und die Kleidungen überladen, buntscheckig und nicht selten höchst unanständig.

2.

Ludwig XI.

(1461 — 1483.)

Ein Monarch von dem Franz I. sagte, daß er das Königthum in Frankreich hergestellt habe, gibt durch diesen Zweck, der seiner Regierung zum Grunde liegt, eine feste Einheit, an welche man die Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungen anknüpfen kann, und einen Maasstab für das Urtheil das man von ihm zu fällen hat.

Ludwig war 38 Jahr alt, als sein Vater starb. Er überließ den Parisern die Beerdigung und eilte vom Hofe des Herzogs von Burgund sogleich nach Rheims, um sich krönen zu lassen. Der Herzog Philipp, jetzt schon ein bejahrter Mann, begleitete ihn mit einem glänzenden Gefolge, und alle Herren vom höchsten Adel aus Paris kamen ihm glückwünschend entgegen. Der neue König, dem Herablassung und Freundlichkeit eben so gut zu Gebote stand als Härte und Ernst, behandelte alle mit großer Höflichkeit, besonders seinen Wohlthäter Philipp; er zeichnete ihn bey jeder Gelegenheit aus, und ließ sich sogar, um dem Publikum ein Schauspiel zu geben, von ihm zum Ritter schlagen. Sein Einzug in Paris übertraf an Pracht alles, was man bis dahin gesehen hatte.

Gleich die ersten Tage wurden mit Reformen des Hofes zugebracht. Alle Räthe des vorigen Königs wurden abgesetzt, viele von jenem Verwiesene zurückgerufen, und Verurtheilte begnadigt. An die Stelle der verabschiedeten Räthe kamen meist solche, die alles ihm schuldig waren, und welche er, wenn sie undankbar wurden, ohne Beleidigung einer großen Verwandschaft wieder vernichten konnte. Eine Maaßregel, welche nothwendig gemacht wurde, durch das Verhältniß, welches die Großen nun angenommen hatten, indem sie jetzt die königliche Macht zwar erhalten wissen, aber in ihrem Namen über das Land und den König herrschen wollten. Eben so nothwendig schien die Strenge, mit welcher er gleich im Anfange eine Empörung in Rheims über die Abgaben entstanden, bestrafte; denn wenn Ludwig jenen angeführten Zweck hatte, so mußte er, selbst, wenn die Forderung billig gewesen wäre, die Art und Weise derselben mißbilligen. Auch unterließen es nun andere Städte hierdurch geschreckt.

Sein Hauptaugenmerk richtete Ludwig von Anfang an auf die beiden mächtigen Herzoge von Bretagne und von Burgund. Da er aber vor der Hand noch zu schwach war, um etwas auffallendes gegen sie unternehmen zu dürfen, so fing er nur an, ganz von weiten seine Minen zu graben. Unter dem Vorwande einer Wall-

fahrt zu einem in Bretagne sehr besuchten Marienbilde machte er eine Reise in das Land der erstern, auf welcher er sich die Gelegenheit sorgfältig ablah, und da er wußte, daß die Lütticher die eifrigsten Feinde des Hauses Burgund waren, so machte er in größter Stille ein Bündniß mit ihnen. Um aber noch keinen Argwohn zu erwecken, beschenkte er sowohl den Herzog Franz von Bretagne als den Erbprinzen von Burgund, Karl, Graf von Charolois, mit einträglichen Statthalterschaften.

Eine zweite Reise (1463) hatte einen nicht minder schlauen Endzweck. König Johann II. von Arragonien besaß noch einen kleinen District diesseit der Pyrenäen, aus welchem Ludwig ihn gern herausgeschafft hätte. Jetzt ereignete sich dazu eine gute Gelegenheit. Johann brauchte Geld, und Ludwig war sogleich bereit, ihm 350,000 goldene Schildthaler vorzuschießen, wenn er ihm dafür die in Frankreich liegenden Herrschaften Rouſſillon und Cerdaigne mit den Städten Perpignan und Collicure verpfänden wollte. Zur Beendigung dieses Geschäfts ward eine Zusammenkunft beider Könige dienlich erachtet die nach damaliger französischer Sitte auf einer Brücke und hinter Gittern gehalten wurde. Ludwig kam von dieser Reise sehr vergnügt zurück, denn er sah wohl ein, daß der König von Arragonien schwerlich jemals im Stande

seyn würde, seine Herrschaften wieder einzulösen. Er schickte auch sogleich den Herzog von Nemours hin, sie zu besetzen. Dagegen löste er mit einer andern Geldsumme, die er klüglich gesammelt hatte, eine Anzahl von Städten an der Somme ein, die die Gränze des Herzogthums Burgund von der Picardie aus deckten, und die sein Vater dem alten Herzog Philipp verpfändet hatte. Dieser konnte freilich gegen die Einlösung nichts einwenden, aber unerwartet kam ihm doch der Streich, und sein heftiger Sohn, Karl von Charolois, faßte schon damals den bittersten Haß gegen den listig heranschleichenden Nachbar.

Eine gute innere Einrichtung Ludwigs aus dem Anfange seiner Regierung war die, daß er den südlichen Provinzen des Reichs ein eigenes Parlament gab, dessen Sitz zu Bourdeaux seyn sollte (1462).

3.

Die Ligue fürs Gemeinwohl.

(1465.)

Der Herzog von Burgund und von Bretagne waren, wie gesagt, die mächtigen Vasallen, welche der Ausübung des Königthums die größten Hindernisse in den Weg legten. Diese beiden in engere Schranken zurückzuführen und ihre Gewalt zu brechen, war Ludwigs hauptsächliches Bestreben. Er fing mit dem Herzog von Bretagne, als dem, welcher durch seine Lage am wenigsten gefährlich war an, und da es ein Hauptbestreben dieses Königs war, so wie auch des englischen Königs, Heinrichs VII., die Denkungsart und persönlichen Verhältnisse aller bedeutenden Männer in seinem Reiche und in auswärtigen Ländern zu erforschen, so wußte er auch, daß des Herzogs Karakter ihn nicht gefährlich machte, denn es war ein äußerst schwacher, von Günstlingen und Weibern beherrschter Prinz, der, wenn man ihm nur ein wenig ernstlich zu Leibe ging, sogleich die Fassung verlor. Damit beschloß nun Ludwig XI. einmal einen Versuch zu machen. Er hatte in Stillen Geld und Geschütz in Menge gesammelt, und als alles zum Angriff fertig war, sandte er seinen Kanzler an ihn, der ihm im Namen des Königs, seines Landesherrn

untersagen mußte, sich von Gottes Gnaden*) zu nennen, goldene Münzen schlagen zu lassen, außerordentliche Steuern zu erheben, seine Vasallen zum Dienste gegen jedermann zu verpflichten ꝛc. Der Herzog gerieth über diese Aufforderung in nicht geringe Unruhe, und bat sich drey Monathe Zeit aus, um sich mit seinen Ständen darüber zu berathen.

Aber nicht bloß seinen Ständen, sondern allen übrigen hohen Kronvasallen theilte er diese Angelegenheit mit, denn er konnte zuversichtlich auf allgemeine Theilnahme rechnen, indem des Königes Absichten alle zugleich bedroheten. Franz stellte den übrigen Prinzen dies lebendig vor, und wie nöthig es daher sey, daß sie alle für einen ständen, und dem Despotismus dieses Königs mit Gewalt Schranken setzten. Es gelang ihm in der That, sämmtliche hohe Kronvasallen in einem Verein zusammen zu bringen, der den Namen einer Ligue für das Gemeinwohl führen sollte.

Ludwig erhielt durch seine Spione von allen diesen Unterhandlungen Nachricht. Er fürchtete keinen unter den Verbündeten so sehr, als den Erbprinzen Karl von Burgund, der bey der Altersschwäche seines Vaters schon vollkommen

*) Das durften nur die thun, welche in keinem Vasallenverhältniß standen.

als regierender Herzog betrachtet werden konnte, und nicht nur als ein feuriger und unternehmender, sondern auch als ein reicher und mächtiger Prinz bekannt war. Ludwig suchte durch folgendes Mittel diese Furcht los zu werden. Er schickte einen Herrn von Rubempré mit 40 bis 50 entschlossenen Kerlen nach Gorkum, wo sich der Prinz damals aufhielt, mit dem geheimen Befehl, ihn listiger Weise aufzuheben. Zum Glück entdeckte der Prinz den Anschlag, und ließ den listigen Aufheber ins Gefängniß werfen. Sein Vater, der alte Herzog Philipp, befand sich damals zu Hesdin. Ludwig, der nicht weit davon auf Kundschaft herum schlich, dachte zu gleicher Zeit zwey Netze aufzustellen, und ließ ihn zu einer freundschaftlichen Unterredung einladen. Dieser würde auch gewiß in die Falle gegangen seyn, hätte ihn nicht sein Sohn, der so eben Rubenpré's Absichten entdeckt hatte, durch einen Eilboten gewarnt.

Im Jahre 1465 brach endlich der offene Krieg seiner Vasallen gegen ihn aus. Jene waren der Herzog von Bretagne, der Graf von Charolois, der Herzog von Berry, Ludwigs Bruder, der Herzog von Bourbon, Ludwigs Schwager, der Herzog von Kalabrien, Lothringen und Bar, der Herzog von Alençon, und der Graf von Armagnac. Von allen Seiten her brachen sie auf, und wären sie vereinigt gewe-

sen, sie hätten dem König gefährlich werden können, allein es ging wie im Schmalkaldischen Kriege. Ludwig, der längst mit einem wohlgerüsteten Heere auf der Lauer stand, ging wie ein Pfeil zuerst auf seinen Schwager Bourbon los, einen gutmüthigen, ruheliebenden Mann, der wirklich nur um des gemeinen Besten willen dem Bunde beigetreten war. Dieser sah sich plötzlich überrascht, und war froh als seine Gemahlin einen Vergleich vermitteln wollte, noch froher aber, als Ludwig mit seinem Heere zurückeilte, um den Grafen von Charolois von Paris abzuhalten. Dieser ging ihm entgegen, und es kam bey Montleri (16. Jul. 1465.) zu einer Schlacht, in welcher nichts entschieden wurde. Daran war die Ungeübtheit der beiderseitigen Truppen Schuld, die in der ersten Verwirrung Reißaus nahmen, ohne sich an das Commando ihrer Anführer zu kehren. Karl blieb die Nacht über auf dem Schlachtfelde, Ludwig hatte sich in Paris eingeschlossen, dessen muthige Bürger im Finstern einen Ausfall auf das burgundische Lager thaten, in welchem sie viele Feinde tödteten und reiche Beute machten.

Ludwig, der wohl einsah, wie nöthig ihm in diesen entscheidenden Tagen die Treue der Pariser sey, war unerschöpflich in Gnadenbezeugungen gegen diejenigen Bürger, die sich die Vertheidigung der Stadt am eifrigsten angelegen seyn lie-

ßen.

ßen. Er ging zu ihnen herum, redete vertraulich zu ihnen, zog sie an seine Tafel, erließ der Stadt viele Abgaben, und ertheilte neue Privilegien; ja auf die Vorstellung des Bischofs von Paris willigte er ein, daß künftig sechs Bürger, sechs Parlamentsräthe und sechs Mitglieder der Universität in den Staatsrath aufgenommen werden sollten. Durch diese Gefälligkeiten verband er sich die Einwohner der Hauptstadt dergestalt, daß sie Leib und Leben für ihn zu lassen schwuren.

Karl von Burgund (Graf von Charolois) hatte sich unterdessen zurückgezogen, um sich mit den Herzogen von Bretagne nnd Berry zu vereinigen, welche bereits im Anmarsch waren. Auch die übrigen Herren erschienen jetzt im Felde, und führten wilde Horden auf die Hauptstadt los; Bourbon, der seinen Vergleich wieder gebrochen hatte, Lothringen, Armagnac und Nemours. Kaum konnte Isle de France die ungeheure Menschenmenge fassen. Es waren allein an hunderttausend Pferde bey den verschiedenen Armeen. Da man vorher durchaus keinen Plan gemacht und gar nicht an Magazine gedacht hatte, so trug dieser gewaltige Haufe den Keim zu seiner Vernichtung in sich selber. Ludwig sah das sehr deutlich ein, und hütete sich in seiner trefflich verwahrten und mit Lebensmitteln versorgten Hauptstadt wohl den hungernden Feinden ein Treffen

anzubieten. Bald darauf wird der gefährlichste derselben, der Graf von Charolois, nach Burgund abgerufen, in welches dessen alte Feinde, die Lütticher, auf Ludwigs Anstiften eingefallen sind. Die übrigen fangen an zu unterhandeln, und finden den König so geschmeidig, daß das Friedensgeschäft wunderleicht von Statten geht. Ludwig bewilligt einem jeden, was er verlangt, Burgund die Rückgabe der Somne, seinem Bruder (Hz. v. Berry) die Normandie, u. s. w. Auch verspricht er eine Kommission zu ernennen, die sich mit der Abstellung sämmtlicher Beschwerden und mit einer Generalreform der ganzen Regierung ernstlich beschäftigen sollte. Alles wird aufs heiligste beschworen und besiegelt (29. Oct.) und die Prinzen ziehen vergnügt mit ihren Truppen ab.

4.

Ludwig triumphirt.

(1465 — 1468.)

Um seinen Unterthanen den bittern Kelch erhöhter Auflagen, wozu er sich selbst nur ungern entschloß, soviel als möglich zu versüßen, fuhr er noch immer in seiner Herablassung gegen sie fort. Er aß oft bey vornehmen Bürgern zu Mittage, wohnte den Volkslustbarkeiten bey, gab leidenden Bezirken vieljährige Freiheit, selbst von ältern Abgaben, sorgte für billige Brotpreise, und erwies andere kleinere Gefälligkeiten. Sein Schatzmeister mußte indessen für schnelle Beitreibung der Steuern und prompte Besoldung der Truppen sorgen, und seine Unterhändler ließen sichs an den kleinen Höfen seiner Vasallen emsig angelegen seyn, die Prinzen unter einander selbst zu entzweien. Ein Meisterstreich gelang ihm hier gegen seinen Bruder, den Herzog von Berry. Dieser, noch ein Jüngling, und von geringer Selbstständigkeit, hatte sich dem gleichfalls schwachen, aber doch sehr eingebildeten und herrischen Herzog von Bretagne ganz in die Arme geworfen. Ludwig sah mit Unruhe die heillose Vereinigung der drei Verbündeten in Bretagne, Normandie und Burgund an, die sich nun vermöge der trefflichen Lage ihrer Staaten gleichsam

die Hände reichen konnten. Unmöglich konnte er die herrliche Normandie seinem Bruder lassen. Was geschieht? Berry und Bretagne vereinigen sich, die Stände der Normandie bewaffnen das Volk gegen die Eingriffe des verhaßten Nachbars in Bretagne; dieser läßt gleichfalls Truppen marschiren: Ludwig, der dies längst erwartet hat, steht plötzlich mit einem erlesenen Heere an den Gränzen der Normandie, vereinigt sich mit Bretagne, erobert Rouen und unterwirft sich gleich darauf die ganze Provinz. Berry entflieht, und Ludwig gewinnt den Herzog von Bretagne durch Schmeicheleien und Versprechungen. Die Stände der Normandie müssen dem Könige wieder huldigen, und ihrem vorigen Herrn entsagen. Dieser söhnt sich in der Angst wieder mit Bretagne aus, und lebt ohne Apanage eine Zeitlang an dessen Hofe. Karl von Burgund hat mit den Lüttichern vollauf zu thun, und kann ihm nicht zu Hülfe kommen. So war es Ludwigen leicht, jenem das Land zu entreißen.

Noch leichter zog er seinen Schwager, den Herzog von Bourbon, von dem Bunde ab. Er gewann ihn durch Liebkosungen und durch eine Heirathsstiftung, daß er bis an sein Ende der königlichen Partey treu blieb. Nur bey dem stolzen Karl von Burgund waren alle seine politischen Künste fruchtlos. Vergebens versprach er

ihm Beistand gegen die Lütticher, wenn er das Bündniß mit Bretagne aufgeben wolle. Karl antwortete, nichts werde ihn jemals bewegen können seinen Freunden untreu zu werden. Eine noch nachdrücklichere Sprache führte er von dem Tage an, da der Tod seines Vaters ihn zum Herzog von Burgund machte. (1467, 15 Jun.) Einen abermaligen Gesandten des Königs entließ er mit den Worten: „Ich ersuche den König nichts gegen Bretagne zu unternehmen;" worauf jener versetzte: Gnädiger Herr, man hat Ihnen die Wahl gelassen, und wenn Sie unsere Freunde (die Lütticher) angreifen, so werden wir auf die Ihrigen losgehen. — „Gut, rief der Herzog, die Lütticher sind beisammen, und ich erwarte ein Treffen, ehe drey Tage vergehen. Verliere ich es, so glaube ich freilich, ihr werdet nach Eurem Belieben handeln: gewinne ich aber, so sollt ihr wohl die Bretagner in Frieden lassen."

Bedenkt man, daß die Staaten des Herzogs von Burgund (das heutige Belgien und Batavien) damals zu den reichsten und blühendsten Ländern Europens gehörten, so wird man diese Sprache gegen einen damaligen König von Frankreich nicht zu kühn finden. Wirklich war auch die erste kriegerische Expedition des neuen Herzogs glorreich und glänzend genug. Die Lütticher, kein verächtlicher Feind (denn sie hatten

30,000 Mann ins Feld gestellt), wurden total geschlagen, gegen 3000 blieben auf dem Platze, und der Sieger hielt einen stolzen Einzug in die Stadt. (17. Nov. 1467.) Aus Rache ließ er die Mauern niederreißen und alles Geschütz wegführen, und nur durch eine ungeheure Geldsumme ließ er sich die Plünderung und Schleifung der Stadt abkaufen.

Während Ludwig XI. diese Vorfälle nicht ohne Unruhe betrachtete, schien sich ihm von einer andern Seite ein neues Gewitter heraufzuziehen. Der Herzog von Bretagne hatte aufs neue ein Herz gefaßt, ihm trotz zu bieten; es war ihm zu viel daran gelegen, die Normandie in den Händen des von den Verbundenen beherrschten Herzogs von Berry zu sehen. Und um desto sicherer zu gehen, hatte er sich des Beistandes der Engländer versichert. Schon stand er mit einem Heere in der Normandie, als Ludwig, dem nichts entgangen war, plötzlich mit einem weit stärkeren ihm gegenüber stand. Bretagne zieht sich eiligst zurück, und muß selbst einen Theil seiner eignen Staaten der Rachsucht des Königs Preis geben, der alles was er nur erreichen kann, unbarmherzig verwüsten läßt. So war Franz II. noch nie in die Enge getrieben worden. Er mußte sich zu allem verstehen, was Ludwig von ihm verlangte, sogar zur Aufhebung des Bündnisses

mit Karl dem Kühnen *). Karl, dem Ludwig die Friedensartikel selbst zuschickte, konnte es anfänglich kaum glauben, als er sich aber von der Wahrheit der Sache überzeugte, gerieth er vor Zorn ganz außer sich, und fing die furchtbarsten Rüstungen gegen Ludwig an. Ludwig für jetzt noch nicht ganz gerüstet gegen einen solchen Feind, zertheilte das Ungewitter durch Freundschaftsversicherungen und durch das Anerbieten, die bereits auf die Rüstung verwandten Kosten vergütigen zu wollen. Wirklich bot er ihm 26,000 Schildthaler an, und Karl, welcher glaubte, es sey immer noch Zeit, ihn zu züchtigen, nahm das Geld an, und stellte einstweilen die Rüstungen ein.

*) Diesen Beinamen führt der neue Herzog von Burgund in der Geschichte.

5.

Ludwig und Karl in Peronne.

(1468, 14 Okt.)

Ludwig fuhr indessen fort gegen seinen Gegner alle Künste einer schlauen Politik spielen zu lassen, deren glücklicher Erfolg durch den Karakter Karls begünstigt zu werden schien. Karl war jung, feurig, und voll brennender Ruhmbegierde. Vor seinen Augen schwebten die Bilder Alexanders und anderer großen Eroberer seiner Vorzeit, und täglich ließ er sich zwei Stunden die Historien von Rom vorlesen. Die trefflichen Staatskräfte seines Herzogthums, erhöht durch Karls strenges Recht, durch vortreffliche Miliz und Ordnung der Finanzen, nährten einen Stolz und ein kühnes Selbstvertrauen. Er hatte keinen geringern Plan, als das alte Königreich Burgund, das zu Chlodowigs Zeiten so mächtig gewesen war, wieder aufzurichten, und dann das östliche Europa von den Türken zu befreien.

Ludwig kam ganz leise gegangen. Er schickte in aller Stille den Lüttichern Geld, und munterte sie auf, sich wieder am Herzog zu rächen. Mit diesem setzte er die freundschaftlichen Unterhandlungen dagegen so täuschend fort, daß Karl schon seine schlechte Meinung von seiner Ehrlichkeit zurückzunehmen anfing. Er bot ihm sogar

einen nachbarlichen Besuch an. Die Stadt Peronne ward dazu ausersehen. Karl erscheint daselbst mit ziemlich starker Begleitung, Ludwig nur mit geringer, denn er wußte, daß dem geraden Sinne des Herzogs zu trauen war, und wollte ihn gerade durch dies Vertrauen recht treuherzig und sicher machen. Karl reitet ihm entgegen, und empfängt ihn mit der ihm eigenen Offenheit. Sie steigen im Schlosse ab. Indem der König am Fenster steht, sieht er des Herzogs Truppen vorbeiziehn, und zwar unter lauter Anführern, die ehemals in französischen Diensten gestanden hatten, und von ihm beleidigt worden waren. Er kann seine Besorgniß nicht verbergen, daß er vielleicht verrathen sey, allein Karl bemerkt sie nicht so bald, als er ihn beruhigt, und es ihm frey stellt, in der Stadt zu bleiben, oder die Citadelle außerhalb der Mauer zu beziehen. Der König wählt das Letztere, allein hier wartete eine neue Angst auf ihn, die er sich selbst durch seine Politik bereitet hatte.

Die Lüttticher hatten auf seinen Antrieb wirklich ein Heer zusammen gebracht, waren damit während Karls Abwesenheit in Brabant eingefallen, hatten die Stadt Tongern geplündert, den dortigen Bischof gefangen genommen, und vor dessen Augen sechzehn Domherren getödtet, alles in Gegenwart und unter den lautesten Beifallsbezeugungen der französischen Ge-

sandten. So lieb dies dem Könige zu jeder andern Zeit gewesen seyn würde, so ungelegen mußte es ihm jetzt kommen, da er ganz und gar in seines Gegners Gewalt war. Er hatte aber auch nicht geglaubt, daß die Lüttricher so rasch zu Werke gehen würden, ja er hatte eine zweite Gesandschaft der erstern nachgeschickt, um sie zu erinnern, daß sie mit den Feindseligkeiten noch eine Weile inne halten möchten; es war aber schon zu spät gewesen. Jetzt erhielt nun Karl in Peronne die unerwartete Nachricht, und man kann denken, wie ihm dabey zu Muthe geworden seyn möge. Er rasete vor Wuth, und befahl, den König in seiner Citadelle fest einzuschließen. Dieser gerieth in Todesangst. Karl schlief in drey Nächten nicht, und berathschlagte bald mit sich selbst, bald mit seinen Räthen, was er mit den treulosen Gaste machen solle. Man hörte ihn des Nachts mit heftigen Schritten in seinem Zimmer auf und abgehen. Die meisten seiner Vertrauten riethen zu gelinden Maaßregeln, und es ist wahrscheinlich, daß der schlaue Ludwig Mittel gefunden habe, einige derselben zu bestechen. Endlich ward beschlossen, eine Reihe ziemlich harter Bedingungen aufzusetzen, unter welchen allein der König seine Befreiung erhalten könne. Er sollte versprechen, alle in dem letzten Frieden gegebene, aber nicht gehaltene Verheißungen zu erfüllen, weder gegen Karl, noch

dessen Bundesgenossen etwas zu unternehmen, in des Herzogs Domänen weder Steuern auszuschreiben noch Bedienungen zu besetzen, und dem Herzog von Berry statt der Normandie die Grafschaften Champagne und Brie zur Apanage zu ertheilen.

Mit diesen Tractaten begab sich Karl am Morgen des vierten Tages nach der Ankunft der brabantischen Boten zum König, der vor Angst in drey Nächten kein Auge geschlossen hatte. Er fragte ihn heftig, ob er dies Blatt unterschreiben und beschwören wolle. Ludwig besann sich keinen Augenblick, und legte den Schwur auf das Kreuz Karls des Großen ab. Dann fragte der Herzog weiter, ob er ihn jetzt nach Lüttich begleiten, und ihm in der Züchtigung dieser treulosen Stadt beistehen wolle. Was konnte er machen? Er mußte wohl einwilligen. So zog denn Karl am 15. Oct. an der Spitze seiner Truppen nach Lüttich, und führte den König wie im Triumphe mit. Die streitbaren Lütticher zogen ihm über die Trümmer ihrer Mauern entgegen, und hieben beinahe seinen ganzen Vortrab nieder. Anhaltendes Regenwetter und böse Seuchen verderbten überdies einen schönen Theil des burgundischen Heeres, und die verzweifelten Bürger vertheidigten sich hinter ihren Wällen von Schutt mit Löwenmuth. In einer regnichten Nacht thaten sie unter andern einmal einen so

versteckten und unerwarteten Ausfall, daß beinahe der Herzog mit sammt dem Könige ermordet worden wäre. Erst nach dem Tode ihres Anführers gaben sie die Hoffnung auf, und flohen heimlich bey Nacht in den Ardennerwald. Darauf zog Karl mit seinen Burgundern ein. (30. Oct.) Ludwig ward in einen Flügel des bischöflichen Palastes einquartirt, aus dessen Fenstern er die barbarische Plünderung seiner Bundesgenossen sehen konnte, die Karl seinen Soldaten erlaubt hatte. Man fand nur noch Greise, Weiber und Kinder in der Stadt, und mit diesen wurde gräßlich verfahren.

Ludwig, suchte nur aus seiner Haft frei zu werden, und Karl bewilligte ihm dies, nachdem er ihn die Artikel des Vergleichs von Peronne noch einmal feierlich hatte beschwören lassen. Am 2. Nov. nahm endlich der König mit seinen Begleitern Abschied, und begab sich nach Senlis.

Karl der Kühne hatte unterdessen nach seinem wilden Gemüthe die Rache an den Lüttichern dadurch vollendet, daß er alle Einwohner, die sich nicht mit Geldsummen loskaufen konnten, in die Maaß hatte werfen lassen, und zuletzt eine allgemeine Einäscherung der Häuser bis auf die Kirchen und Klöster befohlen. Als er mit einem Theile seines Heeres schon weit von der Stadt entfernt war, hörte er noch hinter sich das Pras-

sein der einstürzenden Gebäude, und sahe Flammen, Rauch und Staub in schauderhaftem Gemisch sich zu den Wolken erheben.

6.

Ludwig triumphirt abermals.

(1469 — 1473.)

Kaum hatte Ludwig wieder ein wenig die Hände frey, so dachte er schon darauf, sich von den zu Peronne eingegangenen Verbindlichkeiten wieder los zu machen. Vor allem war es ihm beschwerlich, seinem Bruder Champagne und Brie einzuräumen, da beide Provinzen den burgundischen Staaten so nahe lagen. Hätte der Bruder gar, wie er geneigt schien, Karls des Kühnen Tochter und einzige Erbinn geheyrathet, so wäre das eine noch weit gefährlichere Verbindung geworden. Beiden mußte man also zuvorkommen. Ein kluger Unterhändler muß nun die Rathgeber des schwachen Prinzen bestechen, diese müssen ihm die burgundische Verbindung auf alle Weise verleiden, ihm Ludwigs Gesinnungen als wohlmeinend und brüderlich vorstellen, und ihm statt Champagne und Brie Guienne anbieten. Der Prinz läßt sich alles gefallen, und

wünscht nur einmal seinen Bruder persönlich zu sprechen. Ludwig willigt darein, wiel er es nicht gut abschlagen kann, aber die ungemeine Vorsicht mit der er es that, verrieth sich deutlich in den Anstalten, die er zu dieser Unterredung traf. Es ward eine Brücke über den Fluß Bron bey dem Schlosse Charon gebaut, die in der Mitte eine bretterne Scheidewand hatte. In dieser Wand war ein Fenster, das mit zwölf eisernen Stäben dicht vergittert war. Ludwig kam von der einen Seite von zwölf Edelleuten begleitet; eine Viertelstunde davon aber hielten zu aller Sicherheit etwa 4000 Reiter. Der Prinz kam von der andern Seite an das Gitter, gleichfalls nur in schwacher Begleitung, zog seinen Hut ab, und verneigte sich dreimal gegen seinen Bruder. Dieser dankte ihm sehr freundlich, und versicherte ihn, er habe nach nichts so sehr verlangt, als ihn zu sehen. Knieend versicherte ihm der Prinz das nämliche. Der König ersuchte ihn aufzustehen, und besprach sich hierauf lange mit ihm. Der schüchterne Prinz, dem in dieser entscheidenden Stunde alle die kummervollen Schicksale vor die Seele schwebten, welche seines Bruders Mißtrauen ihm nun schon seit 8 Jahren verursacht hatte, zerfloß vor Wehmuth, und bat unaufhörlich um Gnade und Vertrauen. Der König versicherte ihn dagegen, daß alles vergessen sey und daß er ihn herzlich liebe. Dennoch wollte er ihm

durchaus die Bitte nicht bewilligen, auf die andere Seite herüber kommen zu dürfen. Die anwesenden Herren auf beiden Seiten konnten die ganze Unterredung nicht ohne Thränen anhören. Am folgenden Tage erlaubte endlich der König dem Herzog, ihn zu besuchen. Dieser kam, fast allein, und warf sich seinem Bruder mehr als dreißigmal zu Füßen, um ihn von seinem guten Herzen zu überzeugen, und ging dann völlig ausgesöhnt und befriedigt in seine neue Provinz Guienne ab. (Sept. 1469)

Jetzt war Ludwig von allen Seiten gedeckt, auch hatte er seinen Schatz schon wieder fleißig gefüllt, so daß er wieder im Stande war, etwas nach außen hin zu unternehmen. Er setzte sich daher in trefflichen Kriegsstand, machte ein Bündniß mit den Schweizern, und der heimlich fortgehende Krieg zwischen beiden ward öffentlich. Ludwig schickte Justizräthe nach Flandern, um dort gerichtliche Vorladungen anzufangen, und nahm Appellationen burgundischer Unterthanen an das pariser Parlament an, ungeachtet er auf die Befugniß zu beiden in dem Vertrag von Peronne feierlich Verzicht gethan hatte. Noch mehr, er nimmt ihm drey Probsteien wieder weg, unter dem Vorwande, weil ihm Karl noch nicht die Huldigung darüber geleistet habe. Wirklich hatt ihm Karl zu Peronne diese Ceremonie zugestanden, aber Ludwig hatte sie ihm noch nicht

abgefordert. Karl dagegen ergrimmte über diese Frechheit, und ließ sowohl seine Justizräthe, als die Officiere, welche die Probsteien besetzt hatten, ins Gefängniß werfen.

Weiter wollte Ludwig nichts. Nun beruft er eine Versammlung der Großen (Nov. 1460) zu Tours zusammen, und klagt den Herzog öffentlich des Friedensbruches an, dessen er auch wohl sehr schuldig war. Ludwig schreit laut darüber, daß Karl seine Räthe gefangen genommen, die schuldigen Huldigungen verweigert, von König von England den Hosenbandsorden angenommen, und die Unterthanen in den neuerworbenen Städten in ihrem Eide zum Dienste gegen jedermann, also den König nicht ausgenommen, verpflichtet habe. Die Versammlung, die schon gewöhnt war, so zu sprechen, wie der König es haben wollte, erklärte hierauf den Herzog des Majestätsverbrechens schuldig, und stimmte einmüthig dahin, daß er als ein königlicher Vasall vor das Pariser Parlament zur Rechenschaft zu laden sey. Es wird sogleich ein Staatsbote nach Gent mit der Vorladung abgefertigt; den aber Karl in Ketten legen, eine Weile schmachten, und dann wieder entlaufen ließ.

Nun war der Krieg erklärt. Ludwigs schon lange fertig stehenden Truppen müssen plötzlich mitten im Winter in Flandern einbrechen, und soviel Städte besetzen, als sie nur inne bekommen können.

Karl bringt zwar in möglichster Eil auch ein Heer auf, aber theils verging darüber doch eine ziemliche Zeit, theils bekam er fast lauter schlechtes, liederliches Gesindel zusammen, das bey dem ersten Scharmützel schon davon lief, oder zum Feinde überging. Auch war er selbst bey aller Tapferkeit bey weitem kein so geschickter Feldherr, als die beiden französischen Anführer, der Connetable von St. Paul und der Graf von Dammartin. Er that sogar durch mehrere unbesonnene Streiche den Feinden beträchtlichen Vorschub, und dieser Feldzug endigte sich zu seinem großen Kummer mit der Verwüstung eines schönen Striches seiner Staaten.

Er glaubte es würde nicht dahin gekommen seyn, wenn er nicht so unvorbereitet überfallen worden wäre. Um nun die versäumte Vorsicht nachzuholen, suchte er einen Waffenstillstand zu erhalten, in welchem er sich desto besser rüsten wollte. Vielleicht würde ihm Ludwig diesen nicht bewilligt haben, wenn sich nicht ein Paar bedenkliche Umstände ereignet hätten. Einmal wurde gerade jetzt (1471) Eduard IV., Karls treuster Freund, König von England, und da wollte Ludwig doch erst sehen, wie sich dieser anlassen werde. Dann erhob sich im Heere der Franzosen selbst ein geheimer innerer Zwiespalt, den er erst dämpfen mußte. Der Urheber desselben war der Connetable von St. Paul. Dieser Mann hatte

beträchtliche Ländereien an den französischen und burgundischen Gränzen, und als ein ehrgeiziger Mann, der sich seiner Klugheit und Tapferkeit bewußt war, schien es ihm zweckmäßiger mit dem Herzog von Burgund gemeinschaftlich an der Verkleinerung des Königs zu arbeiten. Doch sah er wohl ein, daß er diese Sache eine ziemliche Zeit lang noch sehr heimlich würde betreiben müssen, um nicht der großen Gehalte verlustig zu gehen, die er von seinen Würden am französischen Hofe zog. Denn er stand dort in hohen Ehren, und hatte sogar eine Schwester des Königs selber zur Gemahlinn. Karl konnte aber diesen Mann von jeher nicht leiden, und nahm daher dessen geheime Eröffnung gar nicht so begierig auf, als derselbe erwartet hatte. Ja er verrieth sogar das ganze Geheimniß Ludwigen, theils um ihn dadurch eher zum Waffenstillstande zu bewegen, theils um ihn überhaupt gegen seinen besten Feldherrn argwöhnisch zu machen.

Der Waffenstillstand kam nun auch wirklich auf ein Jahr zu Stande. Karl benutzte denselben, um sich bestens zur Erneuerung des Krieges zu rüsten, und besonders, um nach dem Muster der Franzosen stehende Ordonnanzkompagnien zu errichten, wofür er dem Volke eine neue jährliche Abgabe von 500,000 Thalern auflegte. Ludwig benutzte ihn auch, und zwar auf seine

Art. Er hatte seinem Bruder nun zwar Guienne gegeben, aber es that ihm auch schon wieder leid. Dazu hörte er, daß Karl der Kühne denselben noch immer an sich zu ziehen suche, ja sich geneigt bezeige, ihn durch seine Tochter auf immer an sich zu fesseln. Das machte ihn sehr unruhig. Er suchte ihn zuerst durch verschiedene andre Heyrathsvorschläge von der burgundischen Verbindung abzuziehen; da das aber nicht gehen wollte, ließ er Truppen gegen ihn marschieren. Aber noch ehe diese ankommen, erschallt schon die Nachricht von dem plötzlichen Tode des neuen Herzogs von Guienne (28 May 1472). Der Verdacht ward auf den König geworfen. Ja Karl der Kühne ließ ein hartes Manifest ausgehen, worin er ihn einen Brudermörder nannte, und sogar bekannt machte, daß er ihm selber schon mehrmals auf ähnliche Art nach dem Leben getrachtet habe. Obgleich dasselbe auch nachmals Karln Schuld gegeben ist gegen Ludwig selbst und zwar mit mehr Gewisheit als man die Vergiftung des Herzogs von Guienne Ludwigen Schuld geben kann. Denn die Sache ist nur wahrscheinlich.

Der Waffenstillstand mit Karl von Burgund war nun zu Ende, der Konnetabel hatte sich mit Ludwig wieder ausgesöhnt, und machte nun nebst dem Grafen Dammartin jenem soviel zu schaffen, daß derselbe auch in diesem zweiten

Feldzuge den kürzern zog. Auch der Herzog von Bretagne der seinem Freunde beistehen wollte, wurde durch die königlichen Truppen so in die Enge getrieben, daß er um einen Waffenstillstand bitten mußte.

Indeß der König im Norden seines Reichs so glücklich war, zog sich im Süden ein unerwartetes Gewitter für ihn zusammen. Karl und Bretagne hetzten die südlichen Vasallen des Königs, den Herzog von Alençon, den Grafen von Armagnac, und den Herzog von Lothringen zur Empörung auf. Auch der König Johann von Arragonien kam auf einen Wink über die Pyrenäen hergezogen, und nahm sein verpfändetes Rouſſillon wieder weg.

Ludwig half sich, wie gewöhnlich, durch List aus dem Handel. Er ließ durch eine Anzahl verschmitzter Kerle den Herzog von Alençon überfallen, festnehmen und nach Paris bringen, wo er zwey Jahre nachher in einem Gefängnisse verschmachtet ist. Dem Grafen von Armagnac war so nicht beizukommen, denn dieser hatte sich in seiner festen Stadt Lectoure wohl verwahrt. Ludwig schickt ein Belagerungscorps dorthin, dessen Anführer, der Kardinal Joffredi, ihm die billigsten Bedingungen vorschlägt, wenn er die Waffen niederlegen will. Der Graf entschließt sich dazu, wenn der Kardinal ihm beschwören will daß ihm wirklich weiter nichts zu Leide ge-

schehen solle. Joffredi geht darauf zu ihm, und schwört den feierlichsten Eid auf eine Hostie, welche sie beide nachher gemeinschaftlich verzehren. Und doch — kaum hat der Graf die Feinde eingelassen, so wird er ermordet, seine Stadt geplündert und der Erde gleich gemacht.

7.

Karls des Kühnen Entwürfe.

(1473 — 1475.)

Soviel auch der mächtige Herzog von Burgund dem Könige hätte zu schaffen machen können, so wenig planmäßiges unternahm er doch gegen ihn, weil er in weitaussehende Pläne sich einließ, deren Schwierigkeiten ihn oft verwickelten Er hielt daher auch nun einige Ruhe, weil ihn jetzt die projectirte Königswürde beschäftigte, um deren willen er die bekannte Reise nach Trier that. Ludwig war darüber sehr froh, und benutzte den Waffenstillstand dazu, mit dem Köni-

ge Johann von Arragonien und mit dem Konnetabel zu unterhandeln. Der letztere hatte sich immer verdächtiger gemacht, und da er doch für jetzt noch nicht entdeckt zu seyn wünschte, so bat er um eine Unterredung mit dem Könige, um sich rechtfertigen zu können. Sie ward wie gewöhnlich auf einer Brücke durch ein Gitter gehalten, und beide Unterredner waren von Kopf bis zu den Füßen geharnischt. Aus Furcht vor Burgund stellte sich der König, als nähme er des Konnetabls Entschuldigungsgründe an, und überhäufte ihn mit Versicherungen seiner Gnade.

Nachdem Karls des Kühnen Unterhandlungen mit dem Kaiser Friedrich III. in Trier sich wieder zerschlagen hatten, dachte er aufs neue an die lebhafte Fortsetzung des Krieges mit Ludwig. Um diesem von allen Seiten zuzusetzen, brachte er ein gewaltiges Bündniß mit allen Feinden desselben zu Stande. Franz II. von Bretagne, Renatus, Graf von Provence, der Connetable von St. Paul, der dem Könige doch nicht wieder trauen wollte, und vor allem der König von England, Eduard IV., versprachen Karln, ihn im nächsten Jahre (1475) aus allen Kräften gegen Frankreich zu unterstützen. Die Herren hatten zu einem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens so gute Zuversicht, daß sie schon im Voraus ganz Frankreich unter sich

theilten. England bedung sich alles aus, was es zu Karls VI. Zeiten von Frankreich besessen hatte, Burgund wollte aus Frankreichs Trümmern das alte burgundische Königreich wieder herstellen, dem Connetable warf man gleichfalls ein souveraines Herzogthum aus, und die andern Herren theilten sich in das Uebrige. Man hatte auch den König von Schottland, Jakob III. mit in das Bündniß ziehen wollen, allein dieser weigerte sich nicht bloß, sondern verrieth auch sogar Ludwigen das ganze Komplott.

Karls des Kühnen Raschheit gab es ihm schon zu Anfang halb gewonnen. Dieser wollte den Herbst vorher noch erst zu einer andern Heldenthat benutzen, und fing, sehr zur Unzeit, einen Krieg in Deutschland an, um seinem Verwandten und Nachbar, dem Kurfürsten von Kölln, der mit seinen Domherren im Streite lag, Hülfe zu leisten. Aber damit ward er so geschwind nicht fertig als er sich vorgestellt hatte. Die einzige Stadt Neuß, auf die er sich geworfen, machte ihm elf Monate lang zu schaffen, binnen welchen er in sechs und funfzig vergeblichen Stürmen über 15,000 Menschen einbüßte. Er wäre ganz verloren gewesen, wenn Ludwig seinen Vorsatz, unterdessen in Burgund einzufallen, ausgeführt hätte. Aber davon hielt ihn der verrätherische Connetable ab, dessen geheime Theilnahme an dem Bunde Ludwigen bis

jetzt noch verborgen war, und der dem Könige rieth, den Engländern, die schon im Anzuge wären in die Normandie entgegen zu marschieren. Ludwig ließ sich diesmal wirklich überlisten, versäumte die Gelegenheit, Burgund zu überfallen, und lag dafür ungeduldig harrend ein Paar Monate lang in der Normandie, ohne einen Engländer zu sehen.

8.

Eduard IV. in Frankreich.

(1475.)

Endlich, gegen den Sommer, landet Eduard wirklich mit einem ansehnlichen Heere bey Calais. Er wunderte sich höchlich, von allen seinen großsprecherischen Bundesgenossen keinen einzigen vorzufinden, da es doch in den Verhandlungen geheißen hatte, sie alle wollten sich, sobald er nur erschiene, mit ihm vereinigen. Er hatte gehofft, alle Städte würden ihm schon von weitem die Schlüssel entgegen bringen, aber niemand läßt sich sehen, ihn zu empfangen. Endlich kommt

Karl, aber ohne Armee, denn die hatte er so eben in dem unglücklichen köllnischen Kriege eingebüßt, und mit Beschämung hört er die Vorwürfe des mit Recht erzürnten Königs an. Um indessen doch seinen Gastfreund wenigstens unterzubringen, will er ihn in die Städte des Konnetabel führen, aber diese verschließen den Engländern ihre Thore, und richten die Kanonen auf sie. Wie hätte auch der Konnetabel bey dieser kläglichen Verfassung Karls mit Ludwig so offenbar brechen, und die Strafe der Unklugheit sämmtlicher Bundesgenossen allein tragen sollen?

Karl eilte darauf in seine Staaten zurück, und versprach, noch alles Versäumte wieder gut zu machen. Aber darauf konnte Eduard nicht warten, vielmehr nahm er Ludwigs Anerbieten zu einem Vergliech mit beiden Händen an. Eduard versprach, Frankreich zu verlassen, wenn ihm Ludwig jetzt gleich 75,000 und dann alle Jahr 50,000 goldene Schildthaler bezahlen wolle. Zugleich solle auf sieben Jahre Waffenstillstand seyn, auch für Bretagne und Burgund, wenn beide daran Theil haben wollten. Ludwig der kein Geld achtete, wenn er höhere Vortheile damit erkaufen konnte, unterzeichnete den Vertrag mit Freuden, und beschwor ihn auf einem Kasten voller Reliquien. Er behandelte die Engländer wie werthe Gäste. Sie standen damals in und und um Pequigny bey Arras. Da befahl er

denn allen Bürgern zu Pequigny, die mit Wein und Lebensmitteln handelten, den Engländern auf seine Rechnung alles frey zu geben. Da sah man nichts als Jubel und Feste, und die Fremden konnten nicht genug rühmen, was für ein vortrefflicher Herr der König von Frankreich sey. Diesem war daran gelegen, von außen so wenig als möglich beim Verfolg seiner innern Zwecke gestört zu werden. Er trug daher allen Ministern und Günstlingen des Königs insgeheim Jahrgelder an, und man sagt es habe Ludwigen dies eine jährliche Ausgabe von 16,000 Thalern verursacht.

Eduard IV., ein lebhafter, offener und liebreicher Herr hatte vor seiner Abreise noch den Wunsch, Ludwigen persönlich kennen zu lernen. Ludwig war dazu nicht anders zu bewegen, als wenns auf einer Gitterbrücke geschehen könnte. Eduard lächelte, und ließ es sich gefallen. Man näherte sich von beiden Seiten dem Gitter, küßte einander durch die engen Zwischenräume, und wetteiferte in Freundschaftsversicherungen. „Es ist kein Mensch auf der Welt, rief Ludwig, den ich so sehr zu sehen gewünscht habe, als Euch, und Gott sey gelobt, daß wir hier in so guter Absicht beisammen sind!“ Er wurde nachher noch recht gesprächig und scherzhaft, und machte den König von England durch seine muntre Laune herzlich lachen. Ein Augenzeuge dieses Auftritts,

sonst ein ziemlich rechtlicher Mann, erzählt bey dieser Gelegenheit, daß an der einen Seite des Flusses (Somme), von welcher der König von England an die Brücke gelangte, ein Sumpf gewesen sey, über welchen ein gemachter Weg geführt habe, und nun setzt er als ein kluger Staatsmann hinzu: „wenn man hier nicht ehrlich zu Werke gegangen wäre, so wäre dies ein gefährlicher Weg gewesen. Die Engländer aber bemerkten dies nicht einmal, und auch daraus sah ich, daß sie lange nicht so fein als wir sind.“ O der feinen Franzosen!

Karl und seine Bundesgenossen erschraken nicht wenig über die Nachricht von Ludwigs freundschaftlicher Aussöhnung mit Eduard, und gaben sich alle Mühe den letztern zur Zurücknahme der Tractaten zu bewegen, aber Eduard antwortete ihnen mit verdienter Verachtung, und segelte unverzüglich nach England zurück.

9.

Karls des Kühnen letzte Thaten.

(1476 — 1477).

Herzog Karl, voll Unmuths über so viel mißlungene Unternehmungen, wählte sich jetzt einen andern Feind, dessen Länder so schön an die seinigen stießen, daß er keine vortheilhaftere Eroberung hätte machen können. Es war der Herzog Renatus von Lothringen, den Ludwig heimlich gegen ihn aufgehetzt hatte, und an dem er sich nun rächen zu müssen glaubte. Um das bequemer thun zu können, schloß er zuvor einen neunjährigen Waffenstillstand mit Ludwig, der jetzt ungemein freundlich gegen ihn that, einmal weil er ihn zu einer andern Zeit noch sicherer zu fassen hoffte, und dann auch, weil er sich jetzt seiner Hülfe bedienen wollte, um einen andern zu verderben. Dies war der Konnetabel, Graf von St. Paul, der durch seine unglückselige Politik recht wie mit Vorsatz in seinen Untergang rannte.

Dieser Mann hatte schon seit einiger Zeit zwischen dem König und dem Herzog geschwankt, und war dadurch beiden verdächtig und verhaßt geworden. Seine List war an der weit größeren des Königs gescheitert, und dieser hatte ihn zuletzt in seiner eigenen Schlinge gefangen. Wäh-

rend er in dem vorhin erzählten Handel, Eduards und Karls heimlicher Bundesgenosse war, welches Ludwig sehr wohl wußte, suchte er diesen dadurch zu täuschen, daß er ihm einen boshaften Rath zur Hintergehung Eduards an die Hand gab. Zufälliger Weise war eben damals ein burgundischer Gesandter zu Paris. Diesen stellte der König zu der Stunde, da er dem Konnetabel Audienz gab, hinter eine Tapete, so daß er alle Worte des letztern hören konnte. Karl erfuhr auf diese Art alles wieder, und mußte natürlich den Konnetabel als einen zweizüngigen Verräther verabscheuen. In dieses Stimmung gab er dem Ansuchen des Königs leicht Gehör, der ihn mit des Konnetabels Gütern zu belehnen versprach, wenn er ihm diesen Verräther ausliefern wollte. Ludwig schickte Truppen gegen ihn ab, und diesen zu entfliehen, eilte er — zu Karln, der damals eben Nancy belagerte. Er sah gleich beim ersten Blick, wie hier die Sachen standen, und in der Angst entschloß er sich, um nur sein Leben zu retten, Karln alle seine Güter zum Geschenk anzubieten, wenn er ihn nur gegen Ludwig schützen wollte. Ludwig hatte dem Herzog denselben Preis versprochen, wenn er ihn auslieferte. Was sollte er thun? Er wollte lieber ein Geschenk vom Konnetabel, als einen Henkerslohn vom Könige annehmen, und so schwur er dem ersten feierlich seinen Schutz zu, und

schickte ein Detaschement von seinem Belage-rungscorps nach St. Quentin, dem Haupt-ort des Konnetabel, um ihn in Besitz zu neh-men. Allein siehe da, als das Detaschement an-kam, fand es die Stadt schon von Ludwigs Trup-pen besetzt, und Ludwig ließ dem Herzog sagen, er würde sie nebst dem übrigen Orten sobald räu-men, als er dem Vertrage gemäß den Konneta-bel ausgeliefert bekäme. Was nun thun? Sein Wort halten und Ludwigen die neue Acquisition gönnen, oder diese Acquisition für sich nehmen, und den Flüchtling seinem Feinde in die Hände spielen? Karl zauderte eine Weile; die Sache kam sehr ungelegen, weil ihm jetzt die Eroberung von Nancy sehr am Herzen lag. Er wählte das Letztere: der Konnetabel ward nach Paris ge-bracht, daselbst vor dem Parlament als Hochver-räther und Majestätsverbrecher angeklagt, und auf einem Schafott vor dem Rathhause öffent-lich enthauptet (23. Dec. 1475.). Er war des Königs Schwager und Oheim der Königinn von England, und ein Sprößling des luxenburgischen Grafenstammes, der in Deutschland selbst den Kaiserthron besetzt hatte.

Ludwig hielt Wort, und schenkte Karln die Güter des Hingerichteten, vielleicht weil er die Gelegenheit nicht mehr fern hielt, dies und noch weit mehr wiederzubekommen. Wie hätte ein so schlauer Speculant nicht sein Hauptaugenmerk

auf einen so reichen Nachbar richten sollen, der seine Haut so unbesonnen überall zu Markte trug, und der im schlimmsten Falle nur eine einzige Tochter als Erbinn hinterließ? Er folgte ihm mit den Augen Schritt für Schritt. Er war unter dem Vorwande einer Wallfahrt nach Pui gegangen um näher zu seyn, und nach Lyon um eine Versammlung der Geistlichen zum Schein da zu halten. Eine Menge heimlicher Boten gingen von hier nach Savoyen, Mailand, der Schweiz und den Deutschen Städten, den einen von der Verbindung mit Karl abzumachen, von der andern zum Widerstand aufzufordern. Angenehm wars ihm zu sehen, je tiefer und gefährlicher der Herzog sich verwickelte. Lothringen hatte er nun wirklich erobert, jetzt wollte er auch die Schweizer unterjochen, um sein Reich am linken Rheinufer von der Mündung dieses Flusses bis an dessen Quellen auszudehnen. Umsonst stellen ihm die Schweizer vor, ihr ganzes Land sey nicht so viel werth als das Geschirr seiner Pferde. Er dringt an ihre Gränzen vor, und wird zu Ludwigs großer Freude zweimal hinter einander, bey Granson und Murten geschlagen. An dem letztern Orte zeigte man bis zum Jahre 1798 noch ein Beinhaus, in welchem die Knochen der 1476 erschlagenen Schweizer und Burgunder aufbewahrt wurden.

Während dieser fatalen Niederlagen war es

dem Herzog von Lothringen geglückt, seine Hauptstadt Nancy wieder zu erobern, und von Ludwig und einigen deutschen Nachbarn Beistand zu erhalten. Damals war der Graf von Campobacho, ein Neapolitaner, Karls Liebling und beständiger Gefährte; ein treuloser Mensch der für eine bestimmte Belohnung den Franzosen, Lothringern und Deutschen seines Herrn Leben verkaufen wollte, und diese Anerbietungen so offen that, daß es unbegreiflich ist, wie Karl selber davon nichts erfahren hat.

Als es am 5. Jan. 1477 bey Nancy zu einer neuen Schlacht kam, in welcher Karl die Unbesonnenheit hatte, eine schwache abgemergelte Armee, unter der sich kaum 1200 Gesunde befanden dem vereinigten Heer der Lothringer, Franzosen und Deutschen entgegen zu führen, verließ ihn Campobacho mit seiner Compagnie, und wollte zu den Deutschen übergehen. Aber diese jagten ihn zurück, und riefen, sie wollten mit keinem Verräther zu thun haben. Darauf legte er sich in einen Hinterhalt, bey welchem Karl, im Fall es zur Flucht käme, vorbei mußte. Die Flucht blieb nicht aus, denn das kleine, elende Heer ward in kurzer Zeit überflügelt, und Karls beste Officiere wurden getödtet. Er selber rettete sich nur mit wenigen Getreuen aus der allgemeinen Verwirrung, jagte vor jenem Hinterhalte vorbey, und verlor sich, ohne von den übrigen Flüchtlin-

gen

gen vermißt zu werden. Erst spät am andern Tage fand man seinen Leichnam unter 14 nackten Körpern, unter denen er schwer zu erkennen war. Man sagte, die Nachricht davon sey schon an dem nämlichen Tage in Paris erzählt worden, und die nicht geringe Freude über diesen Vorfall so schnell zu genießen verschaften ihm die von Ludwig zuerst in Frankreich eingeführten Posten. Bei seiner das ganze Land unfassenden Politik, und seiner immer regen und heimlichen Wachsamkeit fühlte er zuerst das Bedürfniß eines solchen Mittels.

10.

Neue Machinationen Ludwigs. XI.

(1477 — 1481.)

Das schöne und große burgundische Reich, an dessen Vergrößerung eine Reihe kluger Fürsten so glücklich gearbeitet hatte, daß es sich beinahe an Macht mit Frankreich messen konnte, war nun auf einmal ein herrenloses Gebiet, und eine Beute jedes Räubers geworden, der Lust und Kraft hatte, ein Stück davon an sich zu

reißen. Der beste Theil des Adels war mit seinem Herrn in der unglücklichen Schlacht bey Nancy gefallen, und Karls Tochter, die zwanzigjährige Prinzessin Maria, war von allem klugen und kräftigen Beistande verlassen. Der Magistrat der Hauptstadt Gent maßte sich in dieser Verwirrung das Reichsregiment an, versicherte sich der Person der Prinzessinn, theils um in ihrem Namen dem Volke gebieten zu können, theils um zu verhindern, daß sie etwa einen Ausländer, der ihnen selbst nicht genehm wäre, ihre Hand gäbe. Daß Ludwig jetzt nicht unthätig werde zu Hause geblieben seyn, kann man wohl denken. Seine allzeit fertigen Truppen überschwemmten in einem Nu die Städte an der Somme, die er Karln so ungern abgetreten hatte, Abbeville, Montdidier, Montreuil, Peronne ꝛc., und die kürzlich erst verschenkten Besitzungen des Konnetabel, St. Quentin, Ham und Bouchain; ja die ganze Grafschaft Burgund. Daß er, so wie am Hofe des Königs von England, auch in dem neuen Staatsrathe von Gent seine besoldeten Creaturen und Spione hatte, versteht sich von selbst. Durch listige Unterhandlungen bekommt er auch die reiche Stadt Arras, und allmälich die ganze Grafschaft Artois in seine Gewalt, zum großen Verdrusse der Genter, die die beiden Edelleute, welche die Unterhandlungen betrieben hatten, ohne Barmherzig-

keit hinrichten lassen. Cambray und Dornik, ein paar treffliche Handelsplätze, unterliegen gleichfalls den französischen Waffen.

Noch immer machten ihm seine Vasallen unruhige Stunden, besonders die Herzoge von Bretagne und von Nemours. Sie unterliegen aber, wie alle, seiner List. Der Herzog, der Ludwigs rasche Vergrößerungen in Burgund mit großer Besorgniß ansah, schickte ganz heimlich einen Vertrauten mit Briefen nach England, um Eduarden zu bitten, daß er sich dem weitern Vordringen Ludwigs widersetzen möchte. Der Bote der diese Briefe trug, schiffte sich jedesmal in Cherbourg ein. Hier unterhielt nun Ludwig einen geheimen Agenten, der die Kunst verstand, alle Hände nachzumachen. Dieser lauerte allemal richtig dem Bretagnischen Boten auf, bezahlt ihm für jeden Brief hundert Thaler und gab ihm dafür eine so täuschende Copie davon, daß weder der König von England noch der Herzog von Bretagne den Betrug ahnten; das Original aber sandte er unvorzüglich dem Könige zu. Als dieser nun einmal einen bretagnischen Gesandten, der mit Ergebenheitsversicherungen zu ihm kam, Gehör gab, fragte er ihn scharf, ob nicht geheime Unterhandlungen zwischen seinem Herrn und dem Könige von England im Werke seien. Der Gesandte leugnete es, und ward sogleich ins Gefängniß geworfen. Eine Weile nachher ließ ihn

der König wieder los, und fragte ihn, ob er die Ursach seiner Einsperrung wisse. Der Gesandte verneinte es und betheuerte seine Unschuld. „Ich glaube euch jetzt, sagte Ludwig, aber damit ihr seht, daß ich besser als ihr weiß, was euer Herr im Sinne hat, so will ich euch hiermit zwei und zwanzig Originalbriefe von ihm an dem König von England zeigen.“ Der Gesandte überzeugte sich von der Aechtheit auf der Stelle, und verließ den Hof mit Erstaunen und Furcht. Durch solche Mittel wußte Ludwig seine Vasallen in einer immerwährenden Besorgniß zu erhalten.

Mit dem Herzoge von Nemours erlaubte er sich einen weit kürzeren Prozeß. Auf diesen Vasallen hatte er einen tödlichen Haß geworfen, weil derselbe seinen Maaßregeln am lautesten wiedersetzte, in früheren Zeiten mehreren Bündnissen gegen ihn beigetreten war, und für einen Freund des hingerichteten Konnetabel galt. Dieser letztere hatte in seinem Verhör gegen ihn ausgesagt, und so hatte Ludwig Grund genug, ihn öffentlich anzugreifen. Durch geschickte Ueberrumpelung wird der Herzog auf seinen Gütern festgenommen, weggeschleppt, und an ihm ein Beispiel einer harten und strengen Gerechtigkeit geübt. Man macht dem Herzog den Prozes und erhält oder erzwingt Geständniss die ihn des Majestätsverbrechens schuldig machen. Er ward daher öffentlich enthauptet und seine Kinder

mußten Zeuge des Todes ihres Vaters sein. (1477) Die weitläuftigen Besitzungen des Herzogs theilte man unter dessen Richter aus.

Die niederländischen Eroberungen hatten indessen guten Fortgang. Sie brachten aber auch im Innern der burgundischen Staaten allmälig eine fürchterliche Gährung hervor, die sich in blutigen Auftritten kund that. Es war hohe Zeit daß die Prinzessinn einen Gemahl erhielt (18. Aug. 1477), und daß dieser Gemahl — bekanntlich der römische König und nachherige Kaiser Maximilian — Ansehen genug besaß, um sowohl den König von Frankreich, als die Flamländer selbst in Respect zu erhalten. Diese hatten ihr schon den Herzog Adolf von Geldern bestimmt, der aber zum Glück für die Prinzessinn und das Land in einem Gefecht vor Dornik gegen die Franzosen blieb. Auch Ludwig der XI. war nicht träge in seinen Unterhandlungen gewesen; er hatte ihr eine Vermählung mit seinem Dauphin Karl vorgeschlagen, der damals neun Jahre alt war. Die Speculation war gar nicht übel. Aber die Genter antworteten ihm, ihre Prinzessinn bedürfe eines Mannes und nicht eines Kindes.

Als demnach das burgundische Reich wieder einen Herrn hatte, dachte Ludwig wenigstens das in Sicherheit zu bringen, was er bisher davon abgerissen hatte. Dazu gebrauchte er bald Un-

terhandlungen, bald Truppen. Nach vielen Grausamkeiten und Verheerungen ward denn einmal wieder ein Waffenstillstand geschlossen, und während dessen sahen sich beide Theile nach Hülfe um. Ludwig fürchtete nichts mehr, als daß sich der König von England in seine Händel mischen möchte. Diese Furcht kannte Eduard sehr wohl, und benutzte sie treflich. Bey jedem zweideutigen Schritte Ludwigs schickte er Gesandte nach Paris, die sich erkundigen mußten, was das bedeute, und Ludwig konnte dann nichts besseres thun, als ihnen schmeicheln, und sie mit reichen Geschenken entlassen. Seine jährliche Abgabe an Eduard übersandte er noch immer auf das pünktlichste, auch die geheime Jahrgelder an die englischen Minister setzte er fort, und ließ sich dagegen Empfangsscheine ausstellen, die er dann aufs sorgfältigste in seiner Schatzkammer verwahrte. Als er aber endlich doch (1480) hörte, Maximilian habe ein Bündniß mit Eduard geschlossen, gerieth er in die lebhafteste Unruhe. Seine Gesandten und Couriere ritten, mit Gelde wohl versehen, durch halb Europa, und bemühten sich, Maximilianen in Schottland, in Venedig, bey den Schweizern, bey dem Papste, ja sogar in Böhmen Feinde zu erwecken. Dann reizte er die Niederländer selbst zur Empörung gegen ihren Herrn; aber zum Glück für ihn bedurfte es so gewaltiger Anstalten nicht, um sich dieses Feindes

zu erwehren. Ueberhaupt erwartete und erlangte er seine Vortheile mehr von den Fehlern seiner Feinde, die er durch seine Unterhandlungen zu veranlaßen wußte, als von Schlachten und vom Kriege. Mit Unrecht daher haben die, die ihn nicht verstanden, feige genannt, welches er nicht war. Nur vorsichtig war er, und unermüdet in seiner Thätigkeit auf diese Weise.

II.

Ludwigs XI. letzte Entwürfe und Tod.

(1481 — 1483.)

Um diese Zeit war die berühmte Vereinigung der beiden spanischen Königreiche, Kastilien und Arragonien, unter Ferdinand und Isabellen erfolgt. Dabei aber Johanna, eine nähere Erbin, aus Gründen übergangen. Ludwig, dem die durch die Vereinigung so sehr gestiegene Macht Spaniens gar nicht gefiel, fand sein Vergnügen daran, sich auch in dieses Spiel zu mischen. Er unterstützte einen französischen Grafen von Foix mit Gelde und Truppen, dieser muß sich unter

den mißvergnügten Kastilianern eine Parthey machen, und der Prinzessinn Johanna die Ehe versprechen. Die Sache geht über alle Erwartung erwünscht, Johanna wird glücklich aus dem Kloster befreit, der Graf von Foix hat schon Navarra erobert, als er plötzlich stirbt, vermuthlich an Gift von Ferdinand, den wir aus der spanischen Geschichte schon als einen glücklichen Nacheiferer Ludwigs XI. kennen.

Glücklicher war der König in der Benutzung der Verwirrungen, welche nicht lange vorher (1482) in den Niederlanden wieder entstanden waren. Ein Sturz vom Pferde hatte der 35jährigen Herzoginn Maria das Leben gekostet. Dieser unerwartete Todesfall brachte ihren Gemahl Maximilian, den die Niederländer ohnehin nicht liebten, um alle seine Vortheile. Nur seine noch sehr jungen Kinder, den nachmaligen Erzherzog Philipp den Schönen und die Prinzessinn Margarete, erkannte man als Mariens Erben an, ihm wollte man nicht einmal die Vormundschaft über dieselben lassen. Ludwig hatte dabey, wie immer, die Hand im Spiele, und brachte es dahin, daß die Genter ihm die Prinzessinn Margarete zur Braut für seinen Dauphin auslieferten, und ihm zugleich die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgabe bewilligten. Maximilian mußte den Vertrag wider seinen Willen unterzeichnen, und das Kind ward nach Paris ge-

schickt, um daselbst in französischen Sitten erzogen zu werden.

Ludwig näherte sich jetzt dem sechzigsten Jahre. Man muß glauben, daß er die Politik, welche er sein Lebelang geübt hatte, und die Mittel, deren er sich bediente, auch auf sich angewendet zu sehen, fürchten mußte, vorzüglich je mehr er sich dem Tode näherte. Man erzählt nähmlich vielerlei Beispiele von dem Mißtrauen, das ihn die letzten Augenblicke seines Lebens erfüllte. Seine Strenge ward größer, und mit ihr die Strafen. Eiserne Käfige wurden der Gewahrsam, wohin die kamen, auf welchen Schuld oder Verdacht haftete. Sein letzter Aufenthalt das Schloß Plessis bey Tours, wurde von außen fürchterlich befestigt. Vierhundert Schützen bewachten die Zugänge, die des Nachts fest verrammelt wurden. Fast alle Tage wechselte er mit den Bedienten, und zuletzt nahm er nur ganz fremde und ganz einfältige Personen in das Schloß. Von seinen Räthen ließ er niemanden vor sich, als wer ihm wichtige Staatsdepeschen zu überbringen hatte, und damit seine Magerkeit und seine elende Farbe nicht so deutlich in die Augen fiele, zeigte er sich jedesmal in den prächtigsten Gallakleidern, er der in seinem Leben auf Pracht nichts hielt, und sie nur brauchte wo er sie als ein Mittel ansah, der königlichen Würde dadurch einen äußern Glanz zu geben. Doch

sollte sie die Hinfälligkeit seines Lebens bedecken, denn er betrachtete auch das Ende desselben, seinen Tod als eine politische Begebenheit, deren Folgen er verhindern wollte durch Verhehlung seiner Annäherung.

Wenn er daher ausfuhr, geschah das nur in einem ganz verdeckten Wagen, damit ihn niemand in seinem kläglichen Zustande sähe, und er den Respect verlöre, den er ehemals durch sein kräftiges imposantes Ansehen eingeflößt hatte; *) Um die Welt glauben zu machen, daß er noch in voller Thätigkeit sey, machte er gerade jetzt mehr Geräusch als jemals von sich. Seine Staatsboten eilten durch das ganze Land umher. Aus England ließ er sich große Hunde, aus Neapel schöne Pferde, aus Sicilien Maulthiere, ja aus Afrika junge Löwen kommen, ohne eins von diesen Thieren, wenn sie da waren, nur anzusehen, bloß um die Leute glauben zu machen, er werde nun erst recht zu leben anfangen. Um vor Meuchelmord sicher zu seyn, ließ er einen berühmten Einsiedler Namens Robert, der in dem Rufe stand, künftige Dinge und Geheimnisse entschleiern zu können, aus Calabrien mit größem Ge-

*) Zu demselben Zweck hatte er sich in gesunden Tagen eines andern Mittels bedient. Es mußte nämlich, besonders auf seinen Reisen immer jemand von seinen Begleitern genau so gekleidet seyn, wie er.

pränge zu sich holen. Um den natürlichen Tod noch zu verzögern, wurde die Kunst zu Hülfe gerufen und Meister Jacob Cottier, Doctor der Medicin, und ein gewaltiger Astrolog, wußte sich ihm ganz unentbehrlich zu machen. Freilich aber, dieser so wie Olivier le Daim und andere von seinen Günstlingen, welche mit Ludwigs Tode ihr Existenz vernichtet sahen, waren schon allein geschäftig genug, ihm auf alle mögliche Weise das Leben zu verlängern, durch Mittel welche den religiösen Glauben jener Zeit in Bereitschaft hatte, über welche der König in diesen Hinsichten nicht stand, und alse seine Lebenslust an sie knüpfte. Vielleicht war diese letztere außer jenem allgemein menschlichen Instinkte, der Schmerz ein endliches Leben nur für eine solche unendliche Aufgabe als die Politik ist, zu haben, mit deren Auflösung er noch fortdauernd beschäftigt war. Daher empfing er auch die Nachricht von seinem Tode selbst mit großer Ruhe. Es war am 30sten April 1483 als er starb.

Seinen Sohn, den Dauphin, zu sehen, hatte er bis auf die letzten Stunden seines Lebens verschoben. Er hatte diesen schwächlichen Prinzen von seiner Geburt an von sich entfernt gehalten. Ganz zuletzt erst verlangte er ihn zu sehen, und als er vor ihm erschien, legte er ihm in wenigen aber nachdrücklichen Worten das Wohl und die Ehre seines Reiches ans Herz.

Er hinterließ seinem Nachfolger eine weit unbeschränktere Macht, als er von seinem Vater erhalten hatte, ein vergrößertes und beruhigtes Reich, gehorsame Unterthanen, Respect bey den Nachbarn, und ein ziemlich gut eingerichtetes Kriegs und Steuerwesen. Er hob jährlich von seinen Unterthanen nahe an fünf Millionen Livres, und besoldete dafür dreimal mehr stehende Truppen, als sein Vater. Er hatte alle von Karl VII. eingeführten „ erschützen abgeschaft, die bekantlich von den Dorfern besoldet wurden, in der Art wie oben erzählt ist. Er nahm dafür die Besoldung der Truppen auf sich, und zog zu diesem Behuf Schweizer in seinen Dienst. So machte er auch diesen wichtigen Zweig der königlichen Macht von sich abhängig.

Die Verbesserung der Justiz hat er sich sehr angelegen seyn lassen. Er machte mancherlei Einrichtungen, führte neue Gesetze ein, vervollkommnete die alten, durch sorgfältige Vergleichung fremder Gesetze. Er selbst störte in bürgerlichen Dingen den Lauf der Gerechtigkeit nicht, ja er ehrte selbst Widerstand der Obrigkeit wenn sie Recht hatten. Dem Parlamente befahl er einstmahls gewisse Verordnungen zu registriren. Da kam der Präsident und einige Mitglieder mit der Versicherung zu ihm, sie wollten lieber den Tod leiden als dieses thun. Der König ließ das Reskript sogleich vor ihren Augen zerreißen, und ermahn-

te sie ihm ferner treu und fest zu sein. Sonst aber forderte er den pünktlichsten Gehorsam bei allen seinen Befehlen, die er als recht erkannt hatte, denn er leitete bis in sein höchstes Alter alles selbst. Karl den Großen hatte er sich zum Vorbilde gemacht.

12.

Karl VIII.

(2483 — 1498.)

Der Dauphin Karl war dreizehn Jahre alt, als er den Thron bestig. Dabey war er ungewöhnlich klein, mager, ein wenig bucklicht und schielend. Aufgewachsen in der Einsamkeit zu Amboise, unter Weibern und gemeinen Leuten, war er so vernachlässigt, daß er noch nicht fertig lesen konnte. Daher ließ er sich noch als König in den nöthigsten Kenntnissen unterrichten, und da zeigte sichs, daß er gar nicht ohne Fähigkeiten war. Besonders reizte ihn das Studium der Geschichte, und Julius Cäsar und Carl der

Große wurden seine Helden. Im Umgange war er bescheiden, liebreich und gutmüthig, und das Reich hatte wenigstens durch ihn nicht gelitten, viel mehr an guten Einrichtungen gewonnen.

Diese schreiben sich jedoch weniger von ihm, als von seiner ältern Schwester Anne, Gemahlin des Herzogs Peter von Bourbon und Herrn von Beaujeu, her, die ihm von seinen verstorbenen Vater als Regentinn beigesellt worden war, und die sich in diesem Posten mit einer Klugheit und Mäßigung zu behaupten wußte, die sie den größten Regentinnen aller Zeiten gleich setzt. Es fehlte nicht an Unzufriedenen unter den Großen, die es unter ihrer Würde hielten, unter der Regierung eines Weibes zu stehen, aber sie wußte sie allmälig alle für sich zu gewinnen. Sie fragte sie um Rath, sie erhob sie zu Ehrenstellen, sie befreite alle, welche ihr Vater ins Gefängniß geworfen hatte, und zog manchen zur Rechenschaft, der sich unter der vorigen Regierung unrechtmäßig bereichert hatte. Zu diesen gehörte auch der habsüchtige Arzt Jakob Cottier, der einen großen Theil der von Ludwig XI. gezogenen Summen wieder heraus geben mußte.

Um allen Beschwerden der verschiedenen Stände möglichst abhelfen zu können, schrieb Anne von Beaujeu im Namen des jungen Königs eine allgemeine Reichsversammlung zu Tours aus, die drey Monate dauerte (1484). Bei die-

ser Gelegenheit kamen Klagen zum Vorschein, die den innern Zustand des damaligen Frankreichs von einer traurigen Seite darstellen. Durch das politische System Ludwigs XI., vermöge dessen er alles, was er nicht mit Gewalt und Ueberredung zwingen konnte, mit Gelde erkauft hatte, waren so ungeheure Summen aus dem Lande gegangen, daß Frankreich verhältnißmäßig zu den ärmsten Ländern gehörte. Die Steuern waren so ansehnlich erhöht worden, daß Provinzen, die sonst nur Tausende gegeben hatten, jetzt zu Millionen angeschlagen waren. Viele Bauern waren ausgewandert, weil sie nicht mehr so viel erwerben konnten, als sie abgeben mußten; andere waren vor Hunger und Elend gestorben, noch andere zogen mit ihren Weibern und Kindern den Pflug selbst, weil sie kein Vieh ernähren konnten. Ganze Strecken schönen Ackerlandes blieben unbebaut liegen. Die Art, wie die Steuern eingefordert wurden, war fast noch drückender als die Steuern selbst. „Wenn die Glieder einer Gemeine — sagte ein Deputirter in seiner Rede — mit vieler Mühe ihren Antheil bezahlt haben, so sind sie noch nicht vor Verfolgungen gedeckt; alsdann hebt man sie auf, und setzt sie so lange gefangen, bis sie auch das noch bezahlt haben, was eine benachbarte Gemeine nicht erlegen konnte, und auch nach Bezahlung dieser doppelten Auflage sind sie noch

nicht frey; nun zwingt man sie noch, die Kosten des Sergeanten, des Schreibers und des Kerkermeisters zu tragen, des Schadens nicht zu gedenken, der ihnen und dem Staate durch den Verlust der Zeit und die Unterlassung des Feldbaus zuwächst ꝛc." Die Gerichtsdiener durchstrichen kompagnienweise das Land, und lebten auf Kosten der Bürger und Bauern. In mancher kleinen Grafschaft fand man Gerichtsdiener zu Hunderten. Das Bestreben Ludwigs XI. aus den aristokratischen Formen der Regierung, die unter seinem Vater entstanden und befestigt waren, eine Monarchie herzustellen, mußten wohl Härten erzeugt haben, die er nicht wollte, die aber nothwendig sind, wo solche Verwandlungen vorgenommen werden.

Zur Abstellung dieser und noch vieler andern Unordnungen bezeigte sich der König und die Regentinn sehr bereitwillig, und wirklich wurden auch die Steuern beträchtlich herabgesetzt. Im Allgemeinen wurde dieser Reichstag zur Zufriedenheit aller Anwesenden beschlossen. Eine Merkwürdigkeit desselben ist, beiläufig, die, daß jeder Abgeordnete während seines Aufenthalts in Tours von seiner Provinz etwa einen Thaler Diäten erhielt; dieser reichte also zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse eines damaligen Herrn vom Stande bey feierlichen Gelegenheiten hin.

Die Herzoginn von Beaujeu konnte mit all'

ihrer Klugheit nicht verhindern, daß nicht endlich doch eine Gegenpartey entstand, die dem Hofe förmlich den Krieg ankündigte. An der Spitze derselben stand ihr Schwager, der Herzog Ludwig von Orleans, erster Prinz vom Geblüt; ein junger Wildfang, der seinem feurigen Temperamente jetzt um so mehr Luft machte, da er unter Ludwigs XI. Regierung sich sehr still hatte halten, und sich sogar dessen zweite Tochter Johanne, eine verwachsene und äußerst häßliche Person, als Gemahlinn hatte gefallen lassen müssen. Er selber war von schöner Gestalt und einnehmenden Sitten, der beste Reiter und Tänzer am Hofe, und ein großer Freund des weiblichen Geschlechts. Aufgehetzt von ehrgeitzigen Freunden (denn er selber war nicht anmaßend noch zu Ungerechtigkeiten geneigt) entwarf er den Plan, die Regentinn zu verdrängen, und sich an ihren Platz zu stellen, der ihm, wie er glaubte, um so mehr zukam, da er, im Fall der junge König kinderlos stürbe, der nächste Thronerbe war. Es fehlte ihm nicht an Anhang unter dem französischen Adel, besonders unterstützte ihn der alte Feind des königlichen Hauses, der Herzog Franz II. von Bretagne, bey dem er sich meistens aufhielt, und auf dessen älteste Tochter Anna, eine sehr schöne und kluge Prinzessinn, er ein Auge geworfen hatte. Mit Franzens Hülfe brachte er wirklich ein Heer zusammen, dem aber ein ge-

übteres bey St. Aubin entgegenkam. Es kam zur Schlacht am 28. Jul. 1488. Um seinen schlechten Truppen Muth zu machen, focht er selber zu Fuß an ihrer Spitze, aber das Glück war diesmal auf Seiten der Gerechtigkeit, er ward nicht nur geschlagen, sondern selber gefangen. Man brachte ihn nach Bourges, wo man ihm in einem Thurme drey Jahre Zeit ließ, über seinen Leichtsinn nachzudenken.

Wenige Monate darauf (9. Sept.) starb der Herzog von Bretagne ohne Söhne. Seine älteste Tochter Anna erbte das Herzogthum dessen Stände fest hielten auf die Unabhängigkeit des schönen Landes; und darum in die Prinzessinn drangen, sich mit einem Fürsten zu vermählen, der sie darin gegen die Anmaßungen des Königs schützen könnte. Nächst Ludwig von Orleans hatte ihr niemand mehr gefallen, als der römische König Maximilian, und da Ludwig noch gefangen saß, auch von seiner ersten Gemahlinn noch nicht geschieden war, und Maximilian sich mit größtem Eifer um sie bewarb, so reichte sie diesem endlich die Hand, und die Verlobung ward durch einen kaiserlichen Gesandten, der die Person des Bräutigams vorstellte, feierlich vollzogen. Die Ceremonie dabey war die, daß der Gesandte und die Prinzessinn sich im größten Putze neben einander auf ein breites Paradebett legten, so, daß zwischen beiden ein Schwerdt liegen konnte,

und daß ein Priester eine Einsegnungsrede über sie sprach.

Der König konnte diese Verbindung Bretagn's mit einem Fürsten, der nächstens Kaiser werden sollte, und der ohnehin schon das reiche Burgund besaß, unmöglich so ruhig zugeben. Er griff zu den Waffen, und ein französisches Heer stand an Bretagne's Gränzen, ehe Maximilian noch Hülfe schicken konnte. Zugleich wurden an den vornehmsten Herren des Landes die geheimen Künste Ludwigs XI. versucht. Das politische Kunststück ward durch die Treue des gefangenen Herzogs von Orleans vollendet, den man unter der Bedingung losließ, daß er zur Prinzessinn Anna reisen, und sie vermöge der Gunst, in der er bey ihr stand, zur Wiederauflösung der österreichischen Verbindung, und zur Heyrath mit Karl VIII. bewegen sollte. Ludwig war wirklich so gutmüthig, und so von aller Rachsucht fern, daß er die Bedingung erfüllte, und durch seine geschickten Unterhandlungen alle Wünsche des Königs befriedigte. Anna willigte ein, und die meist bestochenen Stände machten auch keine Schwierigkeiten, fürchteten auch keine von Seiten Maximilians der damals in Deutschland und den Niederlanden viel Geschäfte hatte, des Geldes aber wie immer wenig. Aber eine entrissene Braut und eine zurück gesendete Tochter, Margarete nämlich, die Carl VIII. schon lange bestimmt

war, erforderten Rache. Sie zu üben, schloß er ein Bündniß mit dem englischen König Heinrich VII., vermöge dessen beide, der eine zu Lande, der andre zur See, in Frankreich einfielen. Allein Heinrich VII. war es mit diesem Kriege kein Ernst. Der Krieg sollte ihm nur Geld von seinen Unterthanen, der Friede dasselbe ihm von seinen Feinden verschaffen. Er fand sich daher bereit zum Frieden, als Karl versprach zwey Millionen Thaler zu zahlen, und dem römischen Könige die Grafschaft Burgund, Artois und Charlois wieder abzutreten. Hierauf zog Heinrich VII. vergnügt ab, und Maximilian, der bald darauf (1493) Kaiser ward, war auch froh, so weggekommen zu seyn.

13.

Karls VIII. Eroberungsprojecte.

(1494 — 1498.)

Ludwig der Elfte mit nichts beschäftigt als mit der Erweiterung der königlichen Macht ohne nach Außen zu streben, hatte dadurch seinem Nachfolger einen festen Punkt gegeben von welchem aus, dieser mit Glück versuchen konnte nun in das Triebwerk der Welt einzugreifen. Italien

war das Land, welches dazu den freiesten Spielraum darbot, und obgleich nur alte Rechtsansprüche auf einzelne Theile dieser Länder geltend gemacht werden sollten, so brachten doch die dadurch entstandnen Bewegungen ganz neue Weltverhältnisse, die nicht unmittelbar bezweckt waren hervor, und gewähren daher diesen französisch-italienischen Kriegen ein großes Intresse.

Diesmal ging Karls Absicht auf Neapel und Sicilien. Für wie viele Richtungen diese Länder der Mittelpunkt waren hat die Geschichte gelehrt, eben so daß sie jetzt gemeinschaftlich von einem aragonischen Fürstenstamm besetzt waren. Der jetzige Besitzer aus diesem Hause war Ferdinand, der mit großer Strenge herrschte. Unter den Zurüstungen die er nicht ohne Besorgniß gegen den herannahenden Feind machte, starb er hin, und Alphons sein Nachfolger sollte nun das schwere Geschäft übernehmen einen tüchtigen Widerstand gegen Karl VIII. zu leisten, dem in Italien selbst eine Menge von glücklichen Umständen entgegen kamen. Unter dem neapolitanischen Adel war noch immer eine dem Hause Anjou zugethane Parthei. Von hier aus so wie von mehrern italienischen Fürsten ergingen daher Aufforderungen in Menge an den jungen König von Frankreich. Die Venetianer blieben zwar neutral, allein dies war schon ein großer Gewinn, dagegen wünschte ihn nach Italien, der Herzog von Fer-

rara, die eine Parthei in Genua, niemand aber blendete ihn durch lockende Versprechungen mehr als der Regent von Mailand, Ludwig Moro der freilich das größte Interesse dabei hatte, den König von Neapel, dessen Schwiegersohn Johann Galeaz Maria, der eigentlich Herzog von Mailand war, völlig unschädlich zu machen. Der junge Herzog war kränklich und schwächlich, Ludwig Moro regierte an seiner Statt, der König von Neapel verlangte aber Ludwig sollte dem jungen Herzoge die Regierung abtreten, nicht ohne Verdacht er wolle selber sich des Herzogthums bemächtigen, weswegen er sich auch schon mit Florenz in ein Bündniß eingelassen hatte.

Solche günstigen Umstände verbunden mit Karls eignem lebhaften Wunsche darnach, schlugen alle Bedenklichkeiten nieder, welche der französische Staatsrath dem Könige machte, und der Zug nach Neapel kam wirklich zu Stande. Um das nöthige Geld aufzutreiben, wurden viele Domainen verpfändet, und ein Dahrlehn von 100,000 Dukaten von den Genuesern gegen vierzehn Procent auf vier Monate genommen. Um Ferdinand den Katholischen ganz zu versöhnen opferte ihm Karl die verpfändeten Herrschaften Roussillon und Cerdagne auf, ohne auch nur den Pfandschilling dafür wieder zu erhaltn.

Im Herbste 1494 ging der 24jährige Held an der Spitze seines Adels und eines zahlreichen

Heers über die Alpen. In Pavia fand er den kranken Johann Galeazzo Maria an einem Gifte, sagte man, welches ihm sein herschsüchtiger Oheim Ludwig Moro beigebracht haben sollte. Er starb auch bald darauf (im 24sten Jahre) und Ludwig Moro übernahm nun, nach dem Wunsche der Stadt die Regierung förmlich. Er zahlte an den König von Frankreich große Geldsummen. Die Franzosen zogen ungehindert fort, denn der Widerstand welchen alle Welt erwartet hatte, daß ihn die Franzosen finden würden blieb aus. Nämlich Florenz ergab sich dem Könige. Peter Medices ging ihm entgegen warf sich vor ihm nieder und bot ihm die Stadt an, der König verlangte alle Festungen und viel Geld. Bei seiner Rückkunft fand Peter die Stadt entrüstet. Er floh nach Bologna, Karl aber beleidigte die Florentiner nicht wenig dadurch daß er der Stadt Pisa ihre Freiheit und Unabhängigkeit gab. Indessen konnte er doch nun Toskana ungehindert durchziehen. Eben so wenig Widerstand leistete der Papst. Karl zog in der Neujahrsnacht 1495 mit klingendem Spiele und bey Fackelnschein in Rom ein, wo der beklommene Papst sich vor ihm demüthigte. Das römische Volk überreichte ihm die Schlüssel seiner Thore, worauf er sich in den prächtigen Pallast St. Marco begab, vor welchem er seine Artillerie aufführen ließ. In der ganzen Stadt wurden französische Wachen aus-

gestellt. So lange er in der Stadt war, mußte die Justiz in seinem Namen verwaltet werden, und er übte daselbst alle Handlungen eines Oberherrn aus. Alexander VI. hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, und wartete voller Angst auf den Ausgang dieser Dinge. Dieser hätte für ihn sehr schlimm ablaufen können, denn viele mißvergnügte Cardinäle und das ganze Volk, welches in ihm den frechsten und liederlichsten aller Päpste verabscheute baten den König, ein Concilium zu halten, und ihn abzusetzen. Nur mit Mühe brachten ihn einige seiner Räthe — wie man glaubt, vom Papste bestochen — davon ab. Er schloß dagegen einen Vergleich mit ihm, kraft dessen sich Alexander verpflichten mußte, ein Bundesgenosse von Frankreich zu seyn, ihm seinen Sohn Cäsar Borgia als Geißel zu stellen und ihm den Sultan Zizim auszuliefern, der von seinem Bruder Bajazeth vom Throne gestoßen in Italien vom Papste verwahrt wurde gegen ein Jahrgeld von 200,000 Ducaten das Bajazeth auszahlte und wofür er, sagt man, Italien unangetastet ließ. Karl setzte nun seinen Zug nach Neapel fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, als der Geißel listig entwischte, und der Sultan, der dem Zug Karls als eigentlich gegen die Türken gerichtet, vorstellen sollte, starb.

Hatte Alexander den König von Frankreich einmal beleidigt, so durfte er nicht aufhören, ihm

ferner zu schaden. Er kannte die Habsucht Ferdinands des Katholischen, und bot diesem seinen Beistand an, wenn er die Franzosen aus Italien vertreiben wollte. Das fruchtete. Sogleich erscheint ein spanischer Gesandter vor Karl VIII., und erklärt ihm, daß sein Herr die Bisitznehmung von Neapel nimmermehr zugeben werde, weil er selbst weit gerechtere Ansprüche an dies Land habe. Karl zeigt hierauf die letzten Friedenstractaten vor, in welchem er Ferdinanden aus freier Bewegung Rousillon und Cerdagne unter der Bedingung abgetreten habe, daß dieser ihm in seinen italiänischen Eroberungen nicht zuwider seyn solle. Mit unerhörter Frechheit zerreißt hierauf der stolze Spanier das Blatt, und ruft, so sey es nicht gemeint gewesen. Er würde dafür von den anwesenden französischen Herren auf der Stelle niedergemacht worden seyn, wenn nicht der König selber ihn noch geschützt hätte.

Alphons hatte in der Noth seinem Sohne Ferdinand die Herrschaft abgetreten, hoffend, daß dieser junge Prinz durch seine Kriegeserfahrenheit und Liebenswürdigkeit die Anhänglichkeit der Unterthanen an sich fesseln würde. Er hob auch die Gegenstände des Mißvergnügens auf, sammlete Truppen, und befestigte die Städte, und wollte durch feste Stellungen in den engen Päßen die französische Armee aufhalten, und sie durch Hunger zwingen. Aber die

Franzosen kamen durch Schnelligkeit zuvor, sie betraten das neapolitanische Gebiet ohne Widerstand. Am 21. Febr. zog Carl in die Stadt ein, die nun sogleich auf französischen Fuß regiert ward. Der junge König Ferdinand war entflohen. Die Einwohner verhielten sich ruhig, und wollten erst sehen, wie der neue Herr mit ihnen verfahren werde. Dieser bezeigte sich zwar für seine Person äußerst gnädig und liebreich, setzte die Abgaben um ein beträchtliches herunter, und ergötzte das Volk durch Tourniere und Pferderennen, wovon er ein großer Freund war; allein weit weniger war er darauf bedacht, den Uebermuth seiner Soldaten zu hemmen. Diese betrugen sich gegen die Bürger nicht wie Verwandte und Mitbürger, sondern wie Feinde in einem eroberten Lande, verführten die Weiber, mißhandelten die Männer, und erlaubten sich die unerhörtesten Erpressungen und Ausschweifungen. Der König verschenkte ganze Städte und kostbare Landgüter an seine französischen Lieblinge. Diese machten sich ein Vergnügen daraus, den neapolitanischen Adel auf alle Weise zu kränken und höhnisch zu behandeln. Die verdientesten Männer wurden unverzeiblich zurückgesetzt. Noch ehe die Krönung vor sich ging, wünschten alle Neapolitaner diesen neuen Oberherrn ans Ende der Welt.

Diese Ceremonie verzog sich bis zum 12ten May, weil der Papst die Investitur durchaus

verweigerte. Nach langen vergeblichen Bitten ließ sich endlich Karl ohne Investitur krönen, und hielt bey dieser Gelegenheit einen prächtigen Zug durch die Stadt. Griechen und Türken geriethen schon in ängstliche Bewegungen, als die Sache eine plötzliche Veränderung erlitt. Ueberall war die Furcht vor einer gänzlichen Unterjochung Italiens erwacht, und der Papst den Karl mit der Absetzung bedrohete, Ludwig Moro, Ferdinand der Katholische, Maximilian und Venedig standen schon auf, um ihn von allen Seiten anzufallen. Nur einen Theil der Mannschaft läßt er in Neapel zurück, mit dem andern zieht er wieder durch Italien heimwärts. Als er durch den Kirchenstaat kam, flüchtete der Papst hurtig nach Perugia. Karl durch Eil der Langsamkeit der Verbundnen zuvorkommend verfolgte ihn nicht weiter, ließ auch Rom unbesucht, nur erlaubte er seinen Soldaten in des Papstes Gebiete, so wie in ganz Italien die größten Ausschweifungen und Grausamkeiten. Als er im Parmesanischen die Appenninen überstiegen hatte, kam ihm ein mächtiges Heer von Mailändern und Venetianern entgegen und nöthigte ihn zu einer Schlacht (6. Jul. 1495) bei Fuornuovo in der er viel Menschen und den größten Theil seines reichen Gepäckes verlor und beinahe selbst gefangen worden wäre. Die erbeuteten Schätze der Franzosen waren ansehnlich. Unter denselben befand sich auch ein

Buch in welchem alle Geliebten und Maitreſſen Karls die er in den verſchiedenen Städten gefunden hatte, abgemahlt waren. Zu Trino im Mailändiſchen ruhete er ein wenig aus. Hierher ſandte ihm der feige Papſt, nachdem er von der Schlacht gehört hatte, einen ſtolzen Befehl, Italien in zehn Tagen zu verlaſſen, und ſeine Völker aus Neapel zurückzuziehen, widrigenfalls aber bey Strafe des Banns in Rom zu erſcheinen und ſich vor ihm zu verantworten. Karl wies den Geſandten verächtlich ab, und ſagte ſpöttiſch, das letztere könne wohl geſchehen, nur müſſe der Papſt dann nicht wieder ſo geſchwind weglaufen, als das letzte Mal.

Karl war noch zu Trino, als er ſchon die traurige Nachricht erhielt, die Neapolitaner hätten mit Hülfe des Papſtes und einer ſpaniſchen und venetianiſchen Flotte ſeine Beſatzung geſchlagen, und der junge König Ferdinand ſey von allen Städten freudig aufgenommen und als König wieder anerkannt worden. Noch hatte er zwar mehrere feſte Plätze der Florentiner und Mailänder in Händen, für deren Rückgabe beide ihm für ſeinen nächſten Feldzuge nach Neapel Hülfe an Truppen und Geld reichlich verſprachen. Karl räumte auch die Plätze. Als er aber im folgenden Jahre den verſprochenen Beiſtand von ſeinen neuen Bundesgenoſſen verlangte wollten we-

er die Florentiner noch Ludwig Moro etwas da-
on wiſſen.

Am Ende des Jahres 1496 kamen nun auch
ie wenigen Franzoſen aus Neapel zurück, die
on Seuchen, Hungersnoth und Krieg verſchont
orden waren. Ferdinand blieb König von Nea-
el, und nach ſeinem Tode folgte ihm ſein Vetter
Friedrich. Körperliche Schwäche und Mangel
an Geld verhinderten Karl VIII. an einem zwei-
ten Zuge. Schon im 28ſten Jahre war ſeine ge-
ringe Lebenskraft, zum Theil durch ſeine Schuld,
erſchöpft; er ſtarb am 17. April 1498, ohne Lei-
beserben zu hinterlaſſen. Der Thron fiel daher
an den oben erwähnten Herzog Ludwig von Or-
leans.

14.

Ludwig XII.

(1498 — 1515.)

Dieſer Prinz war 36 Jahre alt, als er die Regierung übernahm. Sein muthwilliges Feuer hatte ſich nun abgekühlt, aber ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften hatten ſich erhalten, und dadurch machte er ſich gleich in den erſten Tagen

den Franzosen so werth, daß sie ihn den Vater des Volks nannten. Man muß auch sagen, daß er eine Ehre darin suchte, diesen schönen Namen zu behaupten.

Seine Feinde hatten das nicht erwartet. Da sie wußten, daß er ihre Namen, auf einen Zettel geschrieben, und manche mit einem Kreuze bezeichnet, bey sich trage, flohen sie, sobald der vorige König die Augen geschlossen hatte. Er aber rief sie alle wieder zurück, tadelte sie wegen ihres Mißtrauens, und setzte hinzu: „Das Kreuz, das ich einigen Namen beygefügt hatte, sollte euch nicht meine Rache, sondern, wie das Kreuz des Heilandes, Vergebung und Vergessung der Beleidigungen ankündigen.“ Einige Hofleute fragten ihn, ob er sich jetzt nicht an dem Hauptmann La Tremouille rächen wolle, der ihn damals in der Schlacht von St. Aubin gefangen genommen habe. „O nein, antwortete Ludwig; La Tremouille hat seine Schuldigkeit gethan und seinem Herrn rechtschaffen gedient; der König darf sich nicht mehr der Beleidigungen erinnern, die dem Herzog von Orleans wiederfahren sind.“ Aus Schonung für das schon genug gedrückte Volk behalf er sich selbst so ökonomisch, daß die Spötter sich über seinen Geiz lustig machten. Einmal, als er zu einem Zuge, von dem bald die Rede seyn wird, ungewöhnlich viel Geld brauchte, sagte er zu seinen Finanzräthen: „Richtet es

so ein, daß die Auflagen, die wir etwa machen müssen, meinem Volke nicht zur Last gereichen;" und da man ihm vorstellte, daß die nöthige Summe ohne harte Maaßregeln nicht zusammengebracht werden könne, antwortete er mit Thränen in den Augen: „Ich schwöre, daß ichs nicht geschehen lassen würde, wenn mich nicht die Noth dazu zwänge. Gott ist Zeuge meiner Aufrichtigkeit, und nichts als der Tod soll mich hindern, es meinen armen Unterthanen zu ersetzen." Bey solchen Gesinnungen ließ sich der gutmüthige Mann dennoch in auswärtige Eroberungen ein. Zu allem dem hatte er sich einen Mann zum Vertrauten gewählt, der sich in das Kabinet durch seine Talente geschwungen hatte. Dies war der Bischof von Amboise, dem Ludwig bald darauf vom Papste den Kardinalshut verschaffte. Alles was in der Folge von Ludwigs XII. kriegerischen Unternehmungen erzählt werden wird, wurde fast allein durch diesen Minister gelenkt.

Das Herzogthum Bretagne war durch Königs Karls VIII. Vermählung mit der Prinzessinn Anna noch keinesweges auf immer an die Krone verfallen. Um es dabei zu erhalten, brauchte Ludwig, dessen alte Liebe zu Annen noch nicht erloschen war, diese nur zu seiner Gemahlinn zu machen. Um das aber zu können, mußte er erst von seiner ihm damals aufgedrungenen häßlichen

Frau getrennt werden. Der Papst, der Ludewigen in Italien brauchen wollte, war dazu bereitwillig unter dem Vorwande der allzu nahen Verwandschaft. Ludwig heyrathete die Wittwe seines Vorgängers, und die geschiedene Königinn ging nach Bourges, wo sie in klösterlicher Einsamkeit noch sechs traurige Jahre verlebte. Die Liebenswürdigkeit ihres Karakters erregte die Theilnahme des Volks und man tadelte den Schritt Ludwigs, den die Politik, ohne die Liebe mit einzumischen, loben mußte. Dieses Lob verdienten auch seine vielen nützlichen Einrichtungen und weisen Verbesserungen alter Mißbräuche, die man ihm verdankte. Ganz besonders schärfte er die Zucht in den Ordonnanzkompagnien, und gab eine Menge treflicher Verordnungen zur Beschleunigung der Prozesse und zur Verhütung der Ungerechtigkeiten und Bestechungen in den Gerichtshöfen.

15.

Die Eroberung Mailands.

(1499 — 1500.)

Seitdem Karl VIII. das politische System Frankreichs nach Italien gelenkt hatte, befolgte auch Ludwig XII. dasselbe und richtete seine Augen auf das schöne Mailand, dessen Eroberung ihm durchaus keine Ungerechtigkeit schien, einmal darum, weil der jetzige Besitzer, Ludwig Moro an dem Bündnisse gegen Carl VIII. Theil genommen hatte, dann aber, weil er von seiner Großmutter her, die eine Tochter des ersten mailändischen Herzogs gewesen, rechtliche Ansprüche auf dies Land hatte, der jetzige Besitzer aber ein Usorpator schien. Um recht vorsichtig zu gehen, machte er sich zuvor alle seine Nachbarn zu Freunden. Er schloß ein Bündniß mit den Schweitern, von denen er 5000 in Sold nahm, mit den Venetianern, denen er einige mailändische Gränzstädte abzugeben versprach, mit dem Herzog von Savoyen, der ihm den Durchzug durch sein Land bewilligte, und mit dem Papste, dessen Sohn Cäsar Borgia er zu hohen Ehrenstellen in Frankreich erhob. Als man die Kosten zu überrechnen anfing, ergab sich noch ein beträchtliches Deficit in der Kriegscasse. Um dies zu heben, schlug der Kardinal Amboise ein sehr gefährliches Mittel vor,

nämlich die Finanzbedienungen zu verkaufen. Ludwig entschloß sich mit schwerem Herzen dazu, und mit dem Vorsatze, das Unrecht künftig wieder gut zu machen.

Im Herbste 1499 brach er mit der Armee auf. Alles ging erwünscht. Gleich bei der Nachricht von Ludewigs Zurüstungen sah Ludwig Moro voraus, daß er bey der wenigen Anhänglichkeit seiner Unterthanen an ihn, nothwendig den Franzosen unterliegen und also fliehen müßte, wenn der deutsche König ihm nicht zu Hülfe kommen würde. Die Briefe, die er deswegen an Maximilian schrieb, wurden von den Venetianern aufgefangen, und an den König von Frankreich geschickt, welcher die Lage der Dinge dadurch erfahrend auf Mailand losging. Der Herzog von Mailand floh mit einem Schatze von 7 Millionen Goldes zum deutschen Kaiser. Das ganze Land war fast ohne Schwerdtstreich in 16 Tagen erobert. Am 6. Oktober hielt Ludwig XII. in herzoglicher Kleidung seinen Einzug in die Hauptstadt, welche ihm die aus gediegenem Golde gemachten Schlüssel überreichte. Mit Mailand ergab sich auch Genua, welches schon früher einmal ein französisches Besitzthum gewesen war. Venedig erhielt Cremona und Länder jenseit der Adda. Doch hatte der entfliehende Ludwig Moro dem venetianischen Gesandten gesagt: Ihr schickt mir den König zum Mit-

tagsmahl, ich versichre euch, ihr habt ihn zum Abendbrot. Einem Theil des venetianischen Senats waren diese Besorgnisse selbst nicht entgangen, allein ein anderer Theil hatte gesiegt mit seiner Meinung, sich durch Frankreichs Hülfe nur erst auf Mailands Kosten zu bereichern und dann auf eine Vertreibung der Franzosen, wie unter Karl VIII. durch die einmüthigen Fürsten Italiens zu hoffen. Die Sache schien sich dazu anzulassen als Ludwig kaum den Rücken gewandt hatte. Die französischen Edelleute und Soldaten hauseten im Mailändischen gerade eben so unverantwortlich, als sie unter der vorigen Regierung in Neapel gethan hatten, und ärnteten auch von ihrem gewaltthätigen, zügellosen Betragen die nämlichen Früchte. Die Mailänder, der fremden Einquartierung überdrüssig, sehnten sich wieder nach ihrem vorigen Herzoge, der unterdessen auch nicht müßig gewesen war, sondern in Deutschland und der Schweiz ein ansehnliches Heer gesammelt hatte, mit welchem er jetzt auf einmal an der Gränze seines Vaterlandes erschien. Die Einwohner nahmen ihn mit Freuden auf, und führten ihm Geld und Lebensmittel zu. Der Marschall Trivulcio, Befehlshaber der französischen Truppen, konnte sich kaum noch in seinen festen Schlössern halten, und schickte Boten über Boten nach schleuniger Hülfe ab. Wirklich sandte ihm Ludwig eine tüchtige Verstärkung nebst

dem nöthigen Gelde, und nun konnte sich der Marschall wieder ins offene Feld wagen. Man nahm Verrätherey zu Hülfe, einige tausend Schweizer wurden dem Ludwig Moro abwendig gemacht, und dadurch sah er sich so geschwächt, daß er abermals auf seine Flucht bedacht seyn mußte. Nun setzte Trivulcio einen Preis von 500 Kronen auf seine Ergreifung, und das reizte einen Schweizer, ihn den Franzosen zu entdecken, da er eben in einer gemeinen Verkleidung unter einem Haufen anderer Schweizer auswandern wollte. Trivulcio sandte ihn nach Lyon, und von da ließ ihn der König nach dem Schlosse Loches in Berry bringen, wo er zehn Jahre in einem unterirdischen Gewölbe zubrachte, bis der Kummer und die ungesunde Luft ihn tödteten. Der Rath von Uri, der den Ruhm der Schweizer durch die Unredlichkeit des Einen, der den Herzog verrathen hatte, beschimpft hielt, erklärte den Verräther des Todes schuldig, und ließ ihn hinrichten.

So hatten sich also die Franzosen aufs neue den Besitz von Mailand gesichert. Ludwig verzieh allen, die sich in dem letzten Aufstande zu Moro's Partey gewendet hatten, und erließ den Mailändern die Strafe. Nur Schade, daß er ihnen die unverschämten Erpressungen seiner Soldaten nicht erlassen konnte.

16.

Entwürfe auf Neapel.

(1500 — 1504.)

Um seine Eroberungen zu vollenden, und seines Zweckes sicher zu sein, mußte Italien am entgegengesetzten Ende gefaßt werden. Ludwig mit so leichter Mühe Herr von Mailand geworden, richtete nun seine Blicke auf Neapel das sein Vorgänger Karl schon hatte erstreben wollen, diesmahl galt es aber nur der Hälfte, indem die andere Ferdinand dem Katholischen zufallen sollte, und unter den Umständen mußte, vermöge des oben schon erzählten Theilungstractates, den vorgegebne geheime Einverständnisse Friedrichs von Neapel mit dem Sultan Bajazeth entschuldigen mußten. Eben daselbst ist schon erzählt, durch welche List sich Ferdinand in den Besitz seiner Hälfte setzte, und bald darauf auch seinem Bundesgenossen die andere Hälfte der ungerechten Beute entriß. Ludwig war darüber so ergrimmt, daß er den spanischen Gesandten nach vielen heftigen Vorwürfen über seines Herrn Treulosigkeiten auf der Stelle aus Paris jagte. Als derselbe zu Hause alles wörtlich wieder erzählte, unter andern auch, daß der König von Frankreich gesagt habe, dies sey nun das zweite Mal, daß er von Spanien betrogen worden sey, rief Fer-

dinand der Katholische lachend aus: „Er lügt, der Trunkenbold! Ich habe ihn mehr als zehn Mal betrogen!"

So unglücklich aber auch dieser Zug der Franzosen nach Neapel ablief, so schöne Züge von Heroismus hat doch derselbe veranlaßt. Der berühmte Bayard, dem in der Folge noch ein eigener Abschnitt gewidmet werden soll, gab hier die ersten Proben seines wahrhaft heldenmäßigen Charakters. Er hatte großen Antheil an dem Ruhme, den sich der Ritter Ludwig von Ars bey dieser Gelegenheit erwarb. Nachdem die französischen Feldherren in Neapel, zum Theil durch ihre Unvorsichtigkeit und Uneinigkeit alles verloren hatten, und sich durch die Flucht zu retten suchten, rächte dieser tapfere Officier durch seine fast unglaubliche Gegenwehr die Ehre der französischen Nation an den Spaniern. Nach der letzten verlornen Schlacht bey Cerigola, die wider seinen Willen geliefert worden war, hatte er sich mit einer Anzahl tapferer Männer nach Venosa gezogen, indeß der Herr von Alegre den Rest des Heeres nach Gaeta führte. Er verschanzte sich tüchtig in diesem Posten, errichtete Magazine, und brandschatzte das ganze umliegende Land. Die Ordnung, die er unter seinen Truppen hielt, und der Ueberfluß, den er die Einwohner von Venosa mit genießen ließ, bewegten verschiedene benachbarte Plätze, sich ihm

zu ergeben. Täglich kamen neapolitanische Herren, Feinde der spanischen Parthey, zu ihm, und führten ihm Rekruten zu, die er denn sorgfältig übte. Vergebens schickte der spanische Feldherr Gonsalvo seine besten Officiere gegen ihn aus, sie wurden alle geschlagen. Ars sandte seine Mannschaft in verschiedene Rotten zertheilt durch das Land. Oft, wenn die Spanier glaubten, er sey auf zehn Meilen entfernt, zeigte er sich plötzlich wieder, und führte einen Haufen Gefangener oder eine tüchtige Beute an Proviant oder Gepäck mit sich fort. Zuletzt wagten sie es gar nicht mehr, sich von ihren Besatzungsörtern zu entfernen. Indeß sich der wackere Mann von seinen drey oder vier festen Schlössern aus dem Feinde so furchtbar machte, hörte er, daß Alegre mit weit stärkerer Mannschaft zu Gaeta kapitulirt habe. Vor Unwillen stampfte er den Boden mit dem Fuße, und nichts konnte ihn bewegen, der Capitulation beizutreten. Vielmehr schrieb er seinem König, er sey bereit, sich noch sechs Monate gegen die ganze spanische Macht zu vertheidigen, wenn er ihm dann nur zu Hülfe kommen wolle. Ludwig, der nun schon seine Projecte auf Neapel aufgegeben hatte, antwortete ihm, er möchte nur seinen Posten unter so guten Bedingungen, als er bekommen könne, verlassen, und eilends nach Frankreich zurückkehren. Ars velangte keine Bedingungen. Es redete sei

nen Leuten herzhaft zu, zog in bester Ordnung aus Venosa, machte kleine Tagereisen, und strich aus allen Orten, durch welche er kam, Contributionen ein. Auf diese Art durchzog er den größten Theil des Königreichs, ohne daß die Spanier es gewagt hätten, ihn zu verhindern. In derselben kriegerischen Ordnung marschirte er durch den Kirchenstaat. Papst Julius II., selbst ein kriegerisches Genie, war neugierig, einen so ausserordentlichen Mann kennen zu lernen. Er lud ihn ein, nach Rom zu kommen, und in seine Dienste zu treten, allein Ars, der eben so treu als tapfer war, dankte ihm höflich und zog, reichlich beschenkt, weiter. Von Rom arbeitete er sich vollends durch Italien hindurch, rückte glücklich in Frankreich ein, und führte seine Mannschaft nach Blois, wo sich der Hof aufhielt. Der König und die Königinn gingen ihm entgegen, theilten Geschenke unter die Officiere und Gemeinen aus, ihm selbst aber erlaubten sie, sich nach eigener Willkühr eine Gnade zu erbitten. Ars verneigte sich, und sagte, er wünsche sich keine andere Belohnung, als die Zurückberufung seines Mitanführers, des Herrn von Allegre, dessen Einsicht, Tapferkeit und Treue zu sehr verkannt worden sey. Mann hatte ihm nämlich den Verlust Neapels Schuld gegeben, und ihn nebst einigen andern des Landes verwiesen; aber auf die Bitte des wackern Ludwig von Ars ward er wieder zu-

rück berufen, und in alle seine vorigen Würden eingesetzt. Ein desto schärferes Gericht erging über die Kommissarien, welche die zum Unterhalt des Heeres in Neapel bestimmten Lieferungen untergeschlagen hatten. Sie wurden ohne Barmherzigkeit gehenkt. Ungestraft blieb aber der Kardinal Amboise, dem man auch Schuld gab dadurch zum Verlust Neapels beigetragen zu haben daß er einen Theil der französischen Truppen zurückbehielt bei Rom, um durch diese das Conclave zu bestimmen ihn zum Papst zu wählen. Ueberhaupt mußten nothwendig manche verwickelte Verhältnisse entstehen, wenn bei diesen Unternehmungen Frankreichs gegen Italien, dies erstere Land und sein Regent von einem Manne, wie Amboise geleitet ward, der zugleich nach der päpstlichen Würde strebte.

17.

Ludwig XII. als Politiker.

(1504 — 1505.)

Da das Herzogthum Mailand von Alters her ein kaiserliches Lehen gewesen war, so galt Ludwig doch eigentlich in den Augen Europens

noch nicht für den rechtmäßigen Besitzer desselben, ehe er nicht die förmliche Belehnung darüber vom Kaiser empfangen hatte. Diese nachzusuchen trieb ihn nicht sowohl die Furcht vor Maximilian selbst, als vor dessen Verbindungen mit Spanien, denn bekanntlich hatte Maximilians Sohn, Philipp, die Tochter Ferdinands des Katholischen, und war durch den Tod ihrer Mutter, Isabelle, so eben (1504) König von Kastilien geworden. Der Kaiser bezeigte sehr viel Lust, das schöne Mailand auch noch seinen Kindern zuzuwenden, und verschob die nachgesuchte Belehnung des Königs von Frankreich damit noch immer weiter hinaus. Ludwig glaubte sie endlich durch folgende List am besten erlangen zu können, die ihm sein Minister Amboise an die Hand gab. Er suchte die Belehnung nur für sich und seine männlichen Nachkommen zu erhalten, deren er für jetzt noch keine hatte, und im Fall sie ganz ausbleiben sollten, für seine Tochter Claudia, die alsdann den ältesten Enkel des Kaisers (den nachmaligen Karl V.) heurathen und noch die beiden großen Herzogthümer Burgund und Bretagne dazu als Mitgabe erhalten sollte. Ein solches Anerbieten mußte den Kaiser und seinen Sohn Philipp wohl blenden, um so mehr, da es doch sehr möglich war, daß Ludwig nie einen Sohn bekommen könnte. Dieser dem französischen Intresse nicht vortheilhafte Han-

del, kostete noch 200,000 Livres baar für die Belehnung welche Maximilian 1505 zu Hagnau dem Kardinal Amboise, als dem Bevollmächtigten Ludwigs XII. reichte.

Allein der ganze Kontrakt war wohl nicht gemacht um ihn zu halten Wie hätte man so die Bestrebungen und die Arbeit der Vorfahren vernichten können! Eine Krankheit, in welche der König verfiel, gab eine prächtige Gelegenheit den Bruch des Kontrakts zu entschuldigen, mit der Gefahr, welche jetzt des Königs Tod gebracht hätte. An einen Dauphin wäre nun nicht mehr zu denken, und drey herrliche Provinzen des französischen Reichs geradezu muthwillig verschleudert gewesen.

Der Kardinal Amboise, schafte Rath durch die Vorstellung daß Ludwig an sein Versprechen gar nicht gebunden sey, weil ein König ohne Vorwissen seiner Stände so wichtige Provinzen von seinem Reiche gar nicht abreißen dürfe, und von dem Eide sprach er als Kardinal und päpstlicher Legat, den König los. Man machte auch sogleich die nöthigsten Verfügungen, um jene Provinzen dem Nachfolger zu erhalten. Dieser Nachfolger war der junge Herzog Franz von Angouleme, erster Prinz vom Geblüt. Er wurde auf der Stelle mit der Prinzessinn Claudia verlobt, der nun Ludwig in seinem Testamente die drey genannten Herzogthümer zum Erbtheil verschrieb.

Mit Maximilian und Philipp fertig zu werden half ein unerwarteter Umstand. Nach dem Tode Isabellens zerfielen ihr Gemahl Ferdinand und ihr Schwiegersohn Philipp von Oestreich über den Besitz von Kastilien mit einander, wie anderswo erzählt ist. Von da ist auch noch bekannt wie Ferdinand aus Rache sich mit Frankreich verband durch eine Heurath, die durch ihre Folgen Aragonien dem Philipp entziehen sollte. Durch diese Verbindung ward nun auch Ludwig dem Kaiser Maximilian und dem König Philipp furchtbar, und beide gingen alles ein, um nur diesen neuen und beschwerlichen Feind los zu werden.

Bald darauf starb Philipp (25. Sept. 1406) und hinterließ die Niederlande seinem sechsjährigen Prinzen Karl. Ueber die Regentschaft entstand ein Streit an welchem Frankreich Theil nahm, und den Herzog von Geldern bewog in die Niederlande einzufallen um auf diese Weise den Kaiser Maximilian von Italien abzuziehn.

18.

Ludwigs zweiter Zug nach Mailand.

(1507.)

Doch bald zwang ihn die Noth zu einer neuen kriegerischen Anstrengung, nämlich ein Aufruhr in Genua. Die Bürger dieser Stadt wurden am ersten der französischen Herrschaft und der Bedrückungen überdrüßig, die ihr eigener Adel im Vertrauen auf den königlichen Schuß sich gegen sie erlaubte. Auf einmal brach eine Empörung aus (1506), der Adel nnd die französischen Herren wurden zur Stadt hinaus gejagt, und ein reicher Färber, ein Mann von Einsicht und Muth, warf sich zum Doge auf, und wählte sich einen Senat von acht sogenannten Tribunen. Die revolutionäre Regierung war schon im schönsten Gange, ehe Ludwig die nöthigen Truppen zusammenraffen konnte. Da er sehr wohl die verborgene Hand kannte, welche diesen Feuerstoff ausgestreut hatte, und mit dem größten Rechte auch für Mailands Treue besorgt war, so fand er für nöthig, nicht nur eine furchtbare Armee dahin zu schicken, sondern sich auch selbst an die Spitze derselben zu stellen. Die Genueser hatten sich darauf gefaßt gemacht, und schickten ihm ein Heer entgegen, das nur mit großer Mühe besiegt und zerstreut ward.

Nach Ueberwältigung aller umliegenden Schlöſſer rückte der König vor die Stadt, und machte so furchtbare Anſtalten, als ob er ſie vernichten wollte. Seine Abſicht war indeſſen nur, ihnen einen tüchtigen Schreck einzujagen. Die eingeſchloſſenen Bürger flehten um Gnade: Ludwig verlangte eine unbedingte Uebergabe. Zitternd öfnen ſie die Thore, und die Reiterey zieht ein. Alle Einwohner werden entwafnet, alles Geſchütz in Beſchlag genommen, überall werden ſtarke Wachen ausgeſtellt, und in allen Straßen werden Galgen errichtet. Am folgenden Tage (28. April) hielt der König ſeinen Einzug in voller Rüſtung, über welcher er noch einen weißen Waffenrock trug, in der Hand ein bloßes breites Schwerdt, und rings umgeben von Reitern und ſeinen Leibſchützen. In der Vorſtadt kamen ihm 30 Senatoren mit geſchornen Häuptern und in langen Trauerkleidern entgegen, warfen ſich ihm zu Füßen und fleheten um Gnade. In allen Gaſſen, aus allen Fenſtern rief das geängſtigte Volk: Barmherzigkeit. In der Hauptkirche, wohin ſein Zug zunächſt ging, fand er eine Menge Weiber und Kinder auf den Knien liegend, die ihn mit der rührendſten Wehklage anriefen; aber er zwang ſich noch, und verbarg ſeine Rührung hinter den zornigſten Mienen. Acht Tage lang ſchwieg er in ſeinem Pallaſte, und erhielt das Volk in ſeiner peinigenden Ungewißheit. Unter-

dessen wurden täglich mehr Bürger eingezogen, diejenigen, die sich vom Papste zu Aufruhrstiftern hatten gebrauchen lassen, auf die Folter gespannt, und der Färberdoge hingerichtet. Jederman glaubte zitternd die ganze Stadt solle dem Erdboden gleich gemacht werden.

Endlich nach zehn Tagen der quälendsten Angst schien sich das Trauerspiel seiner Entwickelung zu nähern. Auf dem großen Schloßhofe ward ein Thron und viele Sitze errichtet, und der Magistrat sammt den Häuptern der Bürgerschaft ward vorgeladen. Hier ließ der König feierlich erklären, die Stadt Genua habe sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht, und alle ihre Rechte und Freiheiten verwirkt. Zugleich wurden hierbey die Freiheitsbriefe zerrissen und verbrannt. Jetzt erwartete man das Aeußerste. Allein nachdem der König sie eine Weile ihrem Jammer überlassen hatte, schien er ihren Bitten nachzugeben, und sprach das bezaubernde Wort der Gnade über sie aus. Auch ihre Privilegien erhielten sie wieder, nur eine Geldstrafe von 300,000 Ducaten, als Ersatz der Kriegskosten, sollten sie bezahlen, und ein Kastell erbauen, das den Hafen und einen Theil der Stadt beherrschte.

Frankreichs Macht schien nun befestigter als je. Der Papst befürchtete weitere Unternehmungen gegen Italien, besonders gegen sich und sein

Gebiet. Der ebenfalls besorgte und vom Papste aufgeregte Maximilian setzte die deutschen Fürsten in Bewegung gegen Frankreich, das aber seine Absichten auf dem Reichstage vereitelte und auch bei den Schweizern, Maximilian überbot. Venedigs Lage war gefährlich, und die Wahl sich an Deutschland oder Frankreich anzuschließen sehr schwer, noch schwerer aber wars neutral zu bleiben, was Venedig eigentlich wünschte. Maximilian forderte eine Verbindung zu einem Angrif auf Frankreich und drohete im Fall der Weigerung sich mit Frankreich gegen die Republik zu verbinden. Frankreich verlangte dagegen, daß Venedig den deutschen Truppen den Durchmarsch nach Italien verhindern sollte. Maximilians Karakter und persönliche Eigenschaften bestimmten Venedigs Entschluß für Frankreich. Die Republik widersetzte sich dem Kaiser, als er unter dem Vorwande eines Römerzuges nach Italien kam. In der deutschen Geschichte ist schon erzählt, wie die Venetianer wirklich den Kaiser zurückhielten und bei Cadore schlugen. Maximilian schloß nun einen Waffenstillstand auf drei Jahre mit der Republik und ließ ihr, was sie erobert hatte. Doch dieser Waffenstillstand beleidigte Frankreich, weil sich der Kaiser weigerte, den obgenannten Herzog von Geldern mit einzuschließen und Frankreich nur unter dieser Bedingung ihn genehmigen wollte. Venedig also, indem es sich einige

Vor-

Vortheile und einen zweideutigen Freund verschafte in der Person Maximilians, gab einem viel gefährlichern Feinde, dem Könige von Frankreich, einen Vorwand die oben erzählte Prophezeiung des fliehenden mailändischen Herzogs Ludwig Moro zu erfüllen.

19.

Ligue von Cambray.

(1508 — 1509.)

Die Streitigkeiten zwischen Maximilian und Ludwig in den Niederlanden beizulegen, diente zum Vorwande zu einer Zusammenkunft zu Kambray, die nichts weniger als die gänzliche Vernichtung Venedigs zum Zwecke hatte. Zu den Theilnehmern gehörte auch der Papst, Julius II. Mit großer Schlauheit hatte er den in den vorigen Kapiteln erzählten Begebenheiten zugesehen. Eifrig darauf bedacht, die französische Macht in Italien zu brechen, hatte er doch den Kaiser Maximilian nicht unterstützt, erwartend, welchen Ausgang die Dinge nehmen würden. Jetzt, wo nun die streitenden Parteien in dem Hasse gegen Venedig einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt hat-

ten, vereinigte er sich mit ihnen, um nur erst auf Venedigs Kosten bereichert, seine Zwecke alsdann durchzuführen.

Julius II. verlangte nämlich von den Venetianern alles zurück, was dem päpstlichen Gebiete ehemals gehört habe, und dessen sie sich nach und nach, vorzüglich seit Cäsars Borgias Unglück bemächtigt hatten. Dies waren die Städte: Cervia, Faenza, Rimini, Immola, Cesena und Ravenna. Frankreich wünschte dagegen Mailand das wieder einzuverleiben, womit es Venedigs Hülfe bei der Eroberung dieses Landes hatte erkaufen müssen. Maximilian wollte sich durch Wiedereroberung des Verlornen zugleich an diesem Freistaate rächen. Ferdinands Beitritt erfolgte, wie schon erzählt ist, wegen seiner Ansprüche auf die Häfen, welche die Venetianer seit Carls VIII. Zeiten in Neapel besaßen, denn seiner Lage wegen konnte er am wenigsten die Vernichtung Venedigs wünschen. Der Herzog von Ferrara wollte Polesine di Rovigo erobern, welches Venedig in einem Kriege gewonnen hatte. Der Markgraf von Mantua Gonzaga wünschte Asola und Lunato zurück, und der Herzog von Savoyen endlich erneuerte alte Ansprüche auf die Insel Cypern.

Die Abrede war die, daß alle Theilnehmer vom ersten April 1509 losbrechen, und kein Bundesgenosse ohne Einwilligung der übrigen abtre-

ten sollte, oder mit den Venetianern einen besondern Frieden schließen dürfen. Trotz dieser Bedingung war der Papst der erste, der den Venetianern den Bund zu einer Zeit verrieth, als er noch ein Geheimniß war, und ihnen versprach, ihn zu zernichten, wenn sie gutwillig seine Forderungen befriedigen wollten. Aber die Venetianer, ein solches Bündniß entweder nicht für möglich haltend oder dem Papste doch nicht trauend, wiesen ihn zurück. In heftigen Bannbullen forderte er nun binnen 24 Tagen die Zurückgabe aller päpstlichen Besitzungen, während Ludwig schon mit einem Heere nach Italien eingerückt war. Das venetianische wohlgerüstete und wohlangeführte Heer ward sogleich bey Agnadello (4. Mai) geschlagen vom Könige von Frankreich, der sich sogleich in Besitz von Brescia, Crema, Bergamo, Chiarra d'Adda u. s. s. setzte.

In der Schlacht selbst hatte er Proben von der bewunderungswürdigsten persönlichen Tapferkeit abgelegt. Auf die Erinnerung eines Officiers, daß er dem Feuer der Artillerie zu sehr ausgesetzt sey, rief er: „Nichts, nichts! Ich habe nichts zu besorgen, und wer sich fürchtet, darf sich nur hinter mich stellen, es wird ihm kein Schade geschehen.“ Nach dem Siege stieg er vom Pferde, und sprach nach damaliger religiöser Weise ein Dankgebet zu Gott.

Jetzt rückten der Papst und die Herzoge von Ferrara und Mantua auch ins Feld. Ferdinand kam von unten, und besetzte die Seehäfen von Neapel, welche die Venetianer inne hatten. Ganz zuletzt kam Maximilian, der wie gewöhnlich erst viel Zeit gebraucht hatte, um Geld und Soldaten zusammenzutreiben. Er gewann alles wieder, was er in den letzten Feldzug gegen sie verloren hatte, und die Hoffnung sich zu erweitern, denn die Venetianer räumten gutwillig, weil sie in dem Augenblick nichts vertheidigen konnten.

Sie wendeten sich zuerst an den Papst und baten um seinen Schutz, rechnend darauf, daß Julius II. am meisten daran gelegen war Frankreichs und des deutschen Kaisers Macht in Italien zu brechen. Zwar ließ sich der Papst bitten, und hart waren die Bedingungen, die er ihnen vorlegte, aber sie wichen der Noth und opferten hier, um nicht gänzlich aufgeopfert zu werden. Der Papst nahm das Interdikt zurück, was er über Venedig verhängt hatte, die Venetianer aber fast alles, was Maximilian erlangt hatte. Denn Maximilian hatte zwar die Städte inne, welche er gewünscht hatte, allein er war zu schwach, sie zu vertheidigen, und verließ sich einzig auf die Hülfe seiner Bundesgenossen. Seine Soldaten waren gar nicht zu bewegen, den Winter über in Italien zu bleiben, erhielten auch ihren Sold sehr schlecht, und verlangten nach Hause. Die

eroberten Städte kehrten gern nach Venedig zurück. Unter solchen Umständen wurde es den Venetianern leicht, ihm eine Stadt nach der andern wieder wegzunehmen, bis auf ein Paar Kastelle, in welche er die wenige Mannschaft warf, die ihm treu geblieben war, worauf er denn nach Hause zog, um seine Beredsamkeit noch einmal an den deutschen Reichsfürsten zu Augsburg zu versuchen, aber wenig ausrichtete, indem der Papst die Fürsten schon gewonnen hatte. Er drang nun in den König von Frankreich ihn zu unterstützen und wollte schon ein Theil dessen, was ihm zukam, an Frankreich abtreten, für Geld, welches er brauchte, um das andere für sich zu erhalten. Eben so schnell ging das wieder verloren, was der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua gewonnen hatte. Ja der letztere wurde sogar gefangen genommen. Das waren die Resultate der Ligue von Kambray.

20.

Glückswechsel.

(1511 — 1514.)

Der Papst seines Zweckes eingedenk, stiftete aber bald eine neue, die ihm zu Ehren die heilige Ligue genannt wurde (1511). Die Mitglieder waren, außer ihm, Ferdinand der Katholische den der Papst nun mit dem Königreiche Neapel belehnt hatte, Heinrich VIII., König von England, und die Republik Venedig. Auch hetzte der Papst die Schweizer auf und bediente sich dabei des Matthias Scheiner Bischofs von Sitten, dem er den Kardinalshut versprach.

Der Kaiser Maximilian blieb dem König von Frankreich getreu, und deutsche und französische Truppen fingen den Krieg gegen Venedig an von neuem und nicht ohne Glück. Der Papst aber nicht unmittelbar gegen Frankreich handelnd, griff den Herzog von Ferrara, den französischen Bundesgenossen an, und suchte unter der Hand Genua den Franzosen zu entziehen, aber ohne Erfolg. Auch die Schweizer waren in Mailand eingefallen, aber wieder umgekehrt unverrichteter Sache. Maximilian und Ludwig verbanden sich enger und der letztere ließ auf einer Versammlung französischer Bischöfe und Rechtsgelehrten

die Frage untersuchen, ob es erlaubt sei einen Papst zu bekriegen. Auf die erhaltene Bejahung rückten Franzosen gegen den Papst los, so daß er in Bologna, wo er sich aufhielt, in die größeste Gefahr kam. Aber den Muth behaltend, den sein ganzer Hof schon verloren hatte, wußte er den französischen Feldherrn durch Unterhandlungen so lange hinzuhalten bis hinzugekommene Truppen ihn aus der Gefahr retteten.

Ja der Papst stellte sich selbst nun an die Spitze seiner Truppen, und belagerte Mirandola mitten im Winter, eroberte es, und zog siegend durch die Bresche in die Stadt. Den bald darauf aber doch wieder unterliegenden päpstlichen Waffen, so wie der ganzen Ligue war nun Ferdinand von Spanien geschäftig den Kaiser Maximilian zu gewinnen. Er stellte ihm vor, daß er nur für Frankreichs Vergrößerung arbeitete, von der er selbst am Ende unterdrückt würde werden, daß er durch Verträge von den Venetianern das gewinnen könnte, was ihm ein kostbarer Krieg noch nicht verschaft hätte, daß es endlich nur ein Aergerniß sei, wenn ein römischer Kaiser mit einem Papste Krieg führe, oder zu einer Trennung Veranlassung gebe in der Kirche, durch die Theilnahme an der Absicht Ludwigs auf der zusammenberufenen Kirchenversammlung zu Pi-

sa *) den Papst abzusetzen. Diese Vorstellungen machten den Kaiser gegen Frankreich lauer.

Ferdinand schickte aber auch seine Truppen zu den päpstlichen. Aber so wohl diese als die venetianischen richteten nichts aus, gegen den Herzog von Nemours Gaston von Foix, und ein großer bei Ravenna erfochtener Sieg durch diesen leziern, den man wegen seiner Schnelligkeit und Allgegenwärtigkeit den Blitz Italiens nannte, schien die französische Uebermacht auf den höchsten Gipfel zu heben. Aber der Sieg war mit dem Tode des 22jährigen Helden theuer erkauft, so daß Ludwig selbst ausrief: „Wollte Gott meine Feinde hätten einen solchen Sieg gewonnen. Auch blieb er ohne Folgen. Julius beharrte nur hartnäckiger bei seinen Zwecken, Ferdinand von Spanien, der mittlerweile Navarra erobert hatte, versprach Unterstützung aller Art. Die Schweizer voll Unwillen über einige stolze Aeußerungen des französischen Königs, fielen in

*) Diese Stadt gehörte zwar wieder den Florentinern, die sie mit französischer Hülfe (1509) wieder erobert hatten. Doch nahm die Republik selbst keinen großen Theil an den Bewegungen, innerlich durch eine seit Peters Vertreibung 1494 dauernde Anarchie zerrüttet. Unter den verschiednen Demagogen welche auftraten, ist keiner so merkwürdig gewesen, als der Dominikaner Mönch, Savonarola, der den Feuertod am Ende litt.

Mailand ein. Frankreich hatte an Menge verloren, weil Maximilian die tapfern deutschen Soldtruppen aus Ludwigs Heere abgerufen hatte, der König auch gegen England seine Gränzen schützen mußte. Die Schweizer waren daher siegreich, ganz Mailand empört sich dazu, Genua schüttelt das französische Joch ab, und die Franzosen sind aus Italien vertrieben. Der Papst erobert Parma und Piacenza.

Nun entstanden unter den Verbundenen selbst Uneinigkeiten. Ferdinand und Maximilian hatten auf Mailand Absichten zur Vergrößerung ihrer Familie, womit den Venetianern nicht gedient war. An diese machte wiederum der Kaiser Ansprüche, und alle sahen ungern Parma und Piacenza abgetrennt von Mailand und in den Händen des Papstes. Wurde nun zwar nach dem Willen der Schweizer mit Mailand Maximilian Sforza Ludwigs Sohn belehnt, so war es doch Frankreich leicht, bei diesen verschiedenen Bestrebungen Venedig auf seine Seite zu ziehen.

Aber ohne großen Vortheil für beide. Denn kaum hatte Frankreich in Verbindung mit den Venetianern ein neues Heer nach Mailand gesandt als Leo X., (seit 1513) aus dem Hause Medices, das nach Florenz durch die heilige Ligue zurückgeführt war, den Schweizern ansehnliche Geldsummen sendete, wofür sie in Strömen über die Alpen hernieder stürzten, und die Franzosen bey

Novara (6. Jun. 1513) wüthend überfielen und besiegten. Achttausend Franzosen blieben in der Schlacht un all' ihr Gepäck fiel in die Hände der Schweizer.

Auch dies neue Unglück kam Ludwigen nicht allein. Um dieselbe Zeit thaten die Engländer eine Landung in die Picardie, und vereinigten sich mit Maximilians Truppen, die aus den Niederlanden zu ihnen stießen. Beide warfen sich auf die Festung Terouanne in Artois, eroberten und schleiften sie und gingen dann auf Dornik los, welches ebenfalls erobert wurde nachdem die Franzosen bei Guinegate in dem Sporengefecht geschlagen waren.

Noch ein anderer Angriff auf Frankreich in demselben Jahre ward durch List vereitelt. Der Kaiser Maximilian hatte 16000 Schweizer erkauft, um in Verbindung mit deutschen Völkern, welche der Herzog von Würtemberg anführte, die Grafschaft Burgund wegzunehmen. Eben als sie auf dem Marsche dahin begriffen waren, kam der französische Feldherr La Tremouille mit dem schwachen Reste seines bey Novara geschlagenen Heeres zurück, und erhielt sogleich Befehl, sich damit nach Burgund zu wenden. Er warf sich in Dijon, sah aber vorher, daß er sich daselbst nicht lange werde halten können. Als ein schlauer Mann wußte er sich zu helfen. Er unterhandelte heimlich mit den Anführern der Schwei-

zer, und versprach ihnen, wenn sie abziehen wollten, gleich jetzt ein gut Stück Geld zu geben, noch weit mehr aber in einem gewissen Termine nachzuzahlen, und zur Sicherheit des letztern eine Anzahl der reichsten Bürger als Geißeln auszuliefern. Die Schweizer waren damit wohl zufrieden, denn sie dienten dem Kaiser, der ein schlechter Zahler war, ohnehin mit Widerwillen. Plötzlich also brechen sie nach Empfang des Geldes und der Geiseln, zum großen Erstaunen und Verdrusse des Herzogs von Würtemberg auf, und gehen nach Hause. Als sie in Zürch ankommen, zeigt sichs, daß die mitgenommenen Geißeln ganz gemeine Kerle sind die man nur in prächtige Kleider gesteckt hat. Dieser Betrug hätte den Franzosen in der Folge sehr nachtheilig werden können, denn damals konnte niemand, der in Italien Krieg führen wollte, der Schweizer entbehren. Ludwig erklärte daher öffentlich, daß sein Feldherr hier ohne seinen Befehl gehandelt habe, und bey dem nächsten Bündnisse der Franzosen mit den Schweizern mußte sein Nachfolger erst die schuldige Summe völlig berichtigen, ehe die letztern sich auf die neue Freundschaft einlassen wollten.

Ludwig XII. machte nun einen Versuch, seine coalirten Feinde zu trennen, indem er mit jedem besonders zu unterhandeln anfing. Es glückte ihm, sich von allen Seiten Frieden zu verschaf-

sen, und diese erwünschte Muße wollte er zur Wiedereroberung des verlorenen Mailands anwenden, als er plötzlich mitten unter den Rüstungen zu diesem Feldzuge, am Neujahrstage 1515 im 53sten Jahre seines Alters, starb. Drittehalb Monate vorher hatte er sich erst mit der jungen und schönen Prinzessin Maria, einer Schwester Heinrichs VIII. von England, vermählt (Anna von Bretagne war 1513 gestorben), und der durch diese Verbindung veränderten Lebensordnung und Diät des Königs schreibt ein gleichzeitiger Schriftsteller seinen frühen Tod zu. Die Stelle ist merkwürdig, weil sie einen Begriff von der damaligen Lebensart und Tageseintheilung eines Königs von Frankreich giebt. „Der gutee König, heißt es, hatte seine ganze Art zu leben geändert. Denn da er sonst um 8 Uhr zu speisen pflegte, so ließ er sichs nun gefallen um 12 Uhr zu speisen; da er sich sonst Abends um 6 Uhr niederlegte, so geschah es nun öfters nicht vor Mitternacht."

Ungeachtet der vielen Kriege, die Ludwig XII. geführt hat, ist er doch einer der wohlthätigsten Regenten Frankreichs gewesen. Es war volle Wahrheit, was er kurz vor seinem Tode einmal sagte: Der Staat war sehr verwirrt und krank, als der König Karl mir ihn überließ, ich habe ihm seine Gesundheit und Fettigkeit wieder gegeben, und hinterlasse ihn in vollkommener

Ruhe einen jungen, in der Blüte seines Alters stehenden Prinzen." In der That hatte er sich durch unzählige vortrefliche Anstalten um sein Volk verdient gemacht; jedes seiner Edicte trug den Charakter der Weisheit und Liebe, und die enormen Steuern hatte er bis auf die Hälfte herunter gesetzt. Ganz Frankreich trauerte um seinen Tod, und es war nur einer von den vielen Beweisen der allgemeinen Liebe, die dieser gute König gehabt hatte, daß er bey seinem Begräbnisse unter Trompetenschall als Vater des Volks ausgerufen ward.

21.

Franz I.

(1515 — 1518.)

Wir haben den Nachfolger Ludwigs XII., den Herzog Franz von Angouleme, einen Vaterbruder-Enkel Ludwigs, schon als Gemahl der Prinzessinn Claudia kennen gelernt. Weder der König noch seine Gemahlinn Anna von Bretagne versprachen sich viel von ihm, und als die letztere sich seiner Vermählung mit ihrer Tochter widersetzen wollte, hatte Ludwig gesagt: „Ich

sehe wohl voraus, daß dieser große Junge alles verderben wird, aber meine Unterthanen haben mich so sehr gebeten, ihn zu meinem Eidam zu machen, daß ich es ihnen nicht habe abschlagen können." Man muß aber bedenken, daß Franz damals erst zehn Jahre alt war, und vielleicht nur durch seine Wildheit oder seinen kindischen Leichtsinn diese üble Meinung veranlaßt hatte.

Als er den Thron bestieg, stand er im ein- und zwanzigsten Jahre. Er war ein rascher, feuriger Mann, vom festen Körperbau und großer körperlicher Gewandheit. Seine lebhaften Augen, seine lange Nase und sein gekräuselter Bart *) gaben ihm ein edles, männliches Ansehen. Dem Charakter nach hatte er mit Karl dem Kühnen große Aehnlichkeit, nur daß er ausschweifende Neigung zum Umgange mit Weibern hatte. Er brachte eigentlich zuerst die Damen an den Hof, und gab dadurch den einförmigen Vergnügungen desselben neues Leben. Vorher hatten selbst Prinzessinnen nach alter fränkischer und germanischer Sitte keinen andern Beruf gekannt, als den der Hausfrau und der Mutter, und wenn sie sich auch einmal auf eine kurze

*) Er brachte die Mode wieder auf, sich den Bart wachsen zu lassen, und dafür das Haupthaar kurz zu tragen. Sie erhielt sich auch unter den französischen Königen bis auf Ludwig XIII.

Zeit zu irgend einem Hoffeste in Paris eingefunden hatten, so kehrten sie doch gleich wieder auf ihre Landsitze zu ihrem Hauswesen und zur Erziehung ihrer Kinder zurück.

Franz I. erklärte gleich beim Antritt seiner Regierung, daß er alles auf dem Fuße lassen wolle, wie es unter seinem Vorgänger gestanden habe. Er verrieth überhaupt den besten Willen, ein guter Regent zu werden, nur war der Wunsch noch stärker in seiner Seele, auch ein berühmter Held zu heißen. Man kann denken, daß er sein erstes Augenmerk auf Mailand richtete, das seinem Vorgänger so unrühmlich entrissen worden war. Die Wiedereroberung dieses Landes sollte der Anfang seiner kriegerischen Großthaten werden. Um von oben her sicher zu seyn, schloß er einen Vertrag mit dem jungen Herzog von Burgund, nachherigem Kaiser Karl V., der, obgleich damals kaum sechzehn Jahr alt, auch schon seines Großvaters Ferdinands Ränke versuchte. Er protestirte nämlich gegen alles, was er Franzen laut versprach, vorher heimlich in Gegenwart treuer Zeugen, und glaubte damit seinem Gewissen vollkommen genug gethan zu haben.

Es versteht sich, daß ein so ruhmbegieriger Prinz, als Franz I. war, sich selber an die Spitze seiner Truppen gestellt haben werde. Um das nöthige Geld zu diesem Feldzuge herbeizuschaffen schlug sein Kanzler Du Prat das Mit-

tel vor, noch mehrere Parlamentsstellen zu errichten, und dieselben für Geld zu verkaufen, und als das nicht hinreichte, alle Gerichtsstellen überhaupt verkäuflich zu machen. Das Parlament protestirte heftig gegen diese unwürdige Maaßregel und registrirte sie endlich, da alles nichts half, mit dem Beisatze ein: „Auf ausdrücklichen Befehl des Königs.“ Die Regierung des Reichs während der Abwesenheit Franzens sollte dessen Mutter, die Herzoginn Luise von Angouleme, gewöhnlich Luise von Savoyen genannt *), führen; eine Frau von mittlern Jahren, vielem Verstande, und einem höchst leidenschaftlichen Temperamente, die in der Folge an manchen Unglück ihres Sohnes Schuld wurde, den sie ganz beherrschte.

Zu Anfange des Septembers 1515 brach das überaus zahlreiche und prächtige französische Heer ins Mailändische ein. Der Herzog dieses Landes, Maximilian Sforza stand mit den Schweizern im Bunde, die sogleich ein beträchtliches Heer zur Vertreibung der Franzosen über die Alpen schickten. Beide feindliche Armeen trafen bey dem Städtchen Marignano auf einander, und es kam zu einer Schlacht, von welcher nachher der Marschall Trivulcio, der doch achtzehn Treffen beigewohnt hatte, zu sagen pflegte, alle vorge-

*) Weil sie nämlich aus diesem Hause gebürtig war.

vorigen seyen ein Kinderspiel gegen diese gewesen. Die Schweizer, die noch nie bis dahin ein Treffen verloren hatten, fochten wie Löwen für die Erhaltung ihres alten Ruhms, und die Franzosen, die ihren König selber mit dem Schwerdt in der Hand in die dichten Haufen stürzen sahen, wollten eines solchen Anführers nicht unwürdig erscheinen. Zwey Tage (13. und 14. Sept. dauerte das wüthende Gefecht; die Nacht zwischen beiden brachte Franz meistens auf dem Pferde zu, nur einige Stunden schlief er, in seinen Mantel gehüllt, auf einem Karren, andere sagen auf der Lavette einer Kanone. Das ungeheure Blutbad endigte sich zuletzt mit der Niederlage der Schweizer, die, voller Scham über ihren verlorenen Ruhm, traurig über die Alpen nach Hause zogen.

Die Früchte dieses Sieges waren sehr glänzend, denn Mailand öffnete nun sogleich dem König die Thore, und Maximilian Sforza, ein schwächlicher und ruheliebender Mann, trat ihm willig alle seine Ansprüche auf dies Herzogthum gegen ein Jahrgeld ab. Sie würden noch glänzender gewesen seyn, diese Früchte, wenn der Papst Leo X. nicht ein so kluger Mann gewesen wäre. Dieser, der nicht wenig über das Glück des neuen Königs erschrocken war, und wohl erwarten konnte, daß er dasselbe noch etwas weiter versuchen möchte, ergriff sogleich, um dies zu verhindern,

ein Mittel, das auf Franzens Charakter treflich berechnet war. Er machte sich selbst auf den Weg, und bat den jungen Sieger um eine Zusammenkunft in Bologna. Hier überhäufte er ihn mit Ehrenbezeugungen, wodurch sich das ehrgeizige Gemüth des Königs so geschmeichelt fühlte, daß er dem schlauen Papste die treuherzigsten Freundschaftsbezeugungen machte, und sogar mit ihm ein Bündniß schloß. Auch die Schweizer wandten sich nun an ihn, und gelobten ihm Treue und Freundschaft gegen ein Geschenk von einer Million Goldkronen.

Fröhlich über diese glückliche Eröfnung seiner Laufbahn kehrte Franz hierauf nach Frankreich zurück, und ließ seinen Vetter, den Connetable Karl von Bourbon, als Statthalter in Mailand. Eine neue Freude für ihn war die, daß der alte Feind seines Hauses, Ferdinand der Katholische, gerade um diese Zeit (1516), mitten unter Entwürfen, ihm zu schaden, starb. Von seinem Nachfolger, dem 16jährigen Erzherzog Karl, schien damals noch nicht viel zu besorgen, vielmehr war es den Niederländern wegen ihres einträglichen Handels mit Frankreich so sehr um Frieden mit diesem Staate zu thun, daß Karl von seinen Rathgebern zu einem Freundschaftsbunde mit Franzosen beredet wurde, der auch noch in demselben Jahre zu Noyon in Isle de France geschlossen wurde. Welche Aussichten für den

jungen König zu einer recht glücklichen und glänzenden Regierung.

22.

Erster Ausbruch der Eifersucht zwischen Franz I. und Karl V.

(1519 — 1521)

Aber es ist schon aus der Geschichte Karls V., bekannt, welch eine Reihe von Unglücksfällen und vereitelten Planen dem guten Franz bevorstand. All sein Glück hörte mit dem Tage auf, da der junge König von Spanien, Karl V., die deutsche Kaiserkrone empfing, um die er selber so eifrig gebuhlt hatte. Vieles ist schon anderswo erzählt, hier braucht nur noch manches Einzelne nachgeholt zu werden, was Franzen besonders betrifft.

Karl hatte Franzen, wie bekannt, zweimal hinter einander überboten, bey der Bewerbung um die Kaiserwürde und um die Gunst Heinrichs VIII. und seines Ministers Wolsey. Bey den großen Bestrebungen Karls nach einer Uebermacht, konnte es an Stof zu einem Kriege nicht fehlen. Gelegenheit fand sich bald. Der kleine König von Navarra war von Ferdinand

dem Katholischen vertrieben worden, und ein kleiner Graf Robert von der Mark der an der niederländischen Gränze seine Güter hatte, machte Forderungen an den neuen Kaiser. Franz unterstützte beide mit Geld und Truppen, und hierauf fiel der eine mit Heeresmacht in Navarra, der andere ins Luxemburgische ein (1521). Der navarrische Feldzug ist der oben erwähnte, der auf so wunderbare Weise die Veranlassung zur Stiftung des Jesuitenordens gab. Dem jungen Kaiser war es eben recht, daß Franz ihm selber die erste Gelegenheit zum Bruche darbot, und nicht zufrieden damit, daß seine Truppen sowohl den König von Navarra als den Grafen von der Mark derb gezüchtigt hatten, erhob er jetzt noch ein großes Geschrey über Franzens treulose Verletzung des Tractats von Noyon, damit er nur einen Vorwand hatte, die Versprechungen zurück zu nehmen, die er in diesem Tractate eingegangen war. Er hatte nämlich damals gelobt, auf die Grafschaft Burgund keine Ansprüche mehr zu machen, und die Grafschaft Artois nur als französisches Lehen zu besitzen. Jetzt, da er den Tractat von Noyon für gebrochen erklärte, wollte er auch von jenen beiden Verpflichtungen entbunden seyn. Da nun Franz das natürlich nicht zugeben konnte, so erfolgte, was beide so sehnlich gewünscht hatten — Krieg.

Die Frage, wo Franz am besten anzugreifen

sey, entschied sich leicht. Wo anders, als in Italien, woraus schon zwey seiner Vorgänger so leicht herausgeschlagen worden waren, und wo man auch jetzt die verhaßten Franzosen nur darum noch hegte, weil man ihnen nicht gewachsen war. Nun, da der Kaiser selber zu ihrer Verjagung die Hand bot, traten der Papst und die kleineren italiänischen Mächte mit Freuden dem Bunde gegen sie bey. Franz erfuhr bald, welche gewaltige Rüstungen der Papst und Karls Statthalter in Neapel, der alte Colonna, machten, und war seinerseits auch nicht müßig. Er brachte ein zahlreiches Heer zusammen, und gab dem Marschall von Lautrec das Commando darüber. Dem französischen Heere fehlte Geld. Lautrec weigerte sich schlechterdings abzugehen, wenn man ihm nicht wenigstens 300,000 Goldkronen zur Erhaltung der Truppen mitgebe. Der König, seine Mutter, und der Oberaufseher der Finanzen, Herr von Semblancai, versprachen ihm hierauf eidlich, daß er bey seiner Ankunft in Mailand das Geld vorfinden sollte. Er kommt wirklich an, und findet — nichts. Der König erwartete alle Tage frohe Siegebotschaften aus Italien zu hören; aber Lautrec, der von einem mächtigen Feinde bestürmt ward, mußte einen Platz nach dem andern verlassen, und behielt zuletzt nichts übrig als Genua, Cremona, und das Schloß Mailand. Im folgenden Jahre (1522)

machte er noch einen Versuch, allein die Gelder fehlten noch immer. Er kann sich endlich in Italien nicht länger halten, und führt den kläglichen Ueberrest nach Frankreich zurück. Das ganze schöne Mailand ist wieder verloren, Franz Sforza, des abgesetzten Maximilians Bruder, wird mit kaiserlicher Bewilligung zum Herzog ausgerufen, und die kaiserlichen Truppen, nicht minder beschwerliche Gäste, als vorher die Franzosen werden rings herum in die mailändischen Städte einquartiert. So mußte es wohl gehen, wenn am Hofe Franzens so verschiedene Partheien herrschten, wenn die Mutter und die Maitresse des Königes was anders wollten und die Günstlinge einer jeden für sich ohne Rücksicht auf Ganze handelten. Dem ehrwürdigen Finanzminister Semblancai wurde der Proces gemacht und er hernach aufgehängt. Die Königinn Mutter hatte durchaus geläugnet Geld vorenthalten zu haben, wie man ihr Schuld gab, und wodurch Lautrec alle Ursach des Verlusts von sich schieben wollte, und um so eher konnte, da er ein Günstling der königlichen Maitresse war.

23.

Karl von Bourbon.

(1523).

Doch der Verlust Mailands war noch nicht das größte Unglück, welches Luise von Savoyen über Frankreich brachte. Schon einmal habe ich des Herzogs Karl von Bourbon erwähnt. Dieser war nächst den Söhnen des Königs der erste Prinz vom Geblüt, und ein würdiger Sohn der klugen Anne von Bourbon-Beaujeu, der ältesten Tochter Ludwigs IX., die während der Minderjährigkeit Karl VIII. Regentinn gewesen war, und auch jetzt noch in allgemeiner Achtung, nur von der Mutter des Königs gehaßt, in Paris lebte. Ludwig XII. hatte einmal von ihm gesagt; „Ich liebe diesen Prinzen, aber ich wünschte, daß er einen vertraulichern, heitern und weniger verschwiegenen Charakter hätte.“ Franz I. hingegen liebte ihn nicht, ja er konnte den höhern Geist desselben nicht wohl ohne Eifersucht und Haß betrachten. Dessen ungeachtet hatte er ihn zum Connetable und 1515 auch zum Statthalter von Mailand gemacht, und der Herzog hatte sich in diesem Posten durch tiefe Einsicht, große Feldherrntalente und durch ein würdevolles Betragen auf das rühmlichste ausgezeichnet. Er schien

bestimmt, der Stolz seines Vaterlandes und die festeste Stütze der königlichen Macht zu werden, aber der gekränkte Stolz eines Weibes vereitelte alle diese schönen Hofnungen.

Louise von Savoyen war dreizehn Jahre älter als er, aber doch noch in den Jahren, in denen sich eine Frau allenfalls zur Liebe berechtigt glaubt. Man sagt, sie habe es dem schönen und stolzen Connetable nicht verhehlt, daß sie ihn liebe. Bourbon hingegen habe seinerseits ihr mit stolzer Zurückhaltung und mit Spott begegnet. Dem Herzoge wurden die ansehnlichen Jahrgelder, die er vom Hofe zog, nun vorenthalten und nur auf nachdrückliche Vorstellung die Auszahlung — wenigstens versprochen. Unter einem Vorwande ward ihm die Statthalterschaft von Mailand wieder abgenommen, und 1521 in dem Flandrischen Feldzuge der Herzog von Alençon ihm vorgezogen. Alles dieses schrieb man der Rache der Königinn zu, die bei dem Tode von Bourbons Gemahlinn, einer savoyischen Prinzessinn, noch heftiger ausbrach. Sie soll ihm nun förmlich ihre Hand geboten haben, aber eben so zurückgesetzt seyn. Nun ward ein Prozeß eingeleitet, in welchem sie als Muhme seiner verstorbenen Gemahlinn ihre Rechte auf die ganze Erbschaft Bourbons geltend machte. Die Geschicklichkeit des Kanzlers Du Prat, einer Kreatur Luisens, drehete den Prozeß so künstlich, daß

am Ende desselben dem Konnetabel fast alle seine Güter abgesprochen wurden.

Bourbon war nun so gut als vernichtet. Rache war sein einziger Gedanke. Die Gelegenheit suchte ihn selbst. Sein Prozeß hatte fast in ganz Europa Aufsehen gemacht, und besonders Karls V. Aufmerksamkeit erregt. Dieser ließ sogleich durch heimliche Abgesandte an ihm forschen, ob er sich seines Beistandes bedienen könne. Man kann denken, wie schnell Bourbons rachedürstendes Gemüth den Wünschen des Kaisers entgegen kam. Er versprach dem deutschen Heere, das in Burgund einfallen sollte, 6000 Mann zuzuführen, und damit den König im Herzen seines Landes anzugreifen, während Heinrich VIII. von oben, und Karl von unten über die Pyrenäen zu gleicher Zeit in Frankreich einbrechen wollten. Alles dies aber sollte erst im folgenden Jahre geschehen, und zwar, wenn Franz — was er sich vorgenommen hatte — persönlich mit seiner Hauptmacht nach Italien würde gezogen seyn.

Der König hatte nämlich fest beschlossen, Malland wieder zu erobern, es koste was es wolle. Und wahrlich es kostete viel. Domainen mußten veräußert, neue Taxen aufgelegt, neue Aemter zum Verkaufen errichtet, ja sogar das königliche Silbergeschirr mußte in die Münze geschickt werden, um die Ausgaben dieses Krieges

zu bestreiten. Endlich, da alles bereit ist, geht der König selbst nach Lyon, um sich mit der Armee zu vereinigen. Aber hier auf einmal entdeckt er geheime Spuren der Bourbonischen Verschwörung. Er stutzt, und gerade und offen wie er war, reitet er selbst nach Moulins, einem Schlosse des Konnetabel, um diesen zur Rede zu stellen. Als Bourbon von seiner Ankunft hört, wird er unruhig, und um nicht viel antworten zu dürfen, wirft er sich ins Bett, und affectirt eine Krankheit. Der König erwähnte ohne Umschweife des Gerüchtes, das ihn hierher geführt; man kann denken, daß Bourbon sich unwissend stellte, und seine Unschuld betheuerte. Franz war treuherzig genug, ihm zu glauben, und ging beruhigt nach Lyon zurück. Da er aber hier noch immer wichtigere Anzeigen von der wirklich eingeleiteten Verschwörung erhielt, so änderte er seinen Plan dahin ab, daß er selbst in Frankreich zurück blieb, das Heer unter der Anführung des Marschalls von Bonnivet nach Mailand schickte, und auf den Konnetabel ein wachsames Auge haben ließ. Dieser, der sich nun ganz verrathen und in Frankreich nicht mehr sicher glaubte, entfloh bey Nacht Hals über Kopf, und kam glücklich bey dem kaiserlichen Heere in Italien an. Der Verabredung gemäß brechen nun wirklich die Engländer in die Picardie ein, eine deutsche Armee verwüstet Burgund, und von unten her

drängt ein dritter Haufe, aber keines dieser Heere kann sich lange in Frankreich halten, selbst die Engländer, die nur noch elf Stunden von Paris entfernt waren, mußten umkehren, und so kam Frankreich, dem in diesem Jahre eine völlige Zertrümmerung und Theilung geschworen war, noch sehr glücklich mit der Verwüstung einiger Provinzen davon.

24.

Bayard.

(Geb. 1475, † 1524.)

Weit unglücklicher war der König im folgenden Jahre (1524), wo er den Feldzug in Italien durch Bonnivet erneuern ließ. Da ging alles verloren, und auch der treffliche Bayard fiel, den seine Zeitgenossen nur den Ritter ohne Furcht und Tadel nannten. Dieser herrliche Charakter verdient es, daß um seinetwillen der Lauf der Erzählung auf einige Zeit unterbrochen werde.

Pierre du Terrail, gewöhnlich der Ritter Bayard genannt, war der Sohn eines Edelmanns, der ein Schloß und ein mäßiges

Gütchen in Dauphiné besaß. Die Heldentugend schien erblich in diesem Geschlechte zu seyn, denn Großvater und Urgroßvater des Ritters hatten ihr Leben auf dem Schlachtfelde geendigt. Auch Bayard, ein starker, muthiger Knabe, wiewohl fast immer von magerm und blassem Ansehn, kannte von Jugend auf kein größeres Vergnügen, als wilde Pferde zu tummeln, und keinen größern Ehrgeiz, als der Bravste unter seines Gleichen genannt zu werden. Im funfzehnten Jahre nahm ihn sein Oheim, der Bischof von Grenoble, zu sich, und ließ ihn in den Wissenschaften unterrichten, und hier zeigte er schon deutlich die Anlagen zum großen Manne, indem er alle seine Fähigkeiten, Kräfte und Neigungen unverrückt und ohne alle Zerstreuung einzig auf das richtete, was jedesmal seine Pflicht war. In seinen Freistunden war dann wieder Reiten und Fechten seine einzige Erholung.

Nach einigen Jahren treuen Fleißes brachte ihn sein Oheim als Pagen an den savoyischen Hof. Die guten Lehren und Segenswünsche seiner redlichen Eltern begleiteten ihn. Er war noch nicht lange in Chambery, als er schon wegen seiner ungemeinen Geschicklichkeit in Reiterkünsten berühmt zu werden anfing. Bald darauf besuchte König Karl VIII. von Frankreich den Herzog von Savoyen, und da dieser ein Freund von solchen Künsten war, so ward

ihm der junge Bayard bald bekannt, ja er mußte einmal zwey Stunden lang auf einer Wiese Carousſel reiten, woran ſich der König gar nicht müde ſehen konnte, ſondern immer rief: Piquez, piquez encore une fois! Der Graf von Ligni, Karls Günſtling, glaubte dem Könige dadurch zu ſchmeicheln, daß er den herrlichen Pagen in ſeine Dienſte nahm, und ſo kam Bayard nach Lyon. Hier wollte während der Abweſenheit des Königs ein Edelmann aus Bourgogne, Herr von Vaudrey, ſeine Stärke zeigen, und bat den König um Erlaubniß, mit der Lanze, dem Schwerdte, und der Streitart eine Probe ablegen zu dürfen, und als er ſie erhalten hatte, ſtellte er an einem öffentlichen Platze ſeinen Schild aus, und forderte jeden Waffenkundigen Edelmann heraus, ſich mit ihm zu meſſen. Die ſtärkſten Kämpfer meldeten ſich, doch als auch der blaſſe, kaum 18jährige Bayard ſeinen Namen aufſchreiben laſſen wollte, trug man Bedenken, einen ſo ſchwächlich ſcheinenden Jüngling zuzulaſſen. Aber der König, ein Freund kühner Unternehmungen, munterte ihn ſelbſt dazu auf, und ſo bald das Turnier begann, und nach und nach die Stärkſten beſiegt waren, bekämpfte der ſchlanke Page jenen Rieſen mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ihm lauter Beifall zugerufen ward. Die Verwunderung vermehrte ſich, als die Kämpfer zuletzt nach der Sitte, mit aufgezogenem Viſier vor den Damen

vorüberritten, und des Siegers jugendliches und kränklich scheinendes Antlitz sichtbar ward. Der König nahm ihn nun darauf förmlich in seine Dienste, schenkte ihm ein Pferd aus seinem Stalle und etwas Reisegeld, und wies ihm seinen Platz in einer Gensdarmenkompagnie an, welche zu Aire in Artois stand.

Auch hier verbreitete sich bald der Ruf seiner Tapferkeit, den er noch dadurch vermehrte, daß er unter den Edelleuten in Aire und den benachbarten Garnisonen kleine Turniere ausschrieb, in denen er gewöhnlich den Preis davon trug. Da dieser Mann gar keinen andern Gedanken hatte, als ein recht tüchtiger Kriegsmann zu werden, und durch seine Thaten die Ehre seiner Nation bey den Feinden derselben zu verherrlichen, so war es ihm wie unmöglich, sein Leben durch leichtsinnige und liederliche Streiche zu schänden, dergleichen sich die jungen Herren seines Standes gemeinhin so gern erlauben. Den Eigennutz kannte er gar nicht, wie das bei allen denen Statt findet, die ein höheres Interesse mit ganzer Seele verfolgen, und wie ihm die Achtung der Bravsten und Klügsten alles war, so behandelte auch er selbst den Geringsten mit der Aufmerksamkeit und Schonung, die uns von einem überlegenen Kopfe so wohl thut, und dies Betragen konnte gar nicht verfehlen, ihm die allgemeine Liebe al-

ler, die ihn kannten, zu verschaffen, und allen Neid über seine glänzenden Vorzüge zu ersticken.

Sein erster Kriegszug war derjenige, den Karl VIII. 1494 nach Italien unternahm, um Neapel zu erobern. In dem dabey vorgefallenen Treffen wurden dem fast allzu kühnen Gensdarmen zwey Pferde unter dem Leibe getödtet. Er selbst focht hier zum ersten Male unter den Augen des trefflichen Ritters Ludwig von Ars, dessen Feldherrnklugheit und Tapferkeit wir schon oben kennen gelernt haben. Beide schlossen hier die erste Freundschaft, und jeder bestrebte sich, des andern würdig zu seyn.

Nach dem Verluste Neapels rasteten beide wieder eine Weile, bis Ludwig XII. 1499 seinen Zug nach Mailand unternahm. Sie halfen ihm das Herzogthum erobern, und gingen dann wieder mit ihm zurück. Als im folgenden Jahre die Mailänder das französische Joch wieder abwarfen, und ihren Herzog Ludwig Moro zurückriefen, und der Marschall La Tremouille 1500 das Land noch einmal erobern mußte, zeichnete sich bei diesem zweiten Eroberungszuge Bayard ebenfalls aus. Hier nur ein Zug von seinem an Verwegenheit gränzenden Heldenmuth.

Er hatte erfahren, daß 300 Mann von Ludwig Moro's Truppen unter der Anführung des braven Hauptmanns Cajazzo in Binasco, einem Flecken, etwa anderthalb Stunden von Mai-

land, postirt lägen. Sogleich bespricht er sich mit etwa funfzig seiner Kameraden, die seines Sinnes sind, und diese muthigen Jünglinge erhalten darauf die Erlaubniß, ohne Anführer nach Binasco reiten und gegen die 300 Italiäner ihr Heil versuchen zu dürfen. Cajazzo, der von ihrem Anschlage Nachricht erhält, rückt ihnen entgegen, und der fürchterlichste Kampf beginnt. In wenig Stößen sind die Lanzen zersplittert. Bayard greift nach seiner Lieblingswaffe, dem Degen, und haut wie ein Rasender um sich. Beide Parteien vergessen sich ganz in der Hitze des Kampfs, und die Italiäner merken weder, daß sie zurückgetrieben werden, noch die Franzosen, daß sie vorwärts rücken. Endlich sammelt Cajazzo seine Leute, und zieht sich ermüdet zurück. Da erst wird Bayard gewahr, daß sie sich kaum noch eine halbe Stunde vor Mailand befinden: „Halloh! ruft er, meine Freunde, meine Kameraden! der Sieg ist unser!" und sogleich geben alle ihren Pferden die Sporen, und greifen die Italiäner noch einmal an, die sich indessen aufs neue in Reihe und Glied gestellt hatten. Auch diesen Angriff hielten Cajazzo's Truppen nicht lange aus, vielmehr suchte sich jeder, dessen Pferd noch Kraft genug zum Laufen hatte, in die Stadt zu retten. Vergebens rief der brave Cajazzo sie zum Stehen auf, der Tumult ward allgemein, und Italiäner und Franzosen

stürz-

stürzten im dunken Gewühl auf das Thor zu. Erst dicht vor dem Schlagbaum machten die letztern Halt, nur der siegestrunkene Bayard galloppirte mit hinein, und besann sich nicht eher, als bis er vor dem fürstlichen Schlosse stand. Hier starrte er, wie bezaubert, vor sich hin, und in Gefahr, von Bürgern, Soldaten und Weibern mit Steinen todtgeworfen zu werden, sah er keinen andern Ausweg, als sich dem Lojazzo zu ergeben. Dieser räumte ihm achtungsvoll seine Wohnung ein, und lud ihn zum Abendessen bey dem Herzog, der aus seinem Fenster den ungleichen Kampf des kühnen Ritters mit angesehen hatte.

„Herr Edelmann, redete Ludwig Moro ihn an, was hat euch hierher gebracht?" — Die Lust zu siegen; antwortete Bayard. — „Aber glaubtet ihr denn, Mailand allein einzunehmen?" — Nein, gnädiger Herr, ich glaubte mich von meinen Kameraden begleitet. — „Auch mit diesen wäre ja das nimmermehr möglich gewesen" — Es ist wahr, sagte Bayard bescheiden; auch sind sie klüger gewesen als ich, und dafür sind sie frey, und ich gefangen. Doch immerhin, ich bin ja der Gefangene des bravsten und großmüthigsten Mannes. — Der Herzog erkundigte sich darauf in einem etwas verächtlichen Tone nach der Stärke des französischen Heers. — Wir zählen unsere Leute nicht, antwortete Bayard. Al-

lein, was ich euch sagen kann, ist, daß die Soldaten meines Herrn lauter ausgesuchte Leute sind, vor welchen die eurigen nicht Stand halten werden. — Der Herzog versetzte darauf etwas empfindlich, der Ausgang werde in kurzem das Gegentheil zeigen. — Wollte Gott, rief Bayard, es käme morgen zur Schlacht, und ich wäre frey! — „Ihr seyd es, entgegnete der Herzog. Ich liebe euren Muth und eure Standhaftigkeit, und bewillige euch gern alles, was ihr noch sonst von mir verlangen wollt." Durchdrungen von dieser unerwarteten Güte warf sich Bayard zu Moro's Füßen, bat, ihm in Erwägung seiner Ritterehre seine stolzen Antworten zu verzeihen, gelobte ewige Dankbarkeit, und verlangte nichts als sein Pferd und seine Waffen. Cajazzo ließ beides auf der Stelle holen, worauf der Ritter sich empfahl, vor Ludwigs Fenster noch eine Lanze brach, nnd dann nach kurzem Gruße lustig zum Thore hinaus galloppirte. Man war im französischen Lager sehr besorgt um ihn gewesen, doch als man ihn jetzt triumphirend daher sprengen sah, empfingen ihn seine Kameraden mit lautem Jubelgeschrey, und vernahmen mit Erstaunen die Großmuth Ludwig Moro's, in dem sie sich bisher immer einen eingefleischten Teufel gedacht hatten. Wenige Tage darauf kam es zur Schlacht, und des Herzogs Gefangenschaft endigte den Krieg, wie oben erzählt ist. Dankbar besuchte

Bayard ihn jetzt in seinem Zelte, und versprach alles, was er vermöchte, zur Milderung seines Schicksals anzuwenden. Nur Schade, daß die Verwendung eines gemeinen Gensdarmen noch von keinem Gewicht war.

Von da zog Bayard mit dem Corps seines Wohlthäters, des Grafen von Ligni, nach Voghera, um diese Stadt für ihre Empörung bestrafen zu helfen. Die geängstigten Bürger schickten eine Gesandschaft heraus, den Grafen zur Gnade zu bewegen, aber er war unerbittlich. Darauf wandten sich die Deputirten an Ludwig von Ars und Bayard, und beide warfen sich jetzt vor dem Grafen nieder, und beschwuren ihn auf das rührendste, den Bürgern zu verzeihen. Er ward bewegt, und verzieh, doch als die Deputirten ihm ein Geschenk an Silbergeschirr, 300 Mark werth, machen wollten, rief er aus: „Fort! ich verkaufe meine Gnade nicht, und nehme keine Geschenke von ungetreuen Unterthanen! — Bayard, fügte er hinzu, nehmt ihr dies Geschirr, ich schenke es euch.“ Bayard bedankte sich, und vertheilte Stück für Stück unter seine Kameraden, wie er gewöhnlich mit den Geschenken zu thun pflegte, die er der Güte seines Wohlthäters verdankte.

Im folgenden Jahre (1501) begleiteten die beiden treuen Waffenbrüder Ars und Bayard den Grafen von Ligni zum Heere des Generals

d'Aubigni nach Neapel. Der Feldzug würde so schlimm nicht gewesen sein, wenn der französische General nur ein Mann von der Einsicht und Entschlossenheit jener beiden gemeinen Gensdarmen gewesen wäre. Auch aus diesem Kriege will ich von vielen trefflichen Zügen, die Bayards Geist charakterisiren, nur einige mittheilen.

Ludwig von Ars ritt mit siebzig Mann nach Bisceglia, und hoffte mit Hülfe der Stadt, die ihm ergeben war, auch die Burg jenseits derselben zu erobern, die sich noch herzhaft vertheidigte. Die Spanier thaten einen Ausfall, und streckten auch von den Wällen her mit ihrem Geschütz viele Franzosen nieder, so daß aller Anschein da war, sie würden die Sieger bleiben. Das beunruhigte die Bürger in der Stadt, und geschwind traten sie wieder zu der Partey der Stärkeren, und hieben von hinten auf die Franzosen ein. Bayard, dem sein Freund zu lange ausblieb, schöpfte Verdacht, und ritt ihm mit vierzig Gensdarmen und eben soviel Schützen nach. Er war der erste in der Stadt, hieb sich durch das Volksgedränge einen Weg, und stellte sich seinem Freunde Ars an die Seite, der sich schon für verloren gehalten hatte, aber jetzt bey Bayards Anblick wieder Athem schöpfte. Drey Stunden schlugen sich die beiden Helden an der Spitze ihrer braven Kameraden herum: ihre Rüstung war allenthalben zerhauen, und ihre Schwerdter

voller Scharten waren nur noch durch ihre Schwere furchtbar. Ein dritter Zuschuß französischer Truppen gab dem wilden Gefecht zuletzt den Ausschlag, und die wackern Kämpfer kamen ganz erschöpft und triefend ins Lager zurück.

Wenig Tage darauf gab der General Aubigni unserm Ritter die Aufsicht über eine halbe Compagnie Gensdarmen, und postirte ihn in Monervino. Hier gabs nicht viel zu thun, er machte daher allerley kleine Streifereien. Auf einer derselben bekam er den Hauptmann Alonzo de Soto-Mayor, einen nahen Verwandten des spanischen Generals Gonsalvo, gefangen. Er behandelte ihn eben so edel, wie er selbst einst von Cajatz behandelt worden war, gab ihm ein Zimmer im Schlosse, und verlangte keine andere Sicherheit von ihm, als sein Wort. Doch dies war dem Spanier eben so wenig als seinem Könige heilig, vielmehr benutzte er die erste Gelegenheit, zu entfliehen. Zum Glück bemerkte es Bayard schnell, ließ ihm nachsetzen, bekam ihn wieder, und brachte ihn nun in engeren Gewahrsam. Endlich kam sein Lösegeld, welches auf 1000 Thaler bestimmt war, an. Man setzte ihn in Freiheit, und damit er nicht glauben sollte, man habe ihn aus Eigennutz so fest gehalten, so vertheilte Bayard vor seinen Augen die ganze Summe unter die Officiere und Soldaten seiner kleinen Garnison.

Bey seiner Zurückkunft verbreitete Alonzo, er sey von den Franzosen nicht wie ein Kriegsgefangener, sondern wie ein Verbrecher behandelt worden. Bayard, der sich durch diesen Vorwurf an seiner Ehre gekränkt glaubte, bat seinen Chef um Erlaubniß, den Spanier fordern zu dürfen. Alonzo, der bey seinen Landsleuten im Rufe des tapfersten Officiers stand, nahm die Ausforderung an. Man bestimmte einen Ort, an dem sich jeder mit zweihundert Mann einfand. Die verabredeten Waffen waren Dolch und Degen. Beide Ritter waren am ganzen Leibe so dicht geharnischt, daß sie undurchdringlich schienen. Nach tausend vergeblichen Hieben, ließ endlich Bayard, um nur ein Ende zu machen, eine Parade aus, und hieb dafür so fürchterlich a tempo *), daß Alonzo sich durch den Kragen hindurch schwer am Halse verwundet fühlte. Voll Wuth warf dieser nun das Schwerdt weg, zog den Dolch, und packte seinen Gegner. Beide rangen fast bis zur Erschöpfung mit einander, und fielen endlich beide zur Erde, und in diesem Augenblick stieß Bayard seinen Dolch mit den Worten in die Nasenöfnung Alonzo's: „Ergib dich, oder du stirbst!" — Zu spät; Alonzo antwortete nicht mehr. Sein Freund, Don Diego, trat zu Bayart, und sagte: „Mein Herr, Sie haben gesiegt."

*) Mit dem Gegner zu gleicher Zeit.

Hierauf kniete der Ritter nieder, um Gott für seinen Sieg zu danken, übergab dann den Leichnam dem Don Diego, und fragte ihn, ob er nun seiner Pflicht genug gethan habe. „O, zu sehr, mein Herr, antwortete Diego, zu sehr für die Freunde Alonzo's und Spaniens." — Wollte der Himmel, rief Bayard, ich könnte ihn wieder lebendig machen!

Bey Gelegenheit einer andern Streiferey erfuhr er, daß ein Geldtransport von Neapel an den spanischen General unterweges sey, und vier Meilen von Monervino vorbey kommen werde. Sogleich legte er sich mit zwanzig tüchtigen Reitern zwischen zwey Felsen in den Hinterhalt, und zur Vorsicht schickte er fünf und zwanzig andere Leute unter der Anführung seines wackern Kameraden Tardieu auf einen Seitenweg, den der Transport gleichfalls einschlagen konnte. Zufällig aber kam der letztere da vorbey, wo Bayard selbst auf der Lauer stand. Mit dem Kriegsgeschrey: „Frankreich! Hau ein!" brachen seine Gensdarmen plötzlich hervor, die erschrockene Convoy nahm Reißaus, und der Kriegszahlmeister mit seinem Wagen fiel glücklich in Bayards Hände. Der Fang betrug 15000 Dukaten. Eben als das Geld auf den Tisch geschüttet ward, kam Tardieu dazu, und verlangte mit Ungestüm die Hälfte. „Mit nichten, sagte Bayard, den dieser Ungestüm aufbrachte; die Prise ist mein, und ich

bin Gouverneur von Monervino." Tardieu ging trotzig fort und appellirte an den General. Dieser trat auf Bayards Seite. Nur noch einige Augenblicke blieb Tardieu von seiner Hitze verblendet, dann dachte er an seines alten Freundes Uneigennützigkeit, und fand von selbst den Grund von dem scheinbar selbstsüchtigen Betragen desselben. Er ging zu ihm, und bereute sein grobes Auffahren. „Was verschlägt mirs, fügte er hinzu, ob du die Dukaten hast, oder ich: bist du doch mein Freund, und so lange ich bey dir bin, wird mirs am nöthigen nicht fehlen." — Bewahre mich Gott, versetzte Bayard, daß ich um solches Bettels willen einen braven Mann kränken sollte. Hier ist das Geld. Nimm die Hälfte. Freiwillig und mit Freuden geb' ich dir, was du mit Gewalt nie von mir erhalten hättest. — Hierauf rief er die Garnison zusammen, und vertheilte die ihm übrig gebliebenen 75000 Dukaten unter dieselbe, vor den Augen des erstaunten Kriegszahlmeisters, der sich nur einen Theil der Summe wünschte, um sich loskaufen zu können. Aber der Ritter hörte seinen Wunsch nicht sobald, als er ihn ohne Lösegeld frey ließ, ja ihn sogar in Begleitung eines Trompeters an den spanischen General nach Barletta schickte.

Bald darauf kam die traurige Zeit, da das franzbsische Heer, zum Theil durch die schlechten Maaßregeln des Feldherrn d'Aubigni, der spani-

schen Uebermacht weichen mußten. Bey dem Rückzuge hatte Bayard das schwerste Geschäft, die Deckung des Nachtrabs, übernommen. Hier that er Wunder der Tapferkeit. Er allein vertheidigte einmal eine halbe Stunde lang, wie Horatius Cocles, eine Brücke gegen eine ganze Colonne von Feinden. Zuletzt wurde er in einen Graben gedrängt, und mußte sich ergeben. Als die übrigen Franzosen in Sicherheit sind, und die braven Gensdarmen ihren Anführer vermissen ruft einer von ihnen, Namens Guiffray, ein Edelmann aus Dauphine, Bayards Freund und Nachbar: „Kameraden, wer folgt mir? Ich muß wissen, wo Bayard geblieben ist, und sollte es mein Leben kosten!" Alle sitzen sogleich wieder auf, und reiten im Galopp zu den Spaniern zurück, die nicht wissen, was das bedeutet, sich aber sogleich wieder in Schlachtordnung stellen. Als Bayard, der noch mitten unter ihnen, unbekannt, hinreitet, seine braven Gensdarmen ankommen sieht, reißt er in einem Nu seinen Nachbar vom Pferde, ringt ihm den Degen aus der Hand, haut um sich und schreit: „Haut ein, haut ein! Bayard, Bayard, den die Feinde fahren lassen!" Mit Schrecken vernehmen nun die Feinde, daß ihr Gefangener der berühmte Bayard ist, und die Verzweiflung treibt sie an, alles daran zu setzen, um ihn wieder zu erhalten. Allein wer konnte diesem Löwen ankommen? Nach ei-

nem blutigen Gemetzel brachten seine treuen Gefährten ihn glücklich wieder ins Lager zurück, wo sie mit Dank und er mit Freudenthränen bewillkommt wurden.

Ich habe oben erzählt, wie der Herr von Alegre sich darauf mit der Hauptmacht in Gaeta, Ludwig von Ars dagegen sich in Venosa geworfen habe. Bayard hielt sich zu dem letztern, und hat also an all' den Heldenthaten Antheil, die dort von jenem berichtet worden sind. Gonsalvo hielt die beiden Freunde nur für ein Paar Abentheurer, und forderte sie ziemlich verächtlich auf, sich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Ihre Antwort war: „Ludwig von Ars und Bayard befinden sich zu Venosa, und erwarten den General Gonsalvo." Man muß indessen sagen, daß eine Uneinigkeit unter den Anführern der Spanier und Neapolitaner nicht wenig dazu beitrug, den beiden Rittern ihre Vertheidigung zu erleichtern. Als sie endlich nach Frankreich zurück kamen, und Ars als Hauptanführer so schmeichelhaft vom Hofe empfangen wurde, erhielt auch Bayard sein Theil von dem allgemeinen Lobe, und den Posten eines königlichen Stallmeisters, nebst der Anwartschaft auf die erste Compagnie Gensdarmen welche vakant werden würde. So langsam ging es mit der Beförderung eines Mannes, der schon damals

den größten Generalen hätte beigezählt werden können.

Aber sein Ruf hob ihn weit über seinen Rang hinaus. Als bald nach seiner Zurückkunft die Könige von Frankreich und Spanien eine persönliche Zusammenkunft zu Savona hielten, brachte jeder in seinem Gefolge die Helden mit, auf die er sich am meisten zu Gute that. Ludwig XII. hatte die Höflichkeit, den berühmten Gonsalvo von Cordova in Person zu besuchen, und Ferdinand, der ihm an Artigkeit nicht nachstehen wollte, ging darauf gleichfalls zu den vornehmsten französischen Officieren herum. Vor allen fragte er nach dem Ritter Bayard. Ludwig führte ihn zu ihm. Sie fanden ihn bey seinem Freunde Ars. Nachdem Ferdinand ihm einige verbindliche Worte gesagt hatte, wandte er sich an Ludwig XII. und sagte: „Herr Bruder, glücklich ist der Fürst der solche Ritter hält."

Nach einer ziemlich langen Rast bekamen die muthigen Heldensöhne einmal wieder etwas in Italien zu thun, als Ludwig XII. sich 1509 gegen die Venetianer in die bekannte Ligue von Cambray einließ. Bayard machte nicht nur den ersten Zug dahin mit, den der König selber anführte, sondern blieb auch noch länger in Italien, nachdem Ludwig für sein Theil schon fertig war. Dieser hatte nämlich dem Kaiser Maximilian versprochen, ein Corps zu seiner Unterstützung zurück

zu lassen, und dies war es, bey welchem sich der Ritter unter der Anführung des tapfern La Palisse befand. Maximilian wollte Padua erobern; dahin also gingen die Franzosen ab. Sie erstaunten heimlich, als sie das wunderliche Benehmen des Kaisers in der Nähe bemerkten. Erst wollte er diese Stadt in einem Rausche erobern, dann, da er sah, daß sie stark befestigt sey, und tapfer vertheidigt werde, gab er so schnell die Hofnung auf, daß er in ein Paar Tagen schon wieder abziehen wollte. Dieselbe Unbeständigkeit zeigte er in allem übrigen, was er that. Die Franzosen waren es zuletzt noch allein, die ihn ermunterten, die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Er schämte sich auch vor ihnen, und wünschte im Stillen, auf hundert Meilen aus diesem Handel zu seyn.

Ein Grieche, Konstantin, der damals sein ganzes Vertrauen hatte, gab ihm ein Mittel ein, sich die lästigen Franzosen mit guter Art vom Halse zu schaffen, und sie zugleich für ihre Prahlereien, wie ers nannte, zu züchtigen. Man hatte eine Bresche in die Mauer geschossen, vor welche die Belagerten darauf sogleich eine Menge Geschütz gestellt hatten, um einen Sturm auf diese Oefnung gehörig abwehren zu können. Der Kaiser gab nun auf Konstantins Rath den französischen Gensdarmen den Befehl, abzusitzen, und mit einem Haufen Landknechte zu Fuß einen

Anlauf gegen die Bresche zu versuchen. Offenbar hieß das die Franzosen in den sichern Tod schicken, aber dennoch nahmen viele von ihnen den Befehl unbedenklich an. Nur der Hauptmann La Palisse knirschte über den tückischen Anschlag, dessen Urheber er leicht errieth, und mit einem Blick auf Bayard rief er aus: „Nun, Herkules der Franzosen, was sagt ihr denn?" — Ich denke, entgegnete dieser, es ist für einen Gensdarmen ein schlechter Spaß, wenn er zu Fuße fechten soll. Was mich anlangt, so habe ich zwar auf dieser Welt nicht viel zu verlieren, aber ich bin doch ein Edelmann und das seyd ihr alle, ja viele von euch haben gros Geld und Gut daheim. Meint denn der Kaiser, daß es billig sey, solche Männer zugleich mit einem Haufen Troßknechte aufzuopfern, nach deren Leben oder Tode kein Hund fragt? Ich dächte man ließe ihm sagen, wir wären bereit, nach seinen Befehlen zu thun, wenn er uns die vielen Edelleute, Grafen und Baronen aus seinem Heere gleichfalls zu Fuß mitgeben wolle. — Dieser Rath ward von allen gebilligt, und sogleich ward dem Kaiser der Bescheid gebracht. Er trug ihn seinen Officieren vor, aber diese schrien mit einem Munde, ein Edelmann sey bestimmt, zu Pferde zu fechten, andere Dienste müsse man von ihm nicht erwarten. Aufgebracht und beschämt gab nun der Kaiser sogleich Befehl, die Belagerung aufzuheben.

Die Franzosen begleiteten hierauf das deutsche Heer noch eine Strecke, und sahen mit Unwillen, wie die deutschen Landsknechte ein Dorf nach dem andern, das ihnen bisher Quartier und Unterhalt gegeben hatte, in Brand steckten. Kaum konnte Bayard das Haus retten, in welchem er selbst gewohnt hatte, und zornig ging er zu dem Fürsten von Anhalt, der unmittelbar unter dem Kaiser kommandirte, und hielt ihm die grausame und entehrende Barbarey seiner Truppen vor, erhielt aber zur Antwort, im Kriege sey alles erlaubt.

Man darf jedoch nicht glauben, als ob alle Franzosen damals schon so menschlich gedacht hätten. Der gemeine Haufe gab in der Rohheit und Grausamkeit den deutschen Landsknechten nichts nach. Das mußte Bayard bald darauf selbst erfahren. Bey dem raschen Einfall der Franzosen in das venetianische Gebieth geriethen besonders die Bewohner des platten Landes in ein solches Schrecken, daß sie mit allem, was sie in der Eil fortbringen konnten. Hals über Kopf ihre Häuser verließen und entferntere Schutzörter aufsuchten. So fanden die Franzosen unter andern ein großes Dorf, Namens Longaro, ganz verlassen, dessen Einwohner sich in eine nicht weit davon gelegene tiefe Berghöhle gerettet hatten, die nur einen engen Eingang hatte, und von denen, welche der Gegend unkundig waren, nicht

leicht entdeckt ward. Dennoch fanden einige französische Abentheurer dieselbe, als sie zufällig, um Beute zu suchen, den Berg umschwärmten. Sie wollten hinein, und kein Bitten der Weiber, Kinder und Greise konnte die Beutegierigen abhalten. Ja, erbittert von dem langen Widerstande der Unglücklichen, die endlich die Waffen zu Hülfe nehmen, beschließen sie, durch ein sicher wirkendes Mittel sie alle zu vernichten. Sie verstopfen den Eingang mit Stroh, Heu, und frischem Holze, zünden dies an, und weiden sich an dem Angstgeschrey der Armen, die in dem rettungslosen Schlunde an den entsetzlichen Qualme ohne Barmherzigkeit ersticken müssen. Zu spät hörte der edle Bayard von dieser Abscheulichkeit, aber er hatte sie nicht sobald vernommen, als er die Haupturheber derselben am Eingange eben derselben Höhle nach der Reihe anhängen ließ.

Nach der Beendigung dieses Feldzugs nahm bekanntlich die heilige Ligue (1510) ihren Anfang. Um dem Papste zuzusetzen, schickte Ludwig XII. dem Herzoge von Ferrara, der auch mit demselben im Kriege begriffen war, ein Corps zu Hülfe, unter welchem sich auch Bayard befand. Man weiß, daß dieser Papst (Julius II.) seine Truppen in Person anführte, und dies machte dem Ritter eine unbezwingliche Lust, ihm selber einen Hinterhalt zu legen. Bey einem

Haare hätte er ihn auch gefangen bekommen, wenn nicht seine ungestümen Gendarmen ihren Hinterhalt wider seinen Willen zu früh verlassen hätten. So aber entwischte der erschrockene Papst noch mit genauer Noth in ein festes Schloß, dessen Zugbrücke er, als er darüber weg war, in größter Angst mit eigner Hand in die Höhe ziehen half. Bayards Verdruß darüber war nicht klein.

Aber etwas mehr als Verdruß empfand er bey folgender Gelegenheit: Der Papst, der mit dem Herzog von Ferrara bald fertig zu werden hoffte, wenn er ihn nur von den fatalen Franzosen, und besonders von dem heillosen Bayard trennen könnte, der ihm alle Tage mehr Abbruch that, schickte einen Spion an den Herzog, durch den er ihm Frieden, den Posten eines päpstlichen Generallieutenants, und eine seiner Nichten zur Gemahlinn anbieten ließ, wenn' er nur die kleine Verrätherey begehen wollte, die wenigen Franzosen unerwartet aufzuheben, und sie ihm insgesammt auszuliefern. Der Herzog antwortete, er wolle die Sache überlegen, und ihm bald Antwort bringen, bis dahin solle der Spion in seinem Schlosse warten. Mit diesen Worten schloß er ihn ein, und ging zu Bayard. „Ist es möglich, gnädiger Herr!" rief dieser voll Erstaunens, als er die päpstliche Schurkerey vernahm. — Glaubt ihr, ich werde euch belügen? fragte der

Her-

Herzog. — „Nein, gnädiger Herr, entgegnete Bayard, aber ich bin von Abscheu ergriffen, und wage es nicht, dergleichen von einem Papste zu glauben.“ Nach kurzem Gespräch verließ ihn der Herzog wieder, mit dem Versprechen, sich und seine Freunde an dem heimtückischen Pfaffen rächen zu wollen. Er hatte den Spion gleich durchschaut, und wußte aus öfterer Erfahrung zu gut, daß dergleichen Menschen allemal den Meistbietenden gehören. Durch ansehnliche Versprechungen brachte er diesen dahin, daß er ihm gelobte, in acht Tagen solle der Papst vergiftet seyn. Vergnügt über dies gelungene Geschäft, theilt er dem edlen Bayard sogleich seine Hofnungen mit, fand aber damit nicht die erwartete Aufnahme. Bayard erschrack fast heftiger als das erste Mal, und als ihm der Herzog vorstellte, daß er ja weiter nichts als das Recht der Wiedervergeltung brauche, erklärte er sich dagegen unverhohlen, daß er es für eine Versündigung an Gott selbst erkenne, und daß er selber den Papst warnen wolle, wenn der Herzog kein Mittel mehr wisse, den Vertrag zu widerrufen. Zum Glück war der Spion noch nicht fortgeschickt, daher sagte der Herzog: „Was mich betrift, so habe ich kein so zartes Gewissen, aber mein Entwurf soll ohne alle Folgen bleiben, wenn ihr ihn mißbilliget. Es wird uns indessen beide gereuen.“ — Dafür wird uns Gott bewahren! rief Bayard. — So

ward dann der Auftrag zurückgenommen, und der Papst verdankte gerade dem das Leben, dem er es hatte nehmen wollen.

Bald darauf übernahm der junge Held, Gaston de Foix, Herzog von Nemours, das Commando der französischen Truppen im Mailändischen, und zu ihm stieß nun Bayard, den die Aehnlichkeit seiner Gesinnungen bald mit jenem befreundete. Sie gingen auf die Venetianer los, eroberten das Schloß von Brescia, und wollten von demselben aus auch die Stadt bestürmen. Bey dieser Gelegenheit fand Bayard für gut, seine Leute absitzen zu lassen, und um ihnen Muth zu machen, ging er selbst vorauf, und führte sie zu Fuße an. Der Herzog bemerkte dies nicht so bald, als er auf ihn zuritt, und ihn dringend bat, sich nicht so sehr auszusetzen. „Mein General, antwortete Bayard, meine Gensdarmen, die sich derselben Gefahr bloß stellen, sind von eben dem Schlage wie ich; wir haben immer zusammen gefochten, und als ihr Anführer muß ich an ihrer Spitze seyn.“ Die Belagerten machten ein fürchterliches Feuer, und behaupteten außerdem noch ihre Verschanzungen mit Streitexten, Schwert und Lanze. Mit gesenktem Haupte rannte Bayard auf die erste Schanze los. „Auf Kinder! rief er, sie vertheidigen sich gut, aber schlagen müssen wir sie doch!“ Und als er sahe, daß sie wichen, stieß er mit sei-

ner Picke noch den nächsten nieder, und schrie: „Hinein! hinein!" Seine Leute die ihn mitten unter den Feinden arbeiten sahen, stürmten ihm nach. Auf einmal sahen sie seinen Arm gehemmt. Ein wüthender Lanzenstoß in die obere Lende, der so tief ging, daß das Eisen und ein Stück vom Holze sitzen blieb, machte ihn unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten. Er rief dem Kapitän Molart, seinem Freunde, zu: „Bruder, kommandire diese Leute hier, und bekümmere dich nicht weiter um mich!" Ein Paar Schützen trugen ihn hierauf aus dem Getümmel, legten ihn auf die Erde, und zogen die abgebrochene Lanzenspitze aus der Wunde. Ohnmächtig ward er ins Schloß zurückgebracht. Die Franzosen wurden wüthend, als sie hörten, er sey gefallen. Sie gaben nun keinem mehr Pardon, und metzelten so lange, bis nichts mehr widerstand, und die Stadt erobert war. Dann zog das Heer in dieselbe ein, und jeder machte sich Quartier wo er zukam.

Auch Bayard wünschte in der Stadt zu liegen. Sogleich hoben die Soldaten im Schlosse, die ihn bewachten, eine Stubenthür aus, und machten sie zur Bahre für den Verwundeten. Sie trugen ihn in eins der schönsten Häuser in der Stadt. Nach langem Klopfen öffnete eine Dame zitternd und in Thränen gebadet die Thür, und ließ sie ein. Bayard, der ihre Angst bemerkte, sagte: „Kinder bewacht mir dies Haus,

daß nirgends ein Schade geschieht. Euren Antheil an der Beute will ich euch schon ersetzen." Nachdem man ihn auf ein prächtiges Bett gelegt hatte, warf sich die noch immer trostlose Wirthinn vor ihm auf die Knie, und bat ihn mit tausend Thränen, nur sie, ihren Gemahl und ihre Töchter vor der Wuth der Sieger zu schützen, und dafür all' ihr Vermögen in Besitz zu nehmen worauf er nach dem Rechte des Krieges Ansprüche habe. „Gute Frau, erwiederte der Ritter, ich wollte ich könnte die ganze Stadt retten. Ich weiß nicht, ob ich von meiner Wunde genesen werde, aber darauf könnt ihr rechnen, daß, so lange ich lebe, eure Güter und die Ehre eurer Töchter ungefährdet seyn sollen. Laßt doch die Kinder kommen!" Man holte sie aus dem Winkel eines Heubodens hervor, und zugleich mußten zwey von Bayards Schützen fort, um auch den Vater aufzusuchen, der sich in ein Kloster geflüchtet hatte. Wie dankte der Unglückliche dem Himmel, als er sein Haus so wohl berathen sah. Dann fast war es das einzige in der ganzen Stadt, das nicht von Wehklage und Angstgeschrey wiederhalte und von den zügellosen Ausschweifungen der Soldaten verschont blieb. Ungeachtet der Herzog von Nemours in allen Straßen herumritt, so konnte er doch die wilden Leidenschaften der Sieger nicht hemmen. Erst als jede Lust gebüßt, und fast nichts zu plündern

mehr übrig war, ließen sie sich willig wieder in Reihe und Glied stellen. Ehe die Häuser bezogen werden konnten, mußten erst die Ermordeten herausgezogen und begraben werden, und da fand sich eine Anzahl von — beinahe zwanzig Tausenden! Nur was sich in die Kirchen gerettet hatte, war verschont geblieben. So wurden sonst Städte erobert!

Der Herzog von Nemours besuchte den kranken Bayard gleich am folgenden Tage, und machte ihm ein Geschenk von 500 Thalern als einen kleinen Antheil an der Beute, deren er durch seine Wunde verlustig gegangen war. Kaum war er weg so schenkte der Ritter das Geld den beiden Schützen die sein Haus bewachten, und die aus Liebe zu ihm sich gleichfalls der Beute beraubt hatten.

Ungeachtet der Großmuth, die er bisher seinen Wirthen bewiesen hatte, konnten diese doch die Besorgniß nicht unterdrücken, daß ein so armer Officier bey seinem Abschiede noch eine Contribution einfordern möchte, die ihre Kräfte überstiege. Sie wurden dazu einigermaßen durch die Unersättlichkeit anderer Officiere berechtigt, die zuletzt gar das Hausgeräth ihrer Wirthe verkauft hatten, um Geld zu bekommen. In dieser Ungewißheit entschlossen sie sich, ihrem Gaste lieber durch ein freywilliges Geschenk zuvorzukommen, und so überreichte ihm denn die Frau

vom Hause am Morgen des Abschiedstages ein Kästchen mit Gold, welches sie mit den verbindlichsten und rührendsten Ausdrücken begleitete. Der Ritter sah es lächelnd an, und fragte, wieviel darinnen sey. „Gnädiger Herr, antwortete sie verlegen, es sind nur 2500 Dukaten. Ihr verdient unendlich mehr, und wir wollen gern unser Aeußerstes thun, um euch zu genügen.“ Bayard dankte ihnen herzlich, und versicherte ihnen, daß die Pflege, die er in ihrem Hause gefunden, ein weit größeres Geschenk sey, das ihn zu ihrem ewigen Schuldner machen werde. Als endlich kein Sträuben half, und er doch das Kästchen annehmen mußte, bat er um die Erlaubniß, von ihren Töchtern Abschied nehmen zu dürfen. Sie kamen herbey. Er dankte ihnen für die Theilnahme, die sie ihm während seiner Krankheit bewiesen hätten, drang jeder von ihnen eine Aussteuer von tausend Ducaten auf, und übergab ihnen die noch übrigen fünfhundert zur Vertheilung unter die armen Nonnen der Stadt, welche mit ausgeplündert worden waren. Eben als aller Augen von Thränen des Danks und der Freude glänzten, trat d'Aubigni herein, den Ritter abzuholen. Als er die Ursach dieser Rührung hörte, sagte er ruhig: „Ja ja, das ist so seine Art,“ und diese Gleichgültigkeit war ein größerer Lobspruch für Bayard, als die lauteste Bewunderung von ganz Brescia.

Von dieser Stadt verfügten sich nun die Herren in das Lager vor Ravenna, und wohnten der unglücklichen Schlacht bey (1512. 11. Apr.), in der zwar die Franzosen siegten, aber ihren treflichen Anführer, den Herzog von Nemours, einbüßten. Bald darauf ging ganz Mailand verloren, die Truppen wurden zurückgezogen, und gegen die Einfälle der Spanier, Engländer und Deutschen gebraucht. So diente unser Held zuerst in Navarra, dann in Artois, und legte überall soviel Ehre ein, als von dem Rufe seines Namens zu erwarten war.

Noch immer hatte ers indessen nicht weiter als bis zur Anführung einer Reiterkompagnie gebracht, deren Einkünfte er noch dazu dem Herzog von Lothringen ablassen mußte, Ludwig XII. gab ihm zwar gegen das Ende seines Lebens den Titel eines Generallieutenants der Dauphiné, aber gleichfalls ohne Gehalt. Den letztern fügte erst Franz I. hinzu, der überhaupt bey seinem Regierungsantritt den bescheidenen Bayard mehr hervorzog und sich in seinem ersten Feldzuge nach Italien seines Raths vorzüglich bediente.

Oben ist erzählt, wie die zweitägige Schlacht bey Marignano (im Sept. 1415) dem jungen Könige den Besitz von Mailand wieder verschaffte. Man kann denken, daß Bayard in derselben nicht der Hinterste geblieben seyn wird. Gegen Abend war seine Rüstung ganz durchlöchert, und zuletzt

bekam noch sein Pferd einen Hieb, durch den es seine eiserne Kopfbedeckung sammt dem Gebiß verlor. Das freigewordne Thier, wild gemacht durch die Wunde, trug seinen Herrn nun unaufhaltsam mitten in ein großes Schweizerbataillon hinein, wo er seinen Tod vor Augen sah, ohne ihm entfliehen zu können. Aber das Glück wollte es, daß man ihn nicht erkannte, und dies war um so leichter, da es schon ganz finster geworden war. Endlich stand sein Pferd, nahe bey den Schweizern, unter einem breitastigen Baume still, der nach italiänischer Sitte mit Weinreben umwunden war. Er stieg vorsichtig ab, warf die schwere Rüstung von sich, ließ das müde Pferd stehen, und schlich leise nach der Seite hin, wo er seine Landsleute vermuthete. Wenn er ein Rasseln hörte, warf er sich nieder, und kroch auf den Händen fort. Nachdem er sich so im Finstern mehrere Stunden lang durch Gräben, Sümpfe und Gesträuch mühsam durchgearbeitet hatte, hörer endlich zu seiner Freude in einiger Entfernung Frankreich rufen. Das verdoppelte seine Anstrengung, bis er zuletzt ganz erschöpft bey den französischen Vorposten ankam. Welche Freude von beiden Seiten! Der Herzog von Lothringen schenkte ihm sogleich ein Pferd, andere brachten ihm Waffen, und nach einigen Stunden erquikkenden Schlafes war er wieder einer der ersten im Steigbügel.

Dieser zweite Tag entschied erst, wie oben gesagt ist, die Schlacht. Der junge König war so freudetrunken über diesen ersten Sieg, und der herrliche Anblick so vieler Veteranen, die für ihn und an seiner Seite so muthig gekämpft hatten, hatte etwas so Erhabenes und Begeisterndes für ihn, daß er in eine Art von poetischer Stimmung gerieth, und nach vielen Danksagungen gegen seine Officiere das Verlangen äußerte, hier auf dem Schlachtfelde in ihrem Kreise nach alter Art zum Ritter geschlagen zu werden. Darauf wandte er sich an Bayard, und sagte: „Ich kenne keinen in der Armee, der so allgemein geschätzt würde, als dieser Ritter; ich will die öffentliche Stimme in ihm ehren. Ja Bayard, lieber Freund, von eurer Hand will ich heut zum Ritter geschlagen werden, weil derjenige, der sich in so vielen Schlachten und Stürmen immer als einen vollkommnen Ritter gezeigt hat, am meisten dazu berechtigt ist, Andere dazu zu machen." Bescheiden blickte Bayard auf die anwesenden Fürsten und Herren, und erwiederte, eine solche Ehre komme nur ihnen zu, und er werde es nie wagen, sie in ihrer Gegenwart anzunehmen. Umsonst; sie selber munterten ihn dazu auf. Noch immer zögerte er beschämt. Ein König sagte er, sey ein geborner Ritter. „Nichts, nichts, Bayard, rief der König, ich verlange es!" „Nun wohlan denn, Sire, entgegnete jener, wenn

es mit einem Mal nicht genug wäre, so würde ichs tausendmal thun, um nicht dem unumschränkten Willen meines Herrn zu widerstreiten." Hierauf kniete der König nieder, Bayard zog sein Schwerdt schlug ihm mit der flachen Klinge sanft auf den Nacken, und sagte dazu ganz unvorbereitet: „Sire, es sey so gut als ob es Roland wäre oder Oliver, Gottfried, oder Balduin, sein Bruder. Wahrlich ihr seyd der erste Fürst, den ich zum Ritter schlage. Der Himmel gebe, daß ihr im Kriege nie die Flucht nehmet." Das war die glücklichste Stunde in Franzens und des ehrlichen Bayards Leben. Schon unter den eben gesprochenen Worten waren dem letztern die hellen Thränen aus den Augen gestürzt; dann blickte er mit kindlicher Freude auf sein Schwerdt, und rief im herzlichsten Tone: „Auch du mein lieber Degen, du bist wohl recht glücklich, einem so tugendreichen und mächtigen König heut den Ritterschlag gegeben zu haben. Dafür will ich dich auch als Reliquie aufheben und vor allen Schwerdtern ehren; nie will ich dich anders führen, als gegen Saracenen und Mauren."

Nach der Besitznahme von Mailand kehrte der König nebst vielen andern nach Frankreich zurück. Bayard ward jetzt von dem Konnetabel von Bourbon, seinem Freunde, eingeladen, in Moulins, seiner Residenzstadt, ein Weilchen einzusprechen. Schon damals hatte der Konnetabel

über den Hof zu klagen, und nun schüttete er seinen ganzen Unmuth in des wackern Freundes Busen aus, der ihm Trost einsprach, und ihm gelobte, bey einer schicklichen Gelegenheit für ihn zu sprechen. Auch Bourbon wollte ihn dadurch ehren, daß er ihn ersuchte, seinen ältesten Sohn zum Ritter zu schlagen. Wohin der treffliche Mann kam, fand er so viel Erfurcht wie ein König, und soviel Liebe wie ein Vater, und der Name Bayard hatte in Frankreich beinahe eine heilige Bedeutung erhalten.

Der Ritter brachte nun einige Jahre am Hofe zu, bis König Franz seine ersten Händel mit Karl V. begann. Ich habe oben erzählt, wie er den Grafen Robert von der Mark gegen den Kaiser unterstützt habe, und wie Robert dafür von den kaiserlichen Truppen gezüchtigt worden sey. Diese kaiserlichen Truppen wurden von einem Grafen von Nassau und von dem berühmten Sickingen angeführt, und da sie sehr zahlreich waren, so fürchtete Franz nicht ohne Grund sie möchten wohl noch etwas weiter gehen wollen, als wie an Roberts Gränzen. Ganz Champagne stand ihnen offen, wenn sie nur erst die kleine Festung Mezieres an der Maas im Rücken hatten; diese also zu vertheidigen, mußte Franzens erste Sorge seyn. Das war ein Geschäft für Bayard. So schlecht er die Festungswerke fand, so griff er doch das Werk so lebhaft

an, daß in kurzem schon alles in besserem Stande war; und so wenig er fürs erste absah, wie ein so schlechter Ort sich gegen eine Armee von 35,000 Mann halten wolle, so hatte er doch guten Muth, befeuerte auch seine Leute, und rechnete auf unvorherzusehende Fälle, die demjenigen, der sie klug zu nutzen weiß, allerdings oft das unmöglich scheinende möglich machen.

Es ist ein Kennzeichen eines guten Oberhaupts, wenn er in seinen Untergebenen eine solche Liebe zu ihrer Pflicht zu erwecken weiß, daß jeder sich bezifert, den andern zu übertreffen, und des Aufsehers Augen auf sich zu ziehen. So ging es in Mezieres. Ungeachtet die Feinde in den ersten Tagen über 500 Kugeln hinein schossen, so that doch Bayard, als wenn das gar nichts schadete, und seine Soldaten wetteiferten unter einander, ihm eine ähnliche Gesinnung zu zeigen.

Aber nicht bloß mit Tapferkeit, sondern auch mit Klugheit vertheidigte er die Festung. Folgende zwey Kriegeslisten von seiner Erfindung beweisen, daß er ein eben so feiner Kopf, als starker Held war. Er hatte erfahren, daß die beiden feindlichen Anführer sich verunreinigt hatten, und daß Eckingen den Grafen von Nassau in Verdacht habe, als wolle er der Franzosen absichtlich schonen. Diesen Verdacht zu nähren, schrieb Bayard einen Brief an Robert von der Mark, worin er ihm sagte, wenn der Graf von

Nassau noch zu den Franzosen übertreten wolle, wie er (Robert) ihm dazu Hoffnung gemacht, so müsse er es bald thun ꝛc. Diesen Brief gab er einem dummen Bauer aus Sedan mit, der ihn mitten durch Sickingens Posten tragen mußte. Alles ging erwünscht, der Kerl ward angehalten und sein Brief kam richtig in Sickingens Hände. Dieser gerieth in Wuth über seines Collegen vermeintes Einverständniß mit dem Feinde, und Nassau über die unverschämte Beschuldigung. Es hätte nicht viel gefehlt, daß sie beide ihre Truppen gegen einander geführt hätten. Bayard benutzte indessen ihren Zwist vorläufig dazu, eine ansehnliche Verstärkung aus Troyes einzunehmen. Dadurch wuchs die Verdrossenheit der Belagerer nur noch mehr, und beide Anführer sehnten sich herzlich nach dem Abzuge. Um sich indessen erst von dem Zustande der Festung genauer zu unterrichten, befahl der Graf von Nassau einem seiner Officiere, der einen Freund unter der französischen Besatzung hatte, sich von diesem eine Flasche Wein ausbitten zu lassen, und den Boten abzurichten, sich bey dieser Gelegenheit ein wenig in der Festung umzusehen. Bayard, dem die Ankunft des Boten nicht entging, ließ in größter Eil eine Menge leerer Fässer mit Wasser anfüllen, und dann mußte der Officier den Bedienten seines Freundes in den Keller führen. Dieser überzeugte sich nun durch eignes Aufheben, daß die

Fässer alle voll seyen, und brachte ganz treuherzig seinem Herrn diese Nachricht. Dadurch noch mehr bewegt, an einem glücklichen Erfolg zu verzweifeln, hob der Graf von Nassau sofort die Belagerung auf (Oct. 1521), und Bayard hatte die Ehre, vier Wochen lang einen Ort vertheidigt zu haben, den mancher andere Feldherr vielleicht der Vertheidigung ganz unfähig geglaubt haben würde. Die schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen und Danksagungen seines Königs waren sein Lohn dafür, ihm so süß, daß er Thränen der Rührung darüber vergoß, und seinem Herrn gelobte, für ihn zu leben und zu sterben. Er erhielt jetzt ein Ordensband, und wurde Capitain en Chef einer Compagnie von 100 Gensdarmen.

Die folgenden zwey Jahre blieb er frey von kriegerischen Beschäftigungen, doch erwarb er sich in denselben einen andern Kranz, der ihn nicht minder schön als der Lorbeer kleidete. In Dauphiné, seiner Provinz, die er um so inniger liebte, da sie seine Heimath war, war eine solche Hungersnoth ausgebrochen, daß ganze Familien verschmachteten. Da gab er nicht nur alle seine eigenen Vorräthe her, sondern traf vermöge seiner Klugheit so schnelle und wirksame Anstalten, dem Kornmangel abzuhelfen, daß die Gefahr in kurzer Zeit vorüber ging, und auch den Aermsten wieder Nahrung verschaft wurde. Die Ein-

wohner der Provinz trugen ihn dafür auf den Händen, und sahen ihn ungern scheiden, als der aufs neue ausgebrochene Krieg ihn 1524 wieder nach Italien rief.

Dies war nämlich das Jahr, in welchem Franz I. zum zweiten Male ein Heer über die Alpen führen wollte, um das verlorene Mailand wieder zu erobern, wovon er jedoch nach der Entdeckung der Bourbonischen Verschwörung abstand. Der Connetable war Bayards Freund, man kann also denken, wie dieser über seinen Schritt betrübt gewesen seyn werde. Er konnte den Connetable nicht tadeln, aber er würde doch viel darum gegeben haben, wenn jener nicht so rasch verfahren wäre. Jetzt sollte er ihm gegenüber fechten, und den Mann, der Frankreichs Hort hätte seyn können, an der Spitze seiner Feinde sehen. Ein bitteres Begegnen! Gern wäre er diesmal zu Hause geblieben, aber er mußte mit.

Ich habe schon gesagt, daß der Admiral Bonnivet an des Königs Stelle das Commando der französischen Armee übernahm. In schlechtere Hände hätte es gar nicht kommen können, denn dieser Mann, eine Kreatur Luisens von Savoyen, besaß keine von den beiden Eigenschaften, welche nach dem Ausspruch eines alten Dichters den Mann am höchsten zieren, weder eigne Weisheit, noch den guten Willen, die Weisheit anderer zu benutzen. Die Soldaten, für die er sehr schlecht

sorgte, folgten ihm nur mit Widerwillen, und seine Fehler waren so offenbar, daß der feindliche General Prosper Colonna auf den Rath Bourbons, ihn anzugreifen, antwortete, es wäre sehr überflüssig, die Truppen gegen eine Armee anzuführen, welche von ihrem eigenen General vernichtet würde. Wirklich betrug sich Bonnivet so, daß sich alle seine Officiere über seine Verkehrtheit ärgern mußten. Bayard ward in ein Dorf detaschirt, in dem er gar nichts nütze war, und aus dem er sich zuletzt doch nur durch die Flucht retten mußte. Als endlich Hungersnoth und ein klügerer Feind dem Heere so zusetzten, daß es sich nicht länger in Italien halten konnte, mußte der elende Bonnivet mit der ganzen Macht sein Heil im Rückzuge suchen. Dieser ging durch das bekannte Thal von Aosta in Piemont, einen engen Paß, in welchem die armen Franzosen von dem nachsetzenden Feinde schrecklich zusammengedrängt wurden. Bayard deckte diesen gefährlichen Rückzug mit seinen Gensdarmen, und that auch hier, wie gewöhnlich, Wunder der Tapferkeit. Auf einmal kam die Nachricht, der General sey in den Arm verwundet. Der Graf von St. Pol mußte hierauf an Bayards Stelle treten, und Bayard ward zu Bonnivet gerufen. „Bayard, sagte dieser zu ihm, ihr seht, wie es um mich steht, ich kann nicht mehr. In eure Hände lege ich die Gewalt,

womit

womit mich der König bekleidet hat. Empfangt den Commandostab als derjenige, den ich für den würdigsten halte. Macht das Unglück wieder gut, wenn ihr könnt." — Es ist zu spät, versetzte Bayard, aber in den Tod will ich mit Freuden gehen. — Und wirklich ging er hinein. Indem er eine Brücke vertheidigen wollte, zu deren beiden Seiten Bourbon kaiserliche Schützen aufgepflanzt hatte, sah er seine besten Gensdarmen von feindlichen Kugeln getroffen, von den Pferden stürzen. Auch sein liebster Freund, der Hauptmann Baudeneſſe, sank neben ihm hinab. Armer Baudeneſſe! rief Bayard, und in dem Augenblick erhielt er selbst einen Schuß in den Leib, der ihm den Rückgrad zerschmetterte. „O Jesus! erbarme dich! schrie er im ersten Schmerz, stützte sich dann auf den Sattelknopf, und ritt noch einige Schritte, bis er den Grafen St. Pol fand, dem er die Anführung der Gensdarmen übertrug. Dann ließ er sich von einem Edelmanne aus dem Gedränge führen, und sich vom Pferde heben. Man setzte ihn unter einem Baume nieder, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt, und das Gesicht dem Feinde zugewendet: so wollte ers ausdrücklich haben. Jetzt hatten die Franzosen alle die Brücken passirt, und nach ihnen kamen die Schweizer, im Dienste des Feindes. Diese Menschen, die damals allgemein den Ruf der Fühllosigkeit hatten, hörten doch nicht

so bald, daß der Verwundete unter dem Baume der berühmte Bayard sey, als viele von ihnen mitleidig heran kamen, und ihm ihre Dienste anboten. Bald darauf kam auch der Konnetabel von Bourbon vorüber. Tief erschüttert von dem Anblick des Sterbenden, ging er auf ihn zu, und sagte mit Thränen in den Augen: „O edler Bayard, wie bedaure ich euch!“ — Mit sanfter Stimme erwiederte der Ritter: „Ach gnädiger Herr, nicht ich bin zu bedauern, ich sterbe als rechtschaffener Mann im Dienste meines Königs. Aber ihr seyd ein Prinz von französischem Geblüt, und habt euch gegen eure Landsleute, eure Freunde und euren König bewafnet!“ Bourbon seufzte und ritt weiter, nachdem er den Umstehenden befohlen hatte, Sorge für den Sterbenden zu tragen. Unaufhörlich marschirten indessen die zahlreichen Feindesschaaren vorüber. Jetzt kam auch der herrliche Pescara, der Todfeind der Franzosen, aber der Geistesverwandte jedes großen Mannes. Der zusammengesunkene Bayard flößte ihm ein größeres Schrecken ein, als der kämpfende gethan haben würde. Er sprang vom Pferde, ergriff seine Hand, und als er sah, daß er nicht fortgetragen werden konnte, ließ er ein Zelt holen und auf der Stelle für ihn aufschlagen, und wollte den Ort nicht eher verlassen, als bis Bayard verschieden seyn würde. O neidenswerther Tod im Angesicht von großen Männern,

deren Thränen beweisen, daß auch der Sterbende ein edler Mann war! Bald entsank dem Scheidenden sein Schwerdt, dessen Gefäß er still betend wie ein Kruzifix vor sich gehalten hatte, und der feindliche General drückte ihm mit den Worten die Augen zu: „Wir haben das Muster eines wahrhaft großen Mannes, und die Franzosen einen großen General verloren.“

Die Nachricht von seinem Tode wirkte im französischen Heere eine allgemeine Betrübniß. Jeder trauerte wie um seinen Vater. Man schickte eine Deputation an die Sieger ab, um sich seinen Leichnam von ihnen zu erbitten, aber der Marquis von Pescara war ihrer Sorgfalt schon zuvorgekommen. Er hatte den Leichnam einbalsamiren, in einen Sarg legen, und unter einer prächtigen Begleitung in die nächste Kirche tragen lassen. Von da ward er seinen Freunden verabfolgt. Der Herzog von Savoyen, durch dessen Gebiet der Leichenwagen ging, befahl, daß ihm in allen Städten fürstliche Ehre erwiesen würde; sein ganzer Adel mußte den Zug bis an die Gränze seiner Staaten begleiten. Die Einwohner von Dauphiné liefen ihm schaarenweise bis an den Fuß des Gebirges entgegen von welchem er herabkommen mußte, und eine halbe Meile von Grenoble (der Hauptstadt dieser Provinz) nahm ihn eine feierliche Deputation aus der Stadt in Empfang, und begleitete ihn in

großem Pompe in die Kirche der Minimer, wo er dem großen Altar gegenüber in die Gruft seiner Ahnen gesenkt ward.

25.

Die Schlacht bey Pavia (-).

(1525.)

Ich kehre jetzt wieder zur Regierungsgeschichte Franzens zurück.

Voller Freuden, die Franzosen so rein aus Italien verjagt zu haben, entwarfen nun die drey Verbündeten, Karl V., Heinrich VIII. und Bourbon einen neuen Plan, ganz Frankreich zu erobern, Franz I. vom Thron zu werfen, und sich brüderlich in das Reich zu theilen. Der Kaiser sollte Burgund, Champagne, und einige andere an Deutschland gränzende Provinzen bekommen, der Konnetabel außer seinen alten Herrschaften noch Provence und Dauphiné nebst dem Königstitel erhalten, aber dem König von England zinsbar seyn, der sich das ganze übrige Frankreich ausbedungen hatte. Zwar zerschlug sich dieser Plan, weil Bourbon nicht zugeben wollte, daß die Herrschaft über Frankreich wieder in englische

Hände gerathen sollte, aber der Angriff von drey Seiten kam nichts desto weniger noch in demselben Jahre zu Stande. Er lief aber schlecht ab. Erschöpft und fast vernichtet kamen besonders die kaiserlichen Truppen zurück, welche von Pescara und Bourbon nach Marseille geführt worden waren und der König von Frankreich glaubte gar keinen bessern Zeitpunkt zur Wiedereroberung Mailands wählen zu können, als wenn er gleich jetzt auf frischer That die Fliehenden verfolgte, die auch in der That in ihrem gegenwärtigen Zustande einem solchen Feinde nicht gewachsen waren. Aber ich habe schon in der Geschichte Karls V. erzählt, wie unweislich Franz sich drey lange Wintermonate hindurch mit der Belagerung von Pavia abquälte, und dadurch seinen Gegnern Zeit, sich zu erholen, ließ. Ja er beging noch die Unklugheit, ein starkes Corps von seinem Heere zu detaschiren, damit es unterdessen Neapel erobern könnte. Lannoy, der Unterkönig dieses Landes, war darüber zwar besorgt, allein Pescara rieth ihm nicht einen Mann nachzuschicken, weil sie schon unterweges Feinde genug finden würden Und so geschah es auch. Von dem ganzen Corps bekam kein einziger Neapel zu sehen.

Am 24. Febr. 1515 ward endlich das blutige Treffen bey Pavia geliefert, das sich, wie wir schon wissen, mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen und mit der Gefangennehmung ihres

Königs endigte. Die ganze französische Artillerie ging verloren, und 8000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Unter diesen waren die Generale Bonnivet, la Tremouille, la Palliſſe und der tapfre Ludwig von Ars, Bayards liebster Gefährte. Leider hatte Bonnivet, der schon so vieles schlimm gemacht hatte, auch an dem Unglücke dieses Tages Schuld, denn vorzüglich auf seinen Antrieb, ganz gegen den Rath aller übrigen Generale, hatte der allzu muthige König sich in die Schlacht eingelassen. Hätte er nur noch einige Tage hinter seinen unbezwinglichen Verschanzungen still gelegen, so hätte das kaiserliche Heer von selbst aus einander gehen, und die Besatzung in der Stadt sich ergeben müssen, denn beide wurden vom Hunger schon zur Verzweiflung getrieben.

Während der Schlacht bewies der junge König viel persönliche Tapferkeit, und gegen das Ende, da schon alles im wildesten Tumulte floh, vergaß er sich so sehr, daß er noch immer um sich hieb, als wollte er allein noch die Schlacht gewinnen. Endlich, da er schon eine Wunde an der Stirn, eine andere an dem Arm, und noch eine in die Hand bekommen hatte, und vom Fechten ganz ermattet war, wollte er seinem Pferde die Sporen geben, aber in diesem Augenblick ward es unter ihm erschossen. Er fiel zur Erde; zwey

Spanier die ihn nicht kannten, sprangen zu, setzten ihm den Degen auf die Brust, und rissen ihm die goldne Ordenskette ab. Da kam der Herr von Pomperant herabgesprengt, ein mit Bourbon zugleich entflohener Franzose, der nun dem Kaiser diente. Dieser erkannte den König, und fragte ihn, ob er sich dem Konnetabel ergeben wolle, der in der Nähe sey. „Was? rief der König. Dem Verräther? Eher sterben! Ist denn kein Andrer, ist Lannoy nicht bey der Hand?" Man holte ihn. Der König gab ihm seinen Degen. Lannoy empfing ihn kniend, und überreichte ihm dafür den seinigen, weil es, wie er sagte, unschicklich sey, daß ein König vor einem Unterthanen unbewaffnet stehe. Dann ward er in sein Lager geführt, wo man ihm die Wunden verband. Er ward der Aufsicht des Herrn von Alarcon übergeben, der in der Folge große Vorsicht nöthig hatte, um ihn nicht entwischen zu lassen, den das artige Benehmen des Königs gegen die spanischen Schildwachen machte diesen das Herz so weich, daß sie ihm vielleicht selber gern zur Flucht behülflich gewesen wären.

Nachdem er sich entkleidet hatte, forderte er Papier. Er schrieb seiner Mutter weiter nichts als die Worte: „Madam, alles ist verloren, nur die Ehre nicht." Bey der Abendtafel überreichte ihm Bourbon kniend die Serviette, aber Franz

wendeee sich mit einem zornigen Blicke von ihm ab *).

26.

Franzens Gefangenschaft und Befreiung.

(1525 — 1526.)

Franz hatte ein brennendes Verlangen, persönlich den Kaiser zu sehen, indem er hofte durch seine persönliche Gegenwart die Empfindungen des Kaisers zu seinem Vortheil zu lenken. Allein Karl war zu klug durch persönliche Verhältnisse und Empfindungen, politische Absichten

*) Man kann aber wohl sagen, daß jenes oben erzählte Verhältniß mit der Königen Mutter zwar die Veranlassung gab allenfalls zum Untergange Bourbons, daß aber eigentlich Franz es war der diese Gelegenheit benutzte, eine Familie zu unterdrücken, zu deren Vergrößerung er selbst beim Anfange seiner Regierung mit jugendlicher Unbefangenheit die Hände geboten hatte, bis er späterhin seine Vorgänger besonders Ludwigs XI. Maximen besser verstand. Daher er auch späterhin selbst die Häuser Guise und Montmorenci von allem Antheil an den Regierungsgeschäften zu verdrängen suchte.

zu zerstören. Ja der Kaiser wollte ihn gar nicht einmal sehen, um einer Gelegenheit zu solchen verirrungen der Politik zu entgehen. Denn diesen herrlichen Fang glaubte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen, ohne davon allen Vortheil gezogen zu haben, der nur irgend davon zu ziehen war.

Der König saß also Monate lang einsam auf seinem Zimmer in Madrid, indeß Karl in Toledo Freudenfeste anstellte, dem Konnetabel von Bourbon mit einem prächtigen Gefolge bis vor das Thor entgegen ritt, und ihn freundschaftlich umarmte. Er grämte sich darüber so sehr, daß er in ein abzehrendes Fieber verfiel, das alle Aerzte besorgt machte. Karl kam noch immer nicht, schickte ihm aber die unerhörten Bedingungen, unter denen er ihn frey lassen wollte. Als Franz sie gelesen hatte, griff er nach einem Dolche, und rief aus: „Ha, da wärs ja besser, so zu sterben.“ Alarcon fiel ihm in den Arm. Der König erklärte sich darauf sanfter, er wolle lieber ewig gefangen bleiben, als solche Bedingungen unterzeichnen. Von diesem Tage an ward er zusehends kränker, und die Aerzte riethen dem Kaiser, ihn doch endlich einmal zu besuchen, weil das ihn vielleicht wieder aufrichten werde. So ging er denn zu ihm, that auch sehr höflich und machte ihm einige Hofnung, aber größtentheils

betraf das Gespräch doch nur gleichgültige Gegenstände.

Der König ward hierauf wirklich gesund, hörte aber daß die seinetwegen angestellten Unterhandlungen noch in weitem Felde wären. Er hatte sich zur Gesellschafe einige seiner vertrautesten Räthe und seine Schwester, die Herzoginn von Alençon, aus Paris kommen lassen. Da er nun sah, daß von Karln durchaus keine billige Bedingungen zu hoffen waren, so entschloß er sich, durch einen Kunstgriff sich dieselben zu erzwingen oder Karln den ganzen Vortheil aus den Händen zu winden. Er gab vor, die Regierung gänzlich niederzulegen, und seinen ältesten Sohn zum König zu erklären. Wirklich legte er schon eine schriftliche Verzichtleistung in die Hände seiner Schwester nieder. Karl war darüber unruhig. Er zog nun gelindere Saiten auf, und ließ ihm neue Bedingungen vorlegen, die jedoch noch immer hart genug waren. Der König sollte das Herzogthum Burgund auf immer abtreten, allen Ansprüchen auf Mailand gänzlich entsagen, auch den Titel der Souveränität von Flandern und Artois ablegen, den Herzoge von Bourbon in alle seine Güter einsetzen, dem Kaiser zu einem Zuge nach Italien zwölf Galeeren und 200,000 Thaler entrichten, dessen Schulden an England übernehmen, und zur Bürgschaft für diese und noch mehrere andere harte Gelübde seine beiden

Prinzen als Geiseln stellen, wie auch zur Befestigung der neuen Freundschaft des Kaisers Schwester die verwittwete Königin Eleonora von Portugal heurathen.

Franz schloß sich hierauf mit seinen vertrauten Räthen ein, und überlegte, was zu thun sey. Man fand ein Mittel Karln dennoch zu überlisten indem ein politisches Verhältniß, das nur durch Gewalt erhalten werden konnte, auf einen Schwur gebaut ward, durch den man das Gewissen band. Ein solches Band wieder aufzulösen hatte man längst in der Spitzfindigkeit, zu der die Noth führt, ein anderes Mittel gefunden. Franz, nachdem er seinen Räthen nochmals den Schwur der ewigen Treue abgefordert hatte, rief sie alle mit leiser Stimme zu Zeugen auf, daß er feierlich im Vorraus gegen alle diese abgezwungene Versprechungen protestire. Dann unterzeichnete er das Blatt mit leichtem Gewissen, und schickte es zur Genehmigung an die Regentinn, seine Mutter. Von nun an besuchte Karl ihn öfter, und zog ihn zur Tafel; beide zwangen sich so fröhlich und vertraulich als möglich zu scheinen, indeß Alarcon seine Vorsicht mehr als jemals schärfte. Sobald endlich die Ratification aus Frankreich ankam, empfahl sich der König, und ritt in Begleitung Alarcons, Lannoy's und vieler Gensdarmen der Gränze zu. Diese machte der Fluß Andaye. Als man an denselben gekommen war, zeigte sich

schon der Marschall von Lautre am gegenüberstehenden Ufer mit einer Garde zu Pferde, und mitten auf dem Strome lag eine Barke vor Anker. Auf beiden Seiten stellten sich die Reiter in eine Reihe, und dann fuhren zu gleicher Zeit, von dieser Seite Lannoy und der König, von jener Lautre und die Prinzen, beide von acht Edelleuten begleitet, an das ledige Schiff. Die Auswechselung geschah in einem Augenblick; nach einer kurzen Umarmung seiner Kinder sprang Franz in Lautrecs Fahrzeug, und stieg am französischen Ufer aus. Hier warf er sich auf ein türkisches Pferd, schwang im Fortjagen die Hand über den Kopf, rief freudig zu wiederholten Malen: „Nun bin ich wieder König!" und flog in vollem Galopp nach St. Jean de Lüz und von da nach Bayonne, wo ihn seine Familie und der Hof erwartete.

27.

Neues Unglück.

(1526 — 1529.)

Franz war fest entschlossen keine einzige von den zugestandenen Bedingungen zu erfüllen, und was seine Söhne beträfe, so hoffte er wohl bey Gelegenheit den Kaiser auf andre Art zu ihrer Auslieferung zu zwingen. Schon im Mai desselben Jahres trat er der heiligen Ligue bey, die die Kaiserlichen aus Italien jagen sollte *), und sein Freund, der Papst, mußte ihn zum Ueberflusse noch von dem Madriter Eide losesprechen. Aber allen diesen Schritten mit Waffengewalt einen kräftigen Nachdruck zu geben, war der Staat jetzt viel zu erschöpft. Franz mußte also still zu Hause sitzen und zusehen wie des Kaisers Feldherren, die in diesem Jahre (1526) besonders glücklich waren, den Herzog von Mailand der Herrschaft beraubten, Rom plünderten, den Papst gefangen nahmen, und alle seine Bundesgenossen demüthigten. Und als er nachher mit äußerster Anstrengung 1528 doch noch ein Heer aufbrachte, das unter Lautrecs Anführung nach Italien gehen, und Neapel erobern sollte, beging er aber-

*) S. Th. VI.

mals die Unklugheit, sein Werk nur halb zu vollenden. Er sorgte wohl für die erste Einrichtung der Armee, unterstützte sie aber nachher nicht mehr indem er auf die Hülfe der italiänischen Bundesgenossen rechnete, die er doch selbst kurz vorher in ihrer größten Noth im Stich gelassen hatte. Dann vergaß er sich gar so weit, den Freund und alten Alliirten Frankreichs, den trefflichen genuesischen Seehelden Andreas Doria, empfindlich zu kränken, und ihn dadurch zu veranlassen, daß er zum Kaiser überging, und dessen Truppen in Neapel so viel Verstärkung und Proviant zuführte, daß es diesen leicht ward, die Franzosen schimpflich hinaus zu schlagen. Der Kaiser bestätigte dafür der Stadt Genua die Gerechtsame einer Republik, Doria ward ihr erster Doge, und richtete die republikanische Verfassung nach dem Fuße ein, auf welchem sie bis in die neuesten Zeiten bestanden hat.

Das schöne französische Heer ward nun theils von den Italiänern, theils von Seuchen aufgerieben. Selbst ihr Führer Lautrec unterlag den letztern noch im Tode die Sorglosigkeit seines Königs verwünschend. Ein anderes Heer wollte im folgenden Sommer (1529) sein Heil im Mailändischen versuchen, ward aber von Leyva auch sehr bald daraus vertrieben. Abermals besiegt und erschöpft mußte Franz schon wieder einen neuen Frieden (zu Cambray) schließen, der für

ihn nur eine neue Demüthigung war *). Er flüchtete zum zweiten Male zu einer geheimen Protestation gegen alle öffentlich bewilligte Leistungen. Nur die zwei Millionen Kronen bezahlte er, um seine Söhne wieder zu bekommen, auch heurathete er nun des Kaisers Schwester wirklich

---

28.

Franz I., ein Freund der Künste.

In den friedlichen Zwischenräumen seiner Regierung war Franz I. sehr darauf bedacht, seine Unterthanen wohlhabender, und sein Reich durch Künste blühender zu machen. Durch verschiedene Aufmunterungen, die er den Gelehrten gab, hob er den gesunkenen Glanz der pariser Universität ungemein, und die Collegien, die vorher sehr leer gewesen waren, wurden nun wieder stark besucht. Er ließ tüchtige Kenner der alten Sprachen aus Griechenland und Italien kommen, und gelehrte Deutsche verbreiteten unter der Hand die neuen Aufklärungen, die die Theologie durch Luther und Melanchthon erhalten hatte, durch ganz

*) S. Th. VI.

Frankreich. Durch beides bekam der alte scholastische Schlendrian der katholischen Pfaffen einen guten Stoß, aber man kann denken, daß sich die Orthodoxen so lange als möglich gegen die lästigen Neuerungen gesträubt haben werde. Die alten Professoren behaupteten dreist vor dem Parlament, es sey um die ganze Religion geschehen, wenn man Griechisch und Hebräisch lehre, denn dadurch müsse ja das Ansehn der Vulgate sinken. Ja sie trugen kein Bedenken, den für einen Ketzer zu verschreien, der jene Sprachen studirt hatte. Ein Mönch soll gar einmal auf der Kanzel folgenden Unsinn gesagt haben: „Mann hat nun auch eine neue Sprache erfunden, die man die griechische nennet, vor der man sich aber wohl zu hüten hat, denn aus ihr entspringen lauter Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Personen ein in dieser Sprache geschriebenes Buch, man heißt es das neue Testament, das ist voller Dornen und Ottern. Und was die hebräische Sprache betrift, so werden alle, die sie erlernen, sogleich zu Juden."

Auch in der Gerechtigkeitspflege und im Kriegswesen machte Franz I. bedeutende Verbesserungen erst jetzt wurde das grobe Geschütz zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man der alten gewaltigen Belagerungsmaschienen, Mauerbrecher ꝛc. ganz entbehren konnte. Mit der franzöfischen Schiffarth hatte es bis dahin noch

trau-

traurig ausgesehen. Eine königliche Marine hatte noch gar nicht existirt. Im Nothfall hatte der König die Barken und Galeeren der Kaufleute in Sold genommen, oder Schiffe von den Genuesern oder Portugiesen gemiethet. Erst Franz I. ließ eine beständige Flotte zum Dienste des Königs errichten. Man wagte aber noch nicht viele Kanonen hinauf zu bringen. Doch wurden nun auch schon französische Entdeckungsreisen nach Amerika unternommen, und Ansiedelungen, besonders in Kanada, gemacht.

Fremde Künstler und Manufakturisten fanden gleichfalls in Frankreich eine ehrenvolle Aufnahme. Im Jahre 1536 legten zwey Genueser den Grund zu den nachmals so berühmten Seidenmanufakturen in Lyon. Aus Italien wurden die berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister an den Hof gerufen, um die Landsitze des Königs zu verschönern. Der prächtige Pallast in Fontainebleau stieg wie ein Feenschloß aus einer Sandwüste hervor. Paris selber bekam durch die fremden Architekten eine Menge neuer Gebäude in einem edleren Geschmack, als man bis dahin gekannt hatte. Franz selber sah gern den Künstlern bey der Arbeit zu, und ermunterte sie durch Belohnungen und schmeichelhafte Lobsprüche. Der berühmte italiänische Maler Leonhard da Vinci starb in seinen Armen, und der noch berühmtere Raphael vermachte

ihm den kostbaren Stein, auf welchen 22 Figuren geschnitten sind, ein Meisterstück der Kunst, das noch bis zur Revolution zu den Kleinodien der Krone gerechnet wurde. Auch der gelehrte Buchdrucker Robert Stephanus, der nebst seinem Sohne und Nachfolger Heinrich Stephanus eine Menge alter Schriftsteller aus Handschriften edirte, und sie nicht nur dadurch gemeiner machte, sondern auch nebenher die Texte kritisch berichtigte, war ein Liebling des Königs, und ward oft von ihm besucht. Dabey war der Monarch so bescheiden, daß er oftmals lange wartete, wenn er den fleißigen Buchdrucker sehr beschäftigt sah, unterdessen die Aushängebogen *) durchlas, und erst hineintrat, wenn Meister Robert einmal eine Pause machte **).

*) So nennt man die fertigen Bogen eines Werks, daran noch gedruckt wird. Die ersten Buchdrucker hangten diese Bogen öffentlich aus, um die Vorübergehenden mit ihren neuesten Verlagsartikeln bekannt zu machen. Damals hatte man noch keine Bücherkataloge. Diese sind eine Erfindung eines nürnbergischen Buchhändlers Namens Will, Sec. 16.

**) Unter der Regierung des folgenden Königs wurde dieser wackere Mann genöthigt, wegen seiner lutherischen Grundsätze Paris zu verlassen, ja man verbrannte ihn im Bilde, während er als Flüchtling über die Alpen kletterte. Er pflegte daher im Scherz zu sagen, es

In müßigen Stunden pflegte Franz I. auch wohl Verse zu machen, noch lieber aber las er die Meisterstücke der italiänischen Dichter. Bey Tische liebte er nicht blos fröhliche, sondern auch belehrende Unterhaltung, und wie er selbst in der That einen Schatz von mancherley artigen Kenntnissen besaß, so suchte er auch gern unter Männern zu seyn, bey denen er dieselben anbringen und gegen neue austauschen konnte. Ein deutscher Gelehrter erzählt von ihm folgendes: „Ohne dem Franziscus zu schmeicheln, muß ich sagen, daß ich mich oft an der Tafel großer Herren befunden habe, wo ich Bischöfe, Kardinäle und Priester speisen sah; aber nie habe ich eine so gelehrte Tischgesellschaft gesehen, als bei diesem Könige von Frankreich. Was da gelesen wurde, die Gespräche, die man darüber hielt, alles war so lehrreich, daß selbst der gelehrteste Mann noch

habe ihn nie so sehr gefroren, als da er in Paris verbrannt worden sey. Von ihm rühret die Abtheilung unserer Kapitelverse im neuen Testamente her. Er machte sie auf dem Pferde, auf einer Reise nach Lyon. Sein Sohn arbeitete ein griechisches Wörterbuch in fünf Folianten aus, ein Werk von ungeheurem Fleiße und stupender Gelehrsamkeit. Sein Setzer, Namens Scapula, war ein Scheim, und während er daran setzte machte er ganz heimlich einen Auszug in einem Foliobande daraus, der auch noch existirt, und weit häufiger gekauft wurde. Das waren noch Buchdrucker!

etwas daraus lernen konnte. Der Soldat konnte eben so viel Nutzen daraus schöpfen, als wer sich den Studien widmete, ja ich wage es zu sagen, der Künstler, der Gärtner, der Ackersmann würden neue Einsichten bekommen haben, wenn sie ihren König reden gehört hätten, ob es ihm gleich schwer fiel zu reden, und man ihn nicht ohne große Aufmerksamkeit verstehen konnte, weil er durch eine böse Krankheit das Zäpflein verloren hatte. Er wußte von allem, wenn man die lateinische Sprache ausnimmt ꝛc."

29.

Letzter Versuch, das Glück zu erzwingen.

(1533 — 1547.)

Das Feuer der Rivalität hatte indessen einige Jahre unter der Asche geglimmt, als es plötzlich mit Macht wieder hervorbrach. Karl V. zwang den Papst Clemens VII., den er bekanntlich sehr gedemüthigt hatte, mit ihm ein Bündniß zur Beschützung Italiens gegen Frankreich zu schließen. Franz, der wohl wußte, wie ungern der Papst dieses that, hoffte um so leichter ein Bündniß, das er nicht gern sehen konnte so-

gleich zu trennen, er körnte daher den Papst mit dem Vorschlag einer Heyrath zwischen seinem zweiten Prinzen, Heinrich, und der päpstlichen Nichte, Katharina von Medices, und diese glänzende Aussicht für seine Familie lockte den alten Mann so schmeichelnd an, daß er sich spät im Herbst (1533) zur See aufmachte, um mit dem König eine Zusammenkunft in Marseille zu halten. Man kann denken, wie vielerley bey dieser Gelegenheit verabredet worden seyn mag. Der Papst hatte seine 13jährige Nichte bey sich, die nun auch gleich in Frankreich blieb, über welches sie nachher viel Unglück gebracht hat, welches freilich damals nicht vorherzusehen war. Der Kaiser war empfindlich über diesen schnellen Abfall seines geistlichen Bundesgenossen, und wer weiß, wie er ihn vielleicht einmal dafür gezüchtigt haben würde, wenn Clemens nicht das Jahr darauf (1534) gestorben wäre.

Was half nun aber Franzen das Bündniß? Doch es bot sich ihm ein anderer Weg dar dem Kaiser beizukommen. Er bot den Protestanten in Deutschland, die sich damals in der bekannten ängstlichen Spannung befanden, geheimen Beistand gegen den despotischen Kaiser an, wenn sie nur losschlagen wollten. Ja weil doch den österreichischen Provinzen das größte Ungemach von den Türken zugefügt ward, so trat Franz gar in ein Bündniß mit diesem, ohne sich um den Tadel

seiner Zeitgenossen zu kümmern. Denn daß der allerchristlichste König mit diesen Feinden Gottes, mit den Ungläubigen, gemeinschaftliche Sache machte, schien damals eine unerhörte Ruchlosigkeit, und wirklich hat diese Maaßregel dem Kredit des Königs sehr geschadet.

Nicht minder bedenklich wurden seine katholischen Unterthanen bey seinen geheimein Begünstigungen der deutschen Protestanten. Sie wurden gänzlich mißtrauisch gegen ihn, ob er auch selbst wohl noch der reinen Lehre treu seyn möchte, oder ob er auch das Gift der neuen Ketzerey eingesogen habe. Franz, der die Macht des Fanatismus sehr wohl kannte, gerieth darüber nicht wenig in Unruhe. Er suchte sein Volk zu überzeugen, daß er jene Bündnisse bloß aus politischen Absichten geschlossen habe, und die Ketzer an sich so arg als die Ungläubigen hasse. Er ließ sichs auch viel Mühe kosten, von der Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen recht deutliche Beweise zu geben. Als man einmal eine Menge ketzerischer Sätze an die Kirchthüren und öffentlichen Plätze angeschlagen fand, befahl er, eine feierliche Procession zur Abwendung des göttlichen Zorns anzustellen, der dem Lande deshalb erregt worden seyn könnte, ja er selber wohnte mit entblößtem Haupte und einer Fakel in der Hand diesem Aufzuge bey; die Prinzen vom Geblüt trugen einen Baldachin über ihn, hintennach folgte

der ganze Adel der Hauptstadt, und vorauf ward die Monstranz getragen. Dabey rief der König öffentlich mit lauter Stimme, wenn er wüßte, daß eine von seinen Händen von der Ketzerey angesteckt wäre, so wollte er sie mit der andern abhauen, ja er würde seiner eignen Kinder nicht schonen wenn sie sich dieses Verbrechens schuldig machten. — Bey dieser Heucheley ließ er es nicht bewenden er trieb die Politik so weit, daß er eine Anzahl entdeckter Protestanten öffentlich mit dem Feuertode bestrafte. Ja als ihm angezeigt wurde, daß die Nachkommen der Albigenser und Waldenser (ein höchst arbeitsames und friedliches Völkchen) noch immer in einigen Gegenden der Provence und in der Grafschaft Venaissin ihr Wesen trieben, befahl er dem Parlament zu Aix (1540) mit aller Schärfe gegen diese Ketzer zu verfahren. Zum Unglück fiel die Vollstreckung dieses Auftrags in die Hände geschworner Feinde jener armen Menschen, die sogleich eine Menge Soldaten gegen die einzelnen Dörfer anführten, viele der Unglücklichen niedermetzeln, andre mit ihren Häusern aufbrennen ließen und sich nebenher alle Zügellosigkeiten erlaubten, die sonst doch nur in Feindes Landen verübt wurden. Sollte man es glauben, ein Parlamentsrath, Baron von Oppeda, trieb seinen Religionseifer so weit, daß er eine Menge schwangerer Weiber in eine Scheune sperren, ihnen den

Leib aufschneiden, die Frucht herausreißen, und mit Füßen zertreten ließ. Der König erfuhr diese Abscheulichkeiten zu spät, und übertrug seinem Nachfolger ihre Bestrafung. Den Protestanten in Deutschland aber blieben sie nicht lange verborgen, und mit Recht mußten diese mißtrauisch gegen einen Monarchen werden, der ihnen auf alle Weise schmeichelte, und doch ihre Brüder so grausam verfolgte.

Das Jahr 1535 war dasjenige, in welchem der Kaiser seinen berühmten Zug nach Tunis unternahm. Diese Gelegenheit wollte Franz benutzen, Mailand wieder zu erobern. Er schickte ein zahlreiches Heer hin, und zur gelegensten Zeit (24. Oct.) starb der vom Kaiser eingesetzte Herzog Franz Sforza kinderlos. Anstatt nun rasch das Land zu besetzen, fing er jetzt weitläuftige Unterhandlungen mit Karln an, der ihn so lange mit Hofnungen hinhielt, bis sein Feldherr Leyva ein gutes Heer zusammengebracht hatte, mit denen er in aller Geschwindigkeit ganz Mailand für sich wegnehmen ließ, so daß Franz recht eigentlich das Zusehen hatte. Hierauf folgte 1536 die übermüthige Rede des Kaisers in Rom, von der ich im vorigen Theile dieses Buches erzählt habe, und dessen Einfall in die Provence, die ihm den besten Theil seines Heeres, und einen großen General (Leyva) kostete.

Aber gleichsam als ob Franz seinem Gegner

auch keine Thorheit schuldig bleiben wollte, erwiederte er ihm die zu Rom gehaltene Rede das Jahr darauf mit einer ähnlichen Rodomontade, die nicht minder armselig heraus kam. In einer öffentlichen Sitzung des Parlaments, bey welcher er selbst zugegen war, mußte ein königlicher Anwald mit einer Anklage gegen „Karl von Oesterreich" auftreten, als welcher durch seine Besitznahme von Mailand und seinen Einfall in Frankreich den Frieden von Cambray gebrochen habe, und dadurch folglich aller Vortheile dieses Friedens, namentlich der Unabhängigkeit in Flandern und Artois verlustig geworden sey. Da er nun also wieder ein Vasall der Krone Frankreich geworden, so sey er als solcher vorzuladen, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte in Paris zu erscheinen, und sich wegen der Rebellion zu verantworten, mit welcher er die Waffen gegen den König, seinen rechtmäßigen Lehnsherrn, ergriffen habe. Das Parlament genehmigte die Forderung, und es wurde wirklich ein Herold an die Gränze der Picardie geschickt, der den Kaiser mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten auffordern mußte, an einem bestimmten Tage zu erscheinen, und als er — wie sich von selbst versteht — nicht kam, sprach das Parlament das Urtheil, daß Karl von Oestreich, wegen seines Aufruhrs und boshaften Ausbleibens dieser Lehen verlustig seyn, daß Flandern und Artois wieder der Krone

anheim fallen, und daß dies Urtheil an den Gränzen dieser Provinzen unter Trompetenschall öffentlich ausgerufen werden sollte.

Um diese Rede in That zu verwandeln, mußte ein Heer aufbrechen, und wirklich in Flandern und Artois einfallen. Die kaiserliche Statthalterinn in den Niederlanden war in der That auf diesen Einfall nicht gefaßt, sie unterhandelte aber geschwind mit ihrer Schwester, Franzens Gemahlinn und Franz, der kaum angefangen hat, Krieg zu führen, geht schon wieder aus Mangel an Gelde einen Waffenstillstand ein, der aber seine politischen Bestrebungen gegen Karl nicht unterbricht. Noch in diesem Jahre (1537) schloß er ein neues Bündniß mit den Türken, nach unzähligen Gewissensscrupeln. Er wollte in Mailand einfallen, und die Türken sollten Neapel überrumpeln, und so sollte der Kaiser auf einmal um alle seine italiänischen Besitzungen kommen. Sultan Soliymann hielt Wort, und zur bestimmten Zeit landete eine furchtbare Flotte bey Taranto, deren Mannschaft sich verwüstend im Neapolitanischen ausbreitete. Aber Franz aus Mangel an Gelde ließ seinen treuen Bundesgenossen im Stich, der sich gegen eine italiänische Flotte, die Doria commandirte, nicht halten konnte, und sich voll Unwillens über die Treulosigkeit des allerchristlichen Königs zurückzog.

Da auch der Kaiser um diese Zeit sehr er-

schöpft war, so ließ er ihm selber Friedensanträge thun. Franz nahm sie an.

Es folgten darauf die Zusammenkünfte beider Feinde zu Nizza und zu Aigues mortes (1538), und die freundschaftliche Reise des Kaisers durch Frankreich nach Gent (1539), wovon im vorigen Theile geredet worden ist. Bekanntlich hatte sich der Kaiser ausgebeten, während seines Besuchs kein Wort von Mailand zu erwähnen, aber nachdem des Königs Maitresse, die Gräfinn Estampes, Franzen unaufhörlich vorgestellt hatte, wie wenig Treue er demjenigen schuldig sey, der ihn selbst einst so unköniglich behandelt habe, fing er doch einmal in einer Unterredung, bey welcher die Gräfinn gegenwärtig war, im Tone des Scherzes an: „Sehen Sie, mein Bruder, diese schöne Dame? Sie ist der Meinung, daß ich Sie nicht eher aus Paris lassen soll, als bis Sie den Tractat von Madrid widerrufen haben.“ Karl, nicht wenig betroffen, doch schnell gefaßt, antwortete in demselben Tone: „Wenn der Rath gut ist, so muß man ihm folgen, und lenkte dann gleich auf etwas anders ein. Als ihm darauf am folgenden Tage die Gräfinn beim Händewaschen das Handtuch hielt, zog er einen Diamantring von großem Werthe vom Finger, und ließ ihn, wie durch Versehen, auf die Erde fallen. Die Gräfinn hob ihn auf, um ihm denselben wieder zu geben, aber der

Kaiser sagte im verbindlichsten Tone: „O Madame, er ist in zu schönen Händen, als daß ich ihn wieder nehmen sollte; ich bitte, behalten Sie ihn, mir zu Liebe.“ — Sie nahm ihn an, bedankte sich, und seitdem war von Festhalten nicht weiter die Rede.

Niemand war über das Großmuthsspiel der beiden Fürsten mehr erstaunt, als der Sultan Solyman. So ein rascher Wechsel der Gesinnung schien ihm höchst unnatürlich zu seyn, und er wars ja auch. Wir wissen schon, wie wenig sich der Kaiser durch Franzens Liebkosungen in seinem alten Systeme irre machen ließ, ja wie er diesem selbst für eine offenbare schändliche Handlung seines mailändischen Statthalters del Guasto keine Genugthuung gab, und wie hierauf Franz 1542 seine letzten Kräfte aufbot, um fünf Armeen auf einmal ins Feld zu stellen; wie aber leider diese Armeen alle fünfe aus den gewöhnlichen Ursachen nichts ausrichteten, sondern vielmehr selbst aufgerieben wurden.

Da indessen Karl im folgenden Jahre (1543) mit dem König von England ein Bündniß schloß, so nahm Franz seine Zuflucht wieder zu den Türken, was auch seine frommen Unterthanen dazu sagen mochten, und war sehr froh, daß sich der Sultan nur noch einmal seiner annehmen wollte. Denn es kostete dem Gesandten viele Künste, ihn noch einmal zu bewegen, und lange mußte

er den wohlverdienten Vorwurf hören, Solyman sey der Bundbrüche und der kleinen Künste nicht gewohnt, die überlasse er der Politik christlicher Herren. Endlich doch überredet hielt er treulich Wort, und sandte sogleich eine Flotte, die die Küsten von Neapel gräulich verheerte, dann Nizza eine Weile vergeblich belagerte, und zuletzt auf Franzens Einladung in Toulon überwinterte. Weil dieselbe aber doch dem Könige einen gar zu bösen Namen in der Christenheit machte, so entließ er sie im folgenden Jahre (1544), ohne reellen Nutzen davon gehabt zu haben.

Dagegen stand Franz in demselben Jahr 1544 in Gefahr ein kaiserliches Heer gar in Paris zu sehen, und nur besondere Umstände machten den Frieden von Crespy so leidlich. Nun aber hatte Franz noch 1545 mit Karls Alliirten, dem König Heinrich VIII. zu kämpfen, der ihn zwey Jahre lang zur See und zu Lande heftig beunruhigte. Nach vielen unnütz verschwendeten Gelde und Menschenblute kam endlich auch mit diesem ein Friede zu Stande (1546). Nicht ohne Unmuth vernahm Franz die Nachrichten von den glorreichen Triumphen seines Feindes über die Schmalkaldischen Bundesgenossen, und er starb, als der Kaiser eben im Begriffe war, sich der Häupter derselben zu bemächtigen (31. März

1547). Ein ausschweifendes Leben raffte ihn schon im 53sten Jahre seines Alters hin.

Trotz dieser nach Außen gerichteten politischen Bestrebungen *) hatte Franz im Innern seines Reiches nicht weniger für die Aufrechthaltung seiner Macht gesorgt und mit ungetheilter Macht geherrscht. Daß seine Kraft, nicht Mangel an Widerstreben die Ursach dieser innern Ruhe war, zeigte die Schwäche der folgenden Regierungen. Hoffaktionen trieben darin ihr gefährliches Spiel und mischten sich mit Entzweiungen in religiösen Ansichten. Denn jene durch die Reformation angeregten Bewegungen theilten sich auch Frankreich mit, durch einen Mann, dessen Leben wir den folgenden politischen Händeln vorausschicken werden.

*) Diese hatten aber auch abgezweckt auf das Beste des Staats selbst. Gleich bey seinem ersten Siege bey Marignano benutzte er sein Uebergewicht den Papst dahin zu bringen, durch die Anerkennung des Konkordats, oder der in einigen Stücken gemilderten pragmatischen Sanktion die Freiheit der gallikanischen Kirche zu bestätigen.

30.

Johann Calvin.

(Geb. 1509, 10. Jul. † 1564, 27. May.)

Jean Chauvin (latinisirt Calvinus) war der Sohn eines angesehenen Mannes zu Noyon in Isle de France, der wegen seines erleuchteten Verstandes, seines lebhaften, durchgreifenden und ächt männlichen Charakters, und seiner strengen Rechtschaffenheit bey Hohen und Niedern im größten Ansehn stand. Er hatte den pädagogischen Grundsatz, daß man den Kindern die recht innige Liebe auf alle Art verbergen, und sie durch die Furcht zum Guten erziehen müsse. Der nach diesem Prinzip behandelte Sohn verlor dadurch keineswegs die Liebe zu seinem strengen Vater vielmehr ward sie durch die vollkommenste Hochachtung befestigt, die noch dadurch bedeutend wuchs, daß er seinen Vater durchgängig als einen besonnenen, consequenten und braven Mann handeln, und dafür der allgemeinen Achtung genießen sah. Dieselben Eigenschaften prägten sich daher auch früh in seine jugendliche Seele ein; sein Vater blieb auch noch in spätern Jahren sein treuster Rathgeber und Freund, und als derselbe gestorben war, bekannte er dankbar, daß er gerade dieser väterlichen Strenge alle die Tugenden verdanke, die etwa jetzt an ihm gefunden würden.

Von der andern Seite wirkte der Charakter seiner Mutter, dessen Grundlage die strengste Religiosität war, nicht minder lebhaft auf den Knaben ein. Wenn er sie in die Kirche gehen, lesen, singen, niederknien, beten, weinen sah, so ward sein zartes Gemüth wunderbar davon gerührt, und eine unaussprechliche Ehrfurcht vor dem Heiligen, Unsichtbaren durchzitterte seine Nerven. Auch ward er selber früh gewöhnt, kniend, oft unter freiem Himmel, zu beten, und das that er mit der größten Inbrunst und Freudigkeit, auch wenn niemand zugegen war. Ein geliebter Bruder, Anton, half ihm als Gespiele seine Kinderjahre versüßen.

Der kleine gesetzte Knabe gefiel allen Leuten, besonders einem Herrn von Montmor, der ihn sich deshalb von den Eltern ausbat, um ihn mit seinen eigenen Kindern in Gesellschaft erziehen zu lassen. Mit diesen ward er dann nach einigen Jahren auch nach Paris geschickt, um dort eine öffentliche Schule, das Collegium de la Marche, zu besuchen, dessen Vorsteher, Marturin Cordier, nicht nur ein sehr gelehrter Mann, sondern auch ein sehr angenehmer und geschickter Lehrer war. Der junge, sehr fromme, stille, gehorsame und fleißige Calvin erhielt täglich die größten Auszeichnungen auf Kosten seiner Mitschüler: das machte diese neidisch auf ihn; er fand beständig an ihren Sitten etwas zu tadeln: das

machte

machte sie ärgerlich; er war in allen Dingen sehr eigen und empfindlich: das reizte sie, ihn immerfort zu necken und zu verspotten. Dadurch setzte sich eine gewisse krankhafte Reizbarkeit, eine ungewöhnliche, aber von ihm selbst nie zugestandene Eigenliebe, und ein hartnäckiger Eigensinn bey ihm fest, der jedoch immer den Schein der Tugend hatte, da die Neigungen des jungen Mannes vermöge seiner strengen und frommen Erziehung alle auf das Gute hingerichtet waren. — Eine lateinische Disputation, in der er durch seine Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit aller Zuhörer Bewunderung auf sich zog, verschafte ihm schon in seinem achtzehnten Jahre eine Pfarrstelle zu Pont l'Eveque, die er mit großem Beifall verwaltete. Eine Pfründe hatte er schon in seinem zwölften Jahre bekommen, denn so verschleuderte man damals die übermäßigen Reichthümer der Kirchen.

Indessen blieb er nicht lange der so rühmlich betretenen Laufbahn treu. Durch einen gelehrten Vetter, Robert Olivetan, zuerst mit der vollständigen Bibel bekannt gemacht, auch schon ein wenig von den Grundsätzen der neuen Reformatoren in Deutschland und der Schweiz unterrichtet, fing sein Glaube an die Aechtheit des hergebrachten katholischen Systems heftig an zu wanken, und dies erregte ihm eine solche Unruhe, daß er sich lange nicht zu rathen wußte. Eine

Zeitlang widerstand noch immer die Liebe zu den früh eingesogenen, so lange als Wahrheit innig umfaßten Meinungen, und es kostete dem heißen Gefühle Mühe, sie als Irrthümer aufzugeben; aber dieser Kampf dauerte nur so lange, als der neue Glaube sich noch nicht ganz in reine Ueberzeugung verwandelt hatte. Von diesem Augenblick an war es ihm unmöglich, länger katholischer Prediger zu seyn. „Ich konnte meines Herzens wegen nicht bleiben," druckte er sich späterhin darüber aus. Er legte seine Stelle freywillig nieder, und ging nach Orleans, um die Rechte zu studieren, worin auch sein Vater, der ihm ohnehin von dieser Laufbahn mehr Ehre versprach, mit Freuden willigte.

Mit seinem gewöhnlichen Fleiße brachte er es nun auch in der Rechtswissenschaft in kurzem unglaublich weit. Er versagte sich alle Vergnügungen, aß sehr wenig, und brachte die halbe Nacht noch über den Büchern zu; ja er verscheuchte alle seine Freunde durch seinen Studireifer indem er es fast übel nahm, wenn ihn jemand durch einen Besuch im Arbeiten störte. Seine Lehrer selbst erstaunten über seine raschen Fortschritte, und um ihn recht ehrenvoll auszuzeichnen, boten sie ihm die juristische Doctorwürde von freien Stücken und unentgeltlich an. Er hatte die Bescheidenheit, sie abzulehnen, weil er, wie er sagte, sich erst in Bourges unter dem

berühmten, aus Italien dorthin berufenen Rechtslehrer, Andreas Alciatus, zu einem recht vollkommenen Juristen bilden wolle.

Auf dieser Akademie war damals ein junger Deutscher, Namens Wolmer, aus Rothweil in Schwaben gebürtig, als Professor der griechischen Sprache angestellt. Mit diesem machte Calvin bald Bekanntschaft, und er ward von demselben dergestalt für das Studium der alten Sprachen und des neuen Testaments eingenommen, daß er darüber die ganze Rechtswissenschaft in den Winkel warf, und von dem heftigen Verlangen entzündet wurde, sich als Verbreiter seiner neuen, richtigern Religionsbegriffe ein Verdienst um die Menschheit, und, wie man sich religiös ausdrückte, Ehre bey Gott zu erwerben. Er fing wirklich an, auf den Dörfern in der Nähe von Bourges im Geiste der neuen Lehre zu predigen, und weil er aus einem glühenden und überzeugtem Herzen sprach, so fand er überall den lebhaftesten Beyfall. Man suchte ihn auf alle Art in Bourges zu fesseln, aber der Tod seines Vaters rief ihn nach Noyon, und dann nach Paris, wo er sich sogleich an die dort befindlichen Reformirten aus Zwingli's Schule anschloß, und nicht bloß in den geheimen Zusammenkünften durch Reden ihre Herzen erbaute, sondern auch durch allerley geistliche Schriften die Verbreitung der neuen Lehre beförderte. Schon in seinem 24sten Jahre hielten ihn die

Reformirten zu Paris für einen Hauptpfeiler ihrer Kirche. Die Königinn Johanna von Navarra, Franzens I. Schwester, selbst eine heimliche Freundinn dieser Parthey, ließ ihn oft zu sich kommen, und unterhielt sich mit ihm über Gegenstände der Religion. Als indessen die Verfolgungen angingen, deren ich in der Regierungsgeschichte Franzens erwähnt habe, konnte ihre Freundschaft ihn doch nicht schützen. Er mußte aus Paris entweichen, und reisete eine Zeitlang zu seinen Freunden herum, bey denen er predigte und Bücher schrieb. 1534 wagte er es zwar noch einmal, sich in die Hauptstadt einzuschleichen, allein er mußte sie wegen der immer zunehmenden Verfolgungen eben so bald wieder fliehen. Ungern entschloß er sich sein Vaterland zu verlassen, aber, schrieb er unter andern, „es mag seyn; denn verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so verdiene ich es noch weniger. Gern will ich das Schicksal, das sie hat auch mir gefallen lassen.“

Er kam nach Basel, wo damals der Katholicismus durch Zwinglis Lehre schon völlig verdrängt war. Auch hier fand er Freunde und Gönner in Menge, auch Lehrer, von denen er noch etwas lernen konnte. So z. E. legte er sich hier zuerst auf das Hebräische, und, wie man denken kann, mit seinem gewöhnlichen Eifer. Voll des Wunsches, seinen Ueberzeugungen in

seinem Vaterlande mehr Eingang und höhere Billigung zu verschaffen, schrieb er einen „Unterricht in der christlichen Religion" und dedicirte ihn dem Könige von Frankreich, dem aber seine geistlichen Rathgeber das Buch vielleicht nicht einmal zu Gesichte kommen ließen.

Um seinen schwächlichen, durch übertriebenes Studiren zerrütteten Körper wieder etwas herzustellen, unternahm er 1536 eine Reise nach Italien. Da er von der Neigung der Herzoginn von Ferrara, einer Tochter Ludwigs XII., zur reformirten Lehre viel gehört hatte, so machte er ihr einen Besuch, und ward von ihr sehr gnädig aufgenommen. Hatte er aber im Uebrigen gehofft, seinen Meinungen in Italien viel Anhänger zu erwecken, so irrte er darin sehr. Er kam in diesem Vaterlande des Papismus so übel an, daß er schnell entfliehen mußte, um nur nicht der Inquisition in die Hände zu fallen. Von da blickte er wieder ein wenig in Frankreich hinein, aber auch hier erinnerten ihn die vielen für die Reformatoren errichteten Scheiterhaufen, bald an seine Rückkehr zu denken.

Er kam nach Genf (Aug. 1536), einer Stadt, die sich seit längerer Zeit allmälig die Unabhängigkeit einer Republik verschafft hatte, einen ziemlichen Luxus trieb, und kürzlich auch durch ein Paar reformirte Prediger, Wilhelm Farel und Peter Viret, in die neue Lehre eingeweiht

worden war. Die letztern beide hörten nicht sobald von Calvins Ankunft, als sie ihn dringend baten, bey ihnen zu verweiler, und einmal zu predigen. Er that das letztere, und mit solchem Beifall, daß nach der Predigt das Volk in großer Menge zu seiner Wohnung hinströmte, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeugen. Er konnte sich bey diesem Anblick der Thränen nicht erwehren, und mußte allen versprechen, morgen noch einmal zu predigen. Das Ende war, daß man ihn gar nicht fortließ, und ihn zum Prediger anstellte. Seine Amtsthätigkeit war nun ohne Gränzen. Er machte häufig kleine Reisen, um die benachbarten reformirten Gemeinen in ihrer ersten Einrichtung zu unterstützen, Lehrer zu bestellen und Streitigkeiten zu schlichten, nebenher ließ er auch manches drucken, unter andern nach Luthers Exempel einen kleinen und einen größern Katechismus. Auch Disputationen hielt er fleißig, wie damals Mode war, und hierin forderte er mit einer Streitlust die selbst seinen bessern Anhängern mißfiel, alle Andersdenkenden heraus, ihm öffentlich Rede zu stehen. Der schnelle und glänzende Erfolg, der seinen Fleiß gekrönt hatte, wurde bey ihm, wie bey Luthern, die Quelle der eigensinnigsten Rechthaberey und Zanksucht, und eines Eigendünkels, dem freylich wohl bey solchen Aufforderungen schwer zu widerstehen seyn mag.

Daß aber ein solcher Charakter nicht verfehlen konnte, sich überall Feinde zu machen, ist begreiflich. Es entstanden allmälig zwey Parteien in dem Genfer Magistrat, von denen es die eine im April 1538 bey Gelegenheit eines Streits wegen verschiedener Neuerungen in der Liturgie (den zum äußern Gottesdienst gehörigen Kirchengebräuchen) dahin brachte, daß Calvin und seine Collegen aus der Stadt verwiesen wurden. Da Leute von seiner Ansicht alle Kränkungen, die sie sich durch ihren Eifer für die Wahrheit zuziehen, für Triumphe rechnen, so betrübte ihn seine Verbannung keineswegs, um so weniger, da die Strasburger, sobald sie davon hörten, ihn auf der Stelle zum Prediger und Professor der Theologie auf ihrer Universität beriefen. Er verbreitete auch hier reinere Erkenntnisse, vernünftigere Gottesverehrung und eine strengere Kirchenzucht, und erwarb sich eine Achtung, die fast an Furcht gränzte. Er wurde bey dieser Gelegenheit auch in Deutschland bekannt, indem er den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg beiwohnte.

Hier in Strasburg dachte er auch darauf sich zu verheurathen. Ein Freund schlug ihm eine Wittwe, Idelette von Bure, vor. Charakteristisch ist, was er demselben zur Antwort schrieb: „Ich gehöre nicht zu der Klasse von Männern die auch das Laster küssen können, wenn

es nur schön ist. Schamhaftigkeit, Redlichkeit und Sorge für meine Gesundheit, das ist die einzige Schönheit, die mir gefallen könnte. Glaubst du mir dies von dieser Person versichern zu können, gut, so will ich drein willigen. Wo nicht, so mag es ja unterbleiben." Er fand, was er gewünscht hatte, und führte mit ihr — aber leider nur neun Jahre lang — eine glückliche, wiewohl kinderlose Ehe.

Unterdessen hatte sich in Genf vieles verändert. Die kalvinische Partey hatte wieder die Oberhand erlangt, und das Volk sehnte sich ungestüm nach den vertriebenen Predigern. Mehrmals ward er ersucht, wieder zurückzukehren, aber die Strasburger wollten ihn nicht ziehen lassen, bis er sich endlich auf wiederholtes einmüthiges Bitten des Genfer Raths und der Bürgerschaft losmachte, und im September 1541 glücklich in Genf wieder ankam. Man kam ihm meilenweit entgegen, jeder mißbilligte seine Verbannung und wollte sich von dem Antheil daran lossagen, so daß Calvin im Scherze an einen Freund schrieb: „Wenn ich den Versicherungen der Genfer glauben soll, so hat keiner um meine Verweisung gewußt, so müssen mich die Häuser und nicht die Menschen dieser Stadt vertrieben haben.

Er fing nun wieder an, zu predigen, zu lehren, zu schreiben, und — zu eifern; das letztere ärger als jemals. Sein moralisches Gefühl ward

schon dadurch empört, daß jemand Zinsen nahm, oder eine Sache theurer verkaufte, als er sie selbst gekauft hatte, wenn sie nicht von ihm verbessert worden war. Um die Genfer sittlicher zu machen, entwarf er strenge kirchliche Gesetze, nach denen jede Unsittlichkeit, die vor dem dazu ernannten Sittengerichte angezeigt wurde, mit einer verhältnißmäßigen öffentlichen Kirchenbuße belegt wurde. Man kann denken, wie besonders die junge Welt sich gegen diese Tyranney auflehnte; da indessen die alten Leute sehr viel Erbauung daran fanden, und Calvin der Mann nicht war, der ein einmal angefangenes Werk undurchgesetzt hätte liegen lassen, so ergab man sich darein, und die neue Kirchenzucht bestand wenigstens so lange, als ihr Stifter lebte, der freilich von Zeit zu Zeit noch harte Kämpfe deshalb zu bestehen hatte.

Was aber den Haß, den seine Strenge ihm zuzog auffallend milderte, war die ungemeine Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit, die auch seine heftigsten Tadler an ihm bewundern mußten. Wir haben schon bey Luther und Bayard gesehen, wie ein Geist, der einen höhern Zweck mit aller Kraft verfolgt, von aller Liebe zum kaufmännischen Gewinn so rein bleibt, daß er sogar den Schein des Eigennutzes fürchtet. So auch Calvin. Er war arm, und wollte es auch bleiben. Ein Anerbieten des Raths,

ihm eine Zulage zu geben, wies er mir den Worten ab: „Ich arbeite um des Gewinnstes willen, nicht den ich von andern haben will, sondern den man von mir haben soll.“ Ja als man das Anerbieten wiederholte, drohte er, keine Predigt mehr zu halten, wenn man ihm noch einmal solche Zumuthungen thun werde. Und was glaubt man wohl, wie hoch sich sein Gehalt belief? Auf funfzig Thaler, zwölf Maaß Getreide, zwey Tonnen Weins und freie Wohnung. Dennoch gab er einmal bey einer Theurung zwanzig Thaler von dieser Einnahme ab, und unterstützte noch manchen Armen im Stillen. — Des Arbeitens war gleichfalls kein Ende. „Ich habe, schreibt er einmal, nicht so viel Zeit, des lieben Gottes Sonne außerhalb meiner Wohnung betrachten zu können und wenn das so fortgeht so vergesse ich am Ende noch, wie sie aussieht.“

Einen guten Theil dieser Arbeit lud er sich allerdings wohl selbst auf, indem er der Streitigkeiten über Sitten und Glaubensmeinungen immer mehrere anfing, und nicht zufrieden war, seine Meinungen zu vertheidigen, sondern jeden anzugreifen, der nur eine andere Meinung blikken ließ. Es lag ihm wie in der Natur, nichts Falsches oder Halbwahres ungeahndet durchgehn zu lassen, er mußte darüber reden und so lange streiten bis der Gegner nachgab, und sich wenigstens durch sein Schweigen für überwunden be-

kannte. Da galt ihm auch kein Ansehn der Person. Ami Perrin, ein Senator und Generalcapitain in Genf, war ein unmoralischer Mensch, und Calvins heftiger Widersacher. Einst erschien er als Pathe bey einem Kinde, welches Calvin taufen sollte. Dieser weigerte sich, ihn dafür anzunehmen, und sagte laut, zu Pathen müßten nur gottesfürchtige und fromme Personen genommen werden, von denen man Hofnung habe, daß sie für das wahre Wohl ihrer Pathen würden sorgen wollen. Man kann denken welch ein Lärm darüber unter den Gevattern entstand, allein Calvin setzte seinen Willen standhaft durch, und da sich Perrin bey dieser Gelegenheit noch persönlich gegen ihn vergangen hatte, so brachte er es dahin, daß derselbe gar noch von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde, und seine Stelle im Rathe verlor.

Ein andermal hatte sich ein Gerichtssekretär, Namens Berteljer, durch einige Ausschweifungen die Excommunication zugezogen. Er appellirte an den Rath, und dieser bewilligte ihm nach einem halber Jahre wieder den Genuß des Abendmahls. Umsonst stellte Calvin vor daß an dem Menschen noch keine Besserung zu spüren sey, der Senat wollte bey der Gelegenheit einmal durchgreifen, um seine Autorität über das geistliche Consistorium zu behaupten. Das hieß nun Calvinen ans Leben gehen. An dem Sonntage

wo Berteller das Abendmahl genießen wollte, hielt Calvin eine donnernde Predigt gegen die Sittenverderber, und rief mit wüthender Stimme von der Kanzel herab: „Eher will ich das Leben verlieren als diese meine Hand dem Unwürdigen das Abendmal reichen soll!" Das machte Eindruck, man befürchtete einen Aufruhr in der Kirche und Berteliers Freunde riethen ihm selber, wegzugehen. Aber Calvin blieb nicht auf halbem Wege stehen. Verschanzt hinter die ganze Masse des Volks trotzte er dem Senate die Zusage ab, sich künftig nie wieder in Sachen zu mischen, die vor das geistliche Departement gehörten.

Will man ihm selber glauben, so war die Quelle, aus welcher dieser Feuereifer floß, sehr rein und edel. Er wollte das Ansehn haben, als beleidigte jeder ihn, der die Religion beleidige, ja er glaubte sich von Gott selbst zum Streiter für die reine Lehre berufen. „Wenn wir alle, schreibt er einmal darüber, unsere Meinungen verhehlen wollten, wer würde für die Lehre der Wahrheit sprechen? Wie würde die Sache Christi gewinnen? So schämt euch denn, ihr kleinen, furchtsamen Seelen, die ihr aus Furcht, das Irdische zu verlieren, die Ehre Gottes nicht verherrlichen wollt! Nicht Ehre, nicht Macht, nicht Güter, nicht Menschengunst, darf uns scheiden von der Liebe Gottes. Immer schwebe uns das Beispiel unsers Herrn vor Augen. Nie wollen

wir vergessen, daß Liebe zur Wahrheit und ihre Bekanntmachung ihn seinen Feinden Preis gab, ihn tausend Kränkungen unterzog, ihn an das Kreuz brachte. Ich Schwacher kann das nicht leisten was er that, aber ich kann doch — und will es auch — für die Wahrheit mein Blut verspritzen."

Michael Servet, ein Spanier, ein sehr lebhafter Kopf, der von rechtschaffenen Eltern sorgfältig gebildet worden war, hatte sich schon früh mit demselben Eifer, wie Calvin, den Sprachen und Wissenschaften ergeben, die zur Aufklärung der auch ihm früh verdächtig gemachten herrschenden Dogmatik führen konnten. Die Bibel war immer sein Lieblingsbuch gewesen, und selbst neben dem Studium der Jurisprudenz und Medicin hatten theologische Untersuchungen noch immer ein großes Interesse für ihn gehabt. Selbst die Schriften der ältesten Kirchenväter durchforschte er mit Fleiß, und erstaunte immer mehr und mehr über die Abweichung des gegenwärtigen Christenthums von dem ursprünglichen. Ein Posten als Sekretär bey dem Beichtvater Kaiser Karls V. gab ihm zugleich einen hellern Blick in die menschlichen Verhältnisse, eine größere Heiterkeit und einen freiern, weniger beschränkten Sinn, als Calvin sich in seiner Studirstube hatte erwerben können. Späterhin zog er nach Paris, und hielt daselbst mathematische

Vorlesungen, dann griff er einmal wieder die Mißbräuche der französischen Aerzte mit scharfer Feder an; mit einem Wort, er war nicht nur ein Kopf, der viel umfaßte, sondern der auch nichts umfassen wollte, ohne es zu verbessern und neue, eigene Ideen hinzu zu thun.

Von Paris ging er auf eine Zeitlang nach Charlieu, wo er als Arzt practisirte, und dann nach Lyon. Hier trieb er seine theologischen Untersuchungen mit solchem Eifer, daß er mit den aufgeklärtesten Gelehrten seiner Zeit, und unter andern auch mit Calvin in Briefwechsel trat. Aber dieser hatte schon aus den ersten Briefen genug, aus denen sich ergab, daß Servet über die drey Personen in der Gottheit anders denke, als er, und brach ohne Umstände den Briefwechsel ab.

Servet, der unterdessen nach Vienne gezogen war, hatte keinen größern Wunsch, als das Christenthum in seiner ersten Reinheit wieder herzustellen. Er hatte sich zu dem Ende schon lange insgeheim mit der Ausarbeitung eines Buchs beschäftigt, von dem er sich große Wirkungen versprach, wenn es nur mit guter Art unter das Publicum gebracht werden könnte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen fand er endlich einen Buchdrucker, der es 1552 unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums." heimlich druckte. Servet war darüber so voller

Freuden, daß er mehrere Tage lang nichts essen noch trinken mochte. Das Buch machte allerdings Aufsehen, und ward von der Geistlichkeit überall verboten. Auch Calvin bekam es zu Gesicht, und fand darin seiner Meinung nach fluchwürdige Ketzereien. Zum Unglück erhielt er zufällig die Nachricht, daß der Verfasser dieses Buches eben der Servet sey, der ihm schon vor mehreren Jahren solche ketzerische Briefe geschrieben habe. Um so ergrimmter wird er gegen diesen heillosen Mann, den er sich nun gar nicht mehr anders als in teuflischer Gestalt und als einen Feind Gottes denken kann. Und was thut er? Er stiftet einen nach Genf geflüchteten reformirten Franzosen an, nach Vienne zu schreiben, das Buch beizulegen, und Servetten öffentlich als den Verfasser zu denuncliren. Die Anzeige hat den erwünschten Erfolg, der arme Servet wird eingezogen, und mit dem Tode der Ketzer bedroht. Zu mehrerem Zeugnisse sendet nun Calvin die eigenhändigen Briefe Servets an ihn bey der Geistlichkeit ein. Zum Glück entspringt der Angeklagte noch aus dem Gefängnisse, und macht sich eilig auf den Weg nach Italien.

Sein Weg führte ihn durch Genf. Da er nicht wußte, daß jene verrätherische Anzeige von dort her gekommen war, und sich in einer ganz reformirten Stadt vollkommen sicher glaubte, so gedachte er hier mehrere Tage auszuruhen. Aber

ach! kaum hatte Calvin seinen Aufenthalt erfahren, als der Unglückliche auf der Stelle ins Gefängniß geschleppt ward. Er erstaunte, den berühmten, den frommen, den redlichen Calvin an der Spitze seiner Ankläger zu sehen, aber wenn wir dem Calvin selber trauen dürfen, so handelte er auch hier so redlich, als er handeln konnte. „Ich gestehe frey, schreibt er, es für meine Pflicht gehalten zu haben, einen mehr als verstockten und unverbesserlichen Menschen nach meinen Kräften Einhalt zu thun, und seine fernere Schädlichkeit zu hindern. Täglich verbreitet sich die Bosheit weiter, überall quillen neue Irrthümer hervor, und Personen, denen Gott die Macht dazu gab, lassen es sich nicht angelegen seyn, seines Namens Ehre zu befördern. Denn wenn die Papisten die Abweichungen von ihrem Aberglauben so heftig ahnden, so müssen sich christliche Obrigkeiten schämen, bey der Vertheidigung unerschütterlicher Wahrheiten so wenig Muth zu beweisen ꝛc.“ — Und welche unerschütterliche Wahrheiten meint er wohl? Die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Gnadenwahl, und andere, wegen welcher er selber christfreundlichst zu dem Gefangenen hinabstieg, um sie ihm anzudisputiren, und deren fortgesetzte Bezweifelung es ihm völlig klar machte, daß bey diesem verworfenen Menschen ewig an keine Besserung zu denken sey. Grade so urtheilte auch Theodor

Beza

Beza, einer der größten reformirten Theologen, und Calvins Freund und Biograph, vom Servet. Er nennt ihn ein Ungeheuer, ausgestopft mit Gotteslästerungen und Bosheiten, das den Himmel und die Erde durch seine Reden und Schriften verpestet habe.

Nachdem man alles versucht hatte, den wakkern Servet zur Abschwörung seiner vermeinten Irrthümer zu bewegen, ihn aber eben so standhaft als einst Luthern, gefunden hatte, das, was er für redlich aufgefundene Wahrheit erkannte, bis in den Tod zu behaupten, fällte man endlich das gerichtliche Urtheil, daß er als ein heilloser und unverbesserlicher Ketzer zu verbrennen sey. Zuerst wollte er es gar nicht glauben, daß man in einer reformirten Stadt mit einem Andersdenkenden so verfahren könne, aber als man ihm die traurige Gewißheit bestätigte, verlor er vor Schrecken fast die Besinnung. Dann raffte er sich wieder auf, und berief sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache; dann wieder flehte er um Gnade und Barmherzigkeit; umsonst. Zuletzt wünschte er nur die barbarische Strafe des Verbrennens in Enthauptung verwandelt zu sehen, aber vergebens. Die Genfer wollten sich nicht um ein Schauspiel bringen lassen. Calvin ging noch an seinem Todestage zu ihm ins Gefängniß, und suchte ihn zu bekehren. Servet betheuerte ihm dagegen mit Thränen, daß er sich durch

seine Gründe nicht überzeugt fühlen könne, und beschämte den Eiferer dadurch, daß er ihn noch beim Abschiede für die etwanigen Kränkungen um Verzeihung bat, die er ihm unwissend zugefügt haben könnte. Zu denen die bis zuletzt bey ihm blieben, sagte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber ihn als ein Verbrecher leiden zu sollen, das zerreißt mein Herz. Jesu mein Heiland und Erlöser, tröste mich, wie du einst getröstet wurdest. Der Drache, den ich bekämpfen wollte, überwältigte mich.“

Man führte ihn hierauf in zahlreicher Begleitung vor das Rathhaus, und las ihm dort noch einmal laut mit den gewöhnlichen Gebräuchen sein Urtheil vor. Angstvoll fiel er auf seine Knie, und bat noch einmal, man möchte ihn doch nur mit dem Schwerte hinrichten. „Wenn ich geirrt habe, setzte er hinzu, so habe ich aus Unwissenheit geirrt. Meine Absicht ist nicht zu tadeln, ich glaubte die Ehre Gottes zu befördern und meine Ueberzeugungen zum Vortheil der Wahrheit bekannt machen zu müssen. Habe ich aber geirrt, so erreicht ihr ja eure Absicht schon mit meinem Tode, sey auch die Art desselben, welche sie wolle.“ Alles war vergebens, er ward zum Scheiterhaufen abgeführt, zu welchem man unglücklicher Weise ganz frisches und feuchtes Holz genommen hatte. Sitzend auf einem niedrigen Block, und angeschlossen an einen hinter ihm ste

henden Pfahl, das Unglücksbuch an seiner Seite, sah er nun den Scheiterhaufen mit Mühe anzünden, und, fast gebraten an dem langsamen Feuer, das gar nicht recht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!" bis zuletzt das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, die ihn endlich nach unsäglichen Schmerzen erstickten (27. Oct. 1553).

Nach diesem Siege der reinen Lehre ging Calvin an eine andere eben so berühmte That, an die Stiftung der reformirten Universität zu Genf (1559). Das man ihn an derselben zum ersten Professor der Theologie erwählte, versteht sich von selbst. Auch durch andere Einrichtungen suchte er noch die Aufrechthaltung der Religiosität in dieser Stadt zu sichern. So z. B. wurden die Prediger angewiesen, ihre Pfarrkinder in den Häusern fleißig zu besuchen, sich in ihre häuslichen Angelegenheiten zu mischen, ihren Seelenzustand zu untersuchen, ihnen zu rathen ꝛc. Aber er besorgte eine Menge auswärtiger Gemeinen durch schriftliche Rathschläge nicht minder eifrig, als die seinige, und seine Correspondenz erstreckte sich durch halb Europa. In dieser immerwährenden Geschäftigkeit, fand er sogar das probateste Mittel gegen seine immer zunehmende

Kränklichkeit, und selbst als er nicht mehr die Feder halten konnte, dictirte er noch. Er starb endlich im 55sten Lebensjahre an der Auszehrung, in Gegenwart der vornehmsten Rathsherren und Prediger von Genf, und nicht minder von seinen Mitbürgern betrauert, als, 18 Jahre vorher, Luther von den seinigen.

31.

Heinrich II.

(1547 — 1559.)

Wir kehren jetzt wieder zur Geschichte des französischen Reichs zurück, oder vielmehr zur Geschichte der Hoffaktionen, welche sich jetzt entspannen seitdem die Regierung in den Händen eines Mannes lag, der zwar der beste Reiter seines Königreichs war, übrigens aber desto weniger die Regierung verstand, und zu übernehmen Lust hatte, so daß er nur froh war, als sich Leute fanden, die für ihn regieren wollten. An solchen fehlte es aber nicht. Eine Königin, der das Gerücht den Tod des ältesten Prinzen, um ihrem Gemahl die Krone zu verschaffen, Schuld gab, zeigte dadurch ein Streben zum Herrschen, welches sie aber

mehr unter der Regierung ihres Sohnes als ihres Gemahls bewährte, welchen letztern mehr noch ein anderes kluges Weib, Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, beherrschte, selbst da noch, als sie den Mangel körperlicher Reitze durch ihre Schlauheit ersetzen mußte. An sie schlossen sich die Guisen durch Heurathen an, um in ihrer Gunst jetzt den festen Punkt zu finden, an den sie ihre kühnen unter der folgenden Regierung sich erst recht entwickelnden Pläne zum Regieren anknüpfen könnten. Denn sie erhielten jetzt erst den freien Spielraum wieder, der ihnen, nach schon gemachter Bemerkung, Franz I. absichtlich entzogen hatte. Man sagt, Franz I. habe noch sterbend seinen Sohn auf die Gründe dieses Verfahrens aufmerksam gemacht. Allein sie waren von Heinrich nicht benutzt, vielmehr gleich nach seines Vaters Tode verwarf er viele von den ersten Dienern seines Vaters, welche mit Absicht von Franzen gewählt, weder durch ihre Reichthümer noch durch die Ansprüche ihrer Geburt gefährlich waren, wohl aber durch den Besitz der Geheimnisse einer wahren Regierungskunst und durch ihre Treue und alte Weisheit dem jungen König hätten nützlich werden können. Statt ihrer, wurden die vorgedachten Guisen und Montmorenci an das Ruder des Staats gezogen.

Die Familie der Guisen bestand vorzüglich

aus zwei Mitgliedern die hier in Betracht kommen, dem Herzog Franz von Guise und seinem Bruder Karl, den der Papst zum Kardinal von Lothringen gemacht hatte. Beide besaßen die Talente zum herrschen, aber der ältere als Feldherr, der jüngere mehr als Politiker. Jener verband mit einem imposanten Aeußern alle die Eigenschaften, die den Helden bilden und die Herzen erobern, dieser die Schlauheit, die ein Kabinet furchtbar machen kann. Beide wußten sich der Königinn und der alles geltenden Maitresse so nothwendig zu machen, daß sie von Stunde an die nächsten am Throne waren. Während der Kardinal im Kabinette wirkte, sammelte sich der Herzog im Kriege gegen den alten Kaiser (S. Th. VI.) Heldenlorbern, und man muß es sagen, daß ihm Frankreich während dieser Regierung alles verdankte, was es im Kriege an sich gebracht hat. Unter diesem war die Stadt Calais, die er endlich noch (1558) den Engländern abnahm, welche sie 210 Jahre besessen hatten, nicht das unwichtigste Stück. Wo er hingegen nicht Anführer war, wurden auch die Franzosen regelmäßig geschlagen, besonders in den beiden berühmten Schlachten gegen Philipps II. Truppen bey St. Quintin in der Picardie (1557) und bey Gravelingen, wo der tapfere Graf von Egmont die vereinigten Spanier und Niederländer anführte.

Die Kriege nämlich, welche Heinrich II. zu führen hatte, waren noch Erbstücke aus dem Nachlasse seines unruhigen Vaters. Seine Feinde waren daher die Könige von England und Spanien, und der Schauplatz bald Italien, bald das südliche und nördliche Frankreich, bald die Niederlande. Ein Friede zu Chateau Cambresis 1559, in welchem der König gleichsam mit einem blauen Auge davon kam, endigte diese Kriege, die viel unnützes Menschenblut, und viel Geld, das gleichfalls besser hätte verwendet werden können, gekostet hatten. Bey der unüberlegten Verschwendung des Königs war der Mangel an dem letztern einmal (1551) so groß gewesen, daß der Hof, um die Zurüstungen zum Feldzuge gegen Karl V. bestreiten zu können, all sein Silbergeschirr in die Münze schicken mußte, und die Bürger der „guten Stadt Paris" ermahnte, dasselbe zu thun.

Während Heinrich II. den Protestanten in Deutschland Hülfe sandte, verfolgte er, wie sein Vater die französischen mit der größten Grausamkeit. Bei jedem Parlamente wurden eigene Kammern für die Bestrafung der Ketzer angelegt, die von dem Strafmittel dessen sie sich bedienten, Feuerkammern hießen. Eine Menge von Spionen dienten dazu, die Schlachtopfer aus allen Winkeln herbeizuziehen.

Unter den Urhebern dieser Verfolgungen war

aber die geliebte Diana von Poitiers, die den Ketzern besonders abhold war, nicht die Letzte. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schauspiel der Art gegeben, das eines Nero würdig war. Nach einer prächtigen Procession in die Kathedrale begab sich der Hof auf einen Balkon am Greveplatze, und sah hier unter verschiedenen Gerüsten Feuer angezündet, über welchen man überführte Ketzer, an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ um ihre Qualen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses Anblicks erschütterte den König selbst, dessen Ueberzeugung nach freilich die barbarischste Ausrottung aller Ketzer eine ganz gerechte Maaßregel war, und deren Glaube ihm als das allerabscheulichste Verbrechen erschien.

Die Guisen, die einen tapfern Obersten, Herrn von Andelot, der ihnen im Wege stand, gern wegschaffen wollten, redeten dem Könige unaufhörlich vor, daß derselbe auch einer von den Calviniſten sey, und durch sein Beispiel noch viele im Heere verführen werde. Heinrich, von Natur leutselig, und gegen diesen Andelot ganz besonders wohlwollend gesinnt, wünschte, daß er sich deshalb möchte rechtfertigen können, und ließ ihn sogar durch seinen Bruder ermahnen, wenn er an den Hof käme, des Königs Fragen so zu beantworten, daß man ihm nichts anhaben könne. Er erschien, und ward zur Tafel gezogen.

Der König machte ihm hier ein Compliment über seine Verdienste fügte aber hinzu, man verbreite von ihm allerley böse Gerüchte in Ansehung der Religion, er möchte daher einmal öffentlich sagen, was er von der Messe halte. Andelot erwiederte mit edler Freimüthigkeit, er sey von der Gnade des Königs durchdrungen, und wolle mit Freuden tausendmal für ihn sein Blut verspritzen, auch könne Se. Majestät über seine Person und seine Güter nach Gefallen gebieten, nur in Sachen der Religion erkenne er keinen Herrn über sich als Gott, und sein Gewissen zwinge ihn zu der Erklärung, daß die Messe eine menschliche Erfindung sey, welche Verachtung verdiene. Ueber diese Antwort gerieth der sonst so sanfte König so in Hitze daß er aufsprang, einen Teller auf die Erde schmetterte, und schwur, daß er den Gotteslästerer mit eigner Hand durchbohren würde, wenn er ihn nicht hätte erziehen helfen. — Das ist die furchtbare Macht früh eingewurzelter Zeitbegriffe, und verurtheilt die Fanatiker nicht zu rasch, deren Grausamkeiten uns jetzt, da diese Zeitbegriffe erloschen sind, als unnatürlich empören.

König Heinrich II. starb nach einer 12jährigen Regierung eines schmerzhaften Todes. Bey einem Turnier (seinem Lieblingsvergnügen), auf dem er schon zu allgemeiner Bewunderung viele Lanzen gebrochen hatte, forderte er zuletzt noch

den jungen Grafen von Montgommery zu einem Gange auf. Die Lanze des Grafen zerbrach am Harnisch des Königs, worauf das Splitterende des Schafts ihm gerade ins rechte Auge fuhr, und bis ins Gehirn drang. Erst elf Tage nach dieser schauderhaften Verwundung erfolgte der Tod (10. Jul. 1559).

32.

Franz II.

(1559 — 1560.)

Der Dauphin Franz war sechszehn Jahre alt, als sein Vater starb. An Leib und Geiste schwach bedurfte er weit mehr fremder Leitung, als daß er andere hätte regieren können. Man hatte ihm eine schöne Gemahlinn gegeben, die Tochter König Jakobs V. von Schottland, welche nachher unter dem Namen Maria Stuart so berühmt geworden ist. Da diese eine Nichte der Guisen war, so kann man denken, welchen mächtigen Einfluß dies Haus nunmehr bekommen haben werde. Jeder fremde sie störende Einfluß ward hinweggeschoben. Die alte Maitresse Diana von Poitiers ward vom Hofe verdrängt, und ihre

Verbindung mit den Guisen, denen sie unter der vorigen Regierung so gedient hatte, rettete ihr nur ihre ansehnlichen Schätze, so daß ihr Geiz ihre Herrschsucht trösten konnte. Eben so ward der Connetabel Montmorenci auf höfliche Weise vom Hofe entfernt. Katharine von Medices, aber die königliche Wittwe, hatte selbst das größte Interesse dabey, sich die beiden mächtigen Brüzu verbinden, und so wurde denn der Herzog Franz sogleich zum obersten Befehlshaber über die Armeen, und der Kardinal von Lothringen zum ersten Staatsminister ernannt. Um sich mehr Sicherheit zu verschaffen, und die Gunst des Volks, nahmen sie die alten Diener von Heinrich II. damals vertrieben, wieder an.

Aber je größer dieser Einfluß zu werden schien, desto mehr wurde eine andere Familie zum Widerstande aufgeregt, die näher mit dem Königlichen Hause verbunden, auch nähere Rechte auf die Regierung zu haben sich dünkte. Das waren die drey Prinzen aus dem Hause Bourbon, Anton, König von Navarra (eine durch Heurath erlangte Würde), Ludwig Prinz von Condé, und der Cardinal Karl von Bourbon, Erzbischof von Rouen. Der erste und letzte dieser Brüder waren, wie man sieht, gut versorgt, und zugleich von solchem Charakter, daß sie wohl nicht viel Kühnes gegen den Hof unternommen haben würden, wenn ihr mittlerer Bruder, Prinz Lud-

wig von Condé, nicht gewesen wäre. Schon unter der vorigen Regierung sahen sie sich zurückgesetzt. Denn Heinrich II. hatte dem Könige von Navarra Guienne das er als nächster Prinz verwaltete geschmälert, sei es daß Heinrich zum wenigsten gegen die Familie Bourbon die Maximen Franzens fortsetzte, oder weil er sein Königreich nicht gegen andere Provinzen vertauschen wollte, wie der König von Frankreich wünschte. Doch gingen von diesem nicht die Gegenwirkungen aus, sondern von Ludwig, Prinzen von Condé der zugleich mit der Familie Montmorenci durch eine Heurath verbunden, auch die Verdrängung dieser Familie mitfühlte. Indem ihm die Guisen gleich Anfangs zum wenigsten auf eine Zeit durch eine Gesandschaft nach Spanien vom Hofe zu entfernen suchten, zeigten sie, daß sie ihn fürchteten und mit Recht, denn er war ein ehrgeiziger, unternehmender Kopf, ein feiner Hofmann und ein tüchtiger Soldat. Um sicherer zu gehen suchte er noch andere wackere Männer an sich zu ziehen, die wie er, Ursach hatten, mit dem Hofe unzufrieden zu seyn. Zu diesen gehörten besonders der kluge und tapfere Admiral Coligny, dessen Bruder, der schon erwähnte Oberst von Andelot, und der alte Connetable von Montmorency, ein verdienter Kriegsmann, der seit der neuen Herrschaft gleichfalls sehr kränkend zurückgesetzt worden war

Die sogenannte bourbonische Partey hielt fleißig Zusammenkünfte, und berathschlagte sich, was zu thun sey. Darin kamen alle überein, daß die Einmischung der Weiber in den Staatsrath ganz verfassungswidrig sey, und daß der Platz, den die Guisen so unrechtmäßig einnahmen, ihnen entrissen werden müsse. Nur war man nicht einig, ob dies letztere mit Gewalt oder mit List geschehen solle. Coligny, ein gesetzter Mann, rieth zur Mäßigung, und meinte, man müsse die Königinn Mutter (Kath. v. M.) zu gewinnen suchen. In dieser Absicht ward nun wirklich Condé's älterer Bruder, der König Anton von Navarra, nach Fontainebleau abgeschickt, wo der Hof sich damals aufhielt. Er ward aber daselbst so kalt empfangen, daß er froh war, nur wieder unter einem erträglichen Vorwande wegkommen zu können. Nicht einmal eine Wohnung im Schlosse ward ihm angeboten, er mußte bey einem benachbarten Edelmann absteigen. Die Königinn Mutter und den zum Voraus gegen ihn eingenommenen König konnte er nicht anders als im Beiseyn der Guisen sprechen, und die Königin wußte ihn durch allerhand Versprechungen und Versicherungen Hofnungen zu machen die sie nicht erfüllen wollte.

Man kann denken, wie erbittert die Bourbons durch diese neue Beleidigung waren. Der Prinz von Condé war gleich nun für gewaltsame

Maaßregeln, Coligny noch immer nicht. Aber er machte den Vorschlag sich mit den Protestanten zu verbinden. Der Protestanten Anzahl hatte sich seit Heinrich II. außerordentlich vermehrt. Durch ihre Vermehrung und auch darin Schuz findend, weil viele unter den Vornehmern durch Beza, Calvins Schüler überzeugt, zu ihnen sich bekannten.

Des Admirals Bruder Andelot, ein heftiger unruhiger Kopf den Hugenotten längst schon zugethan, sollte dazu gebraucht werden. Der Admiral selbst nahm für jezt noch keinen offenbaren Antheil an der Sache. Um ganz untheilnehmend zu scheinen, zog er sich auf sein Landgut zurück, um bei einem schlimmen, leicht vorauszusehenden Ausgange seinen besonnenen Kopf der Partei zu retten. Der Prinz von Condé aber näherte sich Blois, um von der Sache nicht entfernt zu sein.

Unter solchen Umständen konnte es wohl einer Anzahl entschlossener Männer nicht schwer fallen, ganze Heere von Menschen zusammen zu bringen, die sich für die Freiheit ihrer Religion mit Freuden bewafneten. Es wurden Schriften ausgestreut, worin die Guisen als die Urheber aller Religionsbedrückungen angeklagt, und alle Reformirten aufgefordert wurden, gegen diese unrechtmäßigen Handhaber der höchsten Gewalt in Masse aufzutreten, und alle für einen zu stehen. So wurde alles zu einem Bürgerkriege vor-

bereitet, nur wünschten die Bourbons doch ihren Namen nicht so öffentlich zu dem Aufruhr herzugeben, und daher sandten sie geringere Parteyhäupter aus, die in ihrem Namen ganz im Stillen in den Provinzen werben mußten.

Eins dieser Parteihäupter, ein Hauptmann la Renaudie, ein sehr entschlossener Mann, ward hierauf an die Spitze einer Verschwörung gestellt, die nichts geringeres zur Absicht hatte, als den ganzen Hof in Blois, seinem Sommeraufenthalte, zu überfallen, die Guisen entweder zu tödten, oder in feste Verwahrung zu nehmen, die Königinn Mutter ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen, und dem König eine totale Veränderung des ganzen Staatsraths abzutrotzen. Die Anstalten dazu waren trefflich gemacht, nur hatten sie nicht ganz geheim bleiben können, vor der schlauen Wachsamkeit der Königinn Mutter und des Herzogs von Guise, und eben, als la Renaudie von Nantes aus nach Blois ziehen wollte, hörte er, daß der Hof diesen Ort schnell verlassen, und sich nach Amboise begeben habe. Hier traf der Herzog von Guise schnell die nöthigen Maaßregeln zur Abwehrung eines Ueberfalls, hatte aber zugleich dabey die Gelegenheit benutzt die längst gewünschte Macht zu erhalten. Absichtlich dem verlegenen Könige die Verschwörung vergrößernd, brachte er diesen dahin, daß er ihn zu seinem Stellvertreter im ganzen Reich er-

nannte. Die Königinn dieses nicht wünschend gab es doch zu, anders keine Rettung sehend gegen das Unternehmen der Verschwornen.

Diese nicht ahndend daß sie entdeckt waren, rückten ihrem Plane gemäß vor. Dieser hatte eigentlich darin bestanden, daß ein Haufen ganz unbewaffnet zu dem König gehen, und um Religionsfreiheit bitten sollte. Nach erhaltener abschlägiger Antwort, wie sie voraussahen, sollten sie sich zurückziehen und dann die Bewaffneten welche aus allen Provinzen her anrückten, heimlich und versteckt, aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen. Allein der ganze Plan war nun zerstört. Nachdem der erste unbewaffnete Haufe sich zurückgezogen hatte, überfielen die königlichen Truppen die einzelnen Corps, in ihrem Hinterhalt und nahmen sie gefangen. Der kühne Renaudie rückte mit den Rest bis nach Amboise, verlor aber das Treffen und sein Leben (1560).

Der Hof wußte recht gut welchen Antheil die bourbonische Parthei an diesen Händeln, die äußerlich bloß auf Rechnung der Hugenotten *) kamen

*) Dieser Name war zuerst in Tours aufgekommen. Hier hatte man ein Mährchen, der König Hugo spuke des Nachts umher, und da nun die am Tage scharf beobachteten Reformirten ihre Zusammenkünfte des Nachts anstellten, so nannte man sie spottweise in Beziehung auf jene Sage Hugenots, Nachtgespenster. Andere

kamen, gehabt hatte. Aber gleich jetzt Gewalt zu brauchen, schien nicht zweckmäßig, auch waren, den Prinz von Condé ausgenommen, alle übrigen Theilnehmer entfernt. Um also sowohl diese in die Gewalt zu bekommen, als auch zur Förderung des Ganzen schien verstellte Freundlichkeit das sicherste Mittel die Gegner zu täuschen. Ja sie wußten es so schicklich zu drehen, daß die Versammlung der Großen nach Fontainebleau, welche ausgeschrieben ward, mehr eine Frucht der Verlegenheit des Hofes um Rath, als ein von ihnen zu ihrem Vorhaben absichtlich gewähltes Mittel schien. Mit Truppen waren sowohl die Provinzen indessen, und die Person des Königs beschützt, um gewaltsame Versuche unschädlich oder unnöthig zu machen.

Die Furcht vor dieser Uebermacht hielt den Prinzen von Condé ab, der Versammlung beizuwohnen. Auch war der König von Navarra nicht zugegen, der Admiral Coligny aber war gegenwärtig, und hatte eine Bittschrift der Hugenotten abgelesen mit dem Zusatz daß 150,000 Menschen bereit wären, dieselbe zu unterschreiben, um dadurch Furcht zu erregen. Aber er erregte bei dem Herzog von Guise weder Furcht noch mildere Gesinnungen für die Reformirten. Für die

sagen, dieser Name rühre von den Orten ihrer ersten Versammlungen zu Nantes her.

übrigen Staatsbedürfnisse sollte eine allgemeine Reichsversammlung zu Orleans gehalten werden. Hier wollte man den Hauptstreich gegen die Bourbons ausführen, nachdem man sich durch List mehrere Zeugnisse gegen sie verschaft hatte. Nach der Beendigung der Versammlung zu Fontainebleau war der Agent des Königs von Navarra mit seinen Instruktionen in ihre Hände gefallen. Durch diese Briefe erfuhr man die Pläne, nach welchen man gegen die Guisen zu verfahren gedachte, denen man sogleich entgegen wirkte. Eben so mißglückte ein Versuch Conde's, sich Lyons zu bemächtigen, das nicht weit ab von Genf, den Schweizern und den deutschen Protestanten, nähere Aussicht zur Unterstützung und im Fall des unglücklichen Ausgangs dem Prinzen Condé einen leichten Weg zur Flucht darbot. Durch die Gegenbemühungen der Katholiken ward die Ueberrumplung der Stadt verhindert.

Nach solchen Zeugnissen wollten die Bourbons nun nicht erscheinen

Der Hof, dessen Absichten durch ein solches Ausbleiben würde vereitelt worden seyn, wendete alles an, die Prinzen dahin zu bringen zu kommen. Die Versicherung daß auf einer Versammlung der Stände, die nächsten Prinzen des königlichen Hauses nicht fehlen dürften und könnten ohne Vergebung ihrer größten Rechte, fand durch die Aussage des gutmüthigen Kardinals

von Bourbon der nach Bearn kam, und leichtgläubig wie er war, von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs und der Königin gegen sie erzählte, zuerst bei dem Könige von Navarra, der bei einem offenbar erklärten Kriege, wie dies die Folge ihres Ausbleibens würde gewesen sein, den Verlust seines Königreichs fürchtete, den meisten Eingang, so, daß durch so viele Vorstellungen überredet, endlich auch der Prinz von Condé, der am hartnäckigsten sich weigerte, sich entschloß nach Orleans zu gehen, alles noch immer vorhandene Mißtrauen durch die Voraussetzung beschwichtigend, daß man im äußersten Fall das königliche Blut schonen würde. Sie begaben sich also so wie auch Coligny, der bei seinen Unternehmungen so zu Werke gegangen war, daß man ihm nichts anhaben konnte, nach Orleans. Sie wurden nicht wenig überrascht, da sie alles mit kriegerischem Ansehn fanden. Noch mehr aber, als gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige, der Prinz von Condé gefangen genommen ward. Der König von Navarra wurde nur sorgfältig bewacht. Die Königin Katharina wendete alle Kunst der Verstellung an, um ganz schuldlos zu erscheinen, damit sie den Haß, den ein solches Verfahren, welches sie nicht ungern sah, erzeugte, auf die Guisen schieben möchte.

Der Proces ward indessen eingeleitet, unter beständigem Widerspruch des Prinzen von Condé

gegen ein solches Verfahren und diesem Prinzen als einem Majestätsverbrecher der Tod zuerkannt. Die Guisen die diese Entscheidung herbeigeführt hatten, und versichert, daß man mit diesem einem Schlage, daß Haupt der Ketzer und der Rebellen abschlagen könne, wollten nur noch gern den König von Navarra, dem man aber doch nichts so strafwürdiges Schuld geben konnte, und den Admiral in dasselbe Schikſal verwickeln, als der plötzliche Tod des Königs der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung gab.

Franz II. ließ keine männliche Erben bei seinem, im 18 Jahre seines Lebens erfolgtem Tode (1560) und sein Bruder Karl war ein zehnjähriger Knabe. An eine Beendigung jener Spannungen war also nicht zu denken, sondern vielmehr füllen sie die ganze Zeit aus, wo er den Namen eines Königs geführt hat.

33.

Karl IX.

(1560 — 1574.)

Die Guisen hatten zwar bei der Königin darauf gedrungen, daß man in der Verwirrung,

die des vorigen Königs Krankheit und noch schnellerer Tod hervorbrachte, den Prinzen Condé hinrichten lassen möchte, aber Katharina bedachte, daß es doch rathsamer sein würde, zur Hemmung der gar zu großen Macht, der sie am Ende selbst unterliegen würde, die bourbonische Partei als Gegengewicht zu gebrauchen, und so in der Mitte zwischen zwei gegen einander kämpfenden Parteien die ganze Macht in sich zu vereinigen. Nur war es eine schwere Aufgabe die bourbonische so erbitterte Partei zu gewinnen, ohne den Guisen verdächtig zu werden, deren Freundschaft sie doch nicht aufgeben durfte. Sie wußte also durch einen Vertrauten und Freund der Guisen, durch geschickte Wendung als eigne Ansicht desselben hervorzulocken, daß eine Aussöhnung zwischen beiden Parteien das Beste sei. Der Vorschlag ward, nachdem der Kardinal von Lothringen sich am meisten dagegen gesträubt hatte, angenommen. Katharina übernahms diese Versöhnung zu verwirklichen. Navarra ließ sich dazu führen, und da er noch zwey Dinge verlangte, nämlich die Vertreibung der Guisen, und die Gestattung der Religionsfreiheit an die Hugenotten, so brachte es Katharina dahin, daß er sich mit der Versicherung begnügte, sie wolle heimlich und nach und nach beides erfüllen, um auf diese Weise es gar nicht zu leisten, indem es auch ihre Zwecke würde zerstört haben.

Da unter den Bedingungen der Aussöhnung

mit dem Könige von Navarra auch die Losspre-chung des Prinzen von Condé war, so geschah diese durch eine feierliche Annullirung des Pro-zesses von Seiten des Parlaments. Der König von Navarra ward zum Gouverneur der Provin-zen ernannt, der Kardinal von Lothringen behielt die Aufsicht über die Finanzen, den Namen der Regentin führte Katharina, die zugleich den Kon-netable von Montmorenci, der auf den Wunsch des Königs von Navarra, an den Hof zurückge-holt ward, durch ihre schlauen Künste, die sie gegen seine schwachen Seiten richtete, ganz für sich gewann, indem er als neutral zwischen bei-den stehend, dem jungen Könige zu dienen ver-sprach.

Wer konnte wohl von einer solchen Vereini-gung Ruhe erwarten? Die Guisen fanden sich beeinträchtigt, der Prinz von Condé suchte Ra-che, das reichte schon hin, neue Zerrüttungen hervorzubringen. Beide Parteien bemüheten sich um den Konnetable Montmorenci. Die bourbonische rechnete auf die Verwandschaft, die andere auf seinen gut katholisch gesinnten Glau-ben.

Die Königinn befand sich in keiner geringen Verlegenheit, da der König von Navarra immer mehr auf die Erfüllung der beiden geheimen oben genannten Artikel drang. Weil auch der Kanzler l'Hopital und andere angesehene Männer für die

Hugenotten sprachen, so erließ die Königinn ein Edikt, in welchem den Hugenotten zwar keine Religionsfreiheit zugestanden, aber doch die Verfolgungen eingestellt wurden. Der Guisen Macht aber immer noch zu vermindern schien der Klugheit doch gar nicht angemessen, wenn gleich die Guisen schon anfingen gegen sie selbst mißtrauisch zu werden. Doch sie versteckten ihre Leidenschaften hinter ihren Glauben, den Schein annehmend, daß sie für ihn blos kämpften. Mit diesem Mittel lockten sie auch endlich den Konnetable von Montmorenci auf ihre Seite, der sich förmlich mit ihnen verband.

Die Königinn durch diese Verbindung geschreckt, glaubte sich durch Gestattung größerer Freiheiten an die Hugenotten, den König von Navarra enger verbinden zu müssen. Aber so groß war das Gewicht, welches der Katholicismus dieser Partei gab, daß weder die Königinn noch der König von Navarra sich entgegen zu setzen wagten, als durch Betreibung der Guisen in einer Parlamentsversammlung, den der Staatsrath beiwohnte, strengere Gesetze gegen die Hugenotten gegeben, und ein Verbot gegen die Ausübung ihres Gottesdienstes erlassen wurde. Alle Priester sollten das Land verlassen. Ein Religionsgespräch zu Poissy am Sept. 1561 ward zwar beliebt, aber ohne Erfolg. Der Hof wohnte Anfangs diesen Gesprächen bei, doch zog er sich

allmählig zurück, weil man es für gefährlich hielt, daß der junge König solchen Disputationen beiwohnte, welches doch vielleicht viel Unglück verhütet hätte, denn dieser Karl, der so streng im katholischen Glauben auferzogen wurde, war ein sehr offener, lebhafter Kopf, der sich gern unterrichtete, und einen feurigen Ehrgeiz besaß, recht auszeichnet und nach seiner besten Einsicht zu handeln. Doch wurde abermals im Januar, den Hugenotten freie Religionsübung, vor den Städten, ohne Waffen, erlaubt, womit die Guisen und ihre Partei nicht zufrieden waren.

Diese sahen, daß wenn ihre Sache glücken sollte, die Verbindung zwischen der Regentin und dem Könige von Navarra aufgehoben werden müsse. Sie versuchtens zuerst bei dem Könige von Navarra, mit dem es ihnen auch gelang. Theils hatte das Religionsgespräch zu Poißy, wo er mit dem Betragen der Hugenotten nicht zufrieden gewesen war, ihn in Absicht des Interesse für diese Religionspartei kälter gemacht, theils reizte man ihn mit den Aussichten auf den königlichen Thron, die nicht fern wären, und wozu er, wenn er sich auf die Seite der Katholiken schlüge, überdem an dem Könige von Spanien und dem Papst Unterstützung finden würde. So entstand also nun zwischen dem Konnetabel, dem Herzog von Guise und dem König von Na-

varra eine Verbindung, welche man das Triumvirat nannte.

Die Königinn war über eine solche Verbindung nicht wenig erschrocken, und sie sah für sich und ihre Kinder keine andere Rettung, als sich mit dem Prinzen von Condé und dem Admiral eng zu verbinden, und unter den jetzigen Umständen sich der Hugenotten zu bedienen, zu denen jetzt eine Menge der vornehmsten unter dem Adel gehörten. Katharina suchte daher überall den Schein zu verbreiten, als sei sie endlich auch von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt.

Es war den Guisen daran gelegen, die Spannungen zwischen Katholiken und Reformirten zu erhöhen, und je eher je lieber den tödlichen Haß, der beide befeuerte, zum Ausbruch kommen zu lassen, ehe sich die Hitze gar abkühlte. Dazu gab eine Reise welche der Herzog Franz von Guise nach Paris machen wollte, um daselbst mit dem Könige von Navarra gemeinschaftlich zur Vertreibung des Prinzen von Condé aus Paris, zu wirken. Bei einer Gelegenheit auf dieser Reise kam er mit einem zahlreichen Gefolge durch Vassi, eine kleine Stadt in Champagne, wo eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten. Bey dieser Gelegenheit fingen einige von seinen Leuten, die sich der Versammlung genähert hatten, mit den Hugenotten Händel an, es kam vom Schimpfen zum Schlagen, dem Her-

zog selber flog ein Stein ins Gesicht, und das war für seine Leute ein Signal, alles niederzuhauen, was sich ihnen widersetzte. Gegen sechzig Menschen wurden getödtet, noch weit mehrere verwundet, unter denen auch der Prediger war; in der Scheune ward alles umgekehrt, die Kanzel, die Bänke zerbrochen, die Bibel zerrissen. Als darauf der Herzog den Richter des Orts vor sich kommen ließ, und ihm einen scharfen Verweis gab, daß er diese Zusammenkünfte erlaubt habe, und der Richter sich auf das Edict vom Januar berief, legte Guise zornig die Hand an den Degen, und sagte: „Dieser soll das verfluchte Edict zerhauen!"

Alle Katholiken im Reiche jauchzten über diese That. Guise aber ging nun vor allen Dingen damit um, sich der Person des Königs zu bemächtigen, um jede fernere Gewaltthätigkeit mit seinem Namen zu bedecken. Dazu war nur nöthig die Königinn Mutter vom Könige zu trennen, die schon mit dem letzteren nach Fontainebleau geflohen war, um sicherer zu sein, und beide Parteien wollten nun mit Gewalt der Waffen eine Entscheidung herbeiführen. Condé war deswegen aus Paris gegangen um Truppen zusammen zu ziehn. Aber noch ehe jener mit seiner Rüstung zu Stande kommt, eilt Guise an der Spitze der Triumvirn und einer Schaar bewafneter Reiter dem Hofe nach, sie treten zu der

Regentinn ins Zimmer, sagen ihr ohne Umstände, sie suchten den König, und stellen ihr frey, ob sie mitkommen, oder anders wohin gehen wolle. Da Gegenvorstellungen von Seiten der Regentinn nichts fruchteten, so thut sie, was sie eigentlich nicht wollte, mit der Leichtigkeit, mit welcher sie sich jeder Lage anzupassen wußte. Sie steigt mit dem Könige zu Pferde, und benachrichtigt noch heimlich den Prinzen von Condé, was geschehen ist, und was geschehen muß. Der junge König, weinte vor Angst über dieses Verfahren heftig, als ob er ins Gefängniß gesperrt werden sollte. Man kommt eilig nach Vincennes, und dann nach Paris. Die Triumvirn machen bekannt, daß alles geschehen ist, für das allgemeine Beste, und bedienten sich zu allen ihren Unternehmungen des königlichen Namens. Katharina, von den Bourbons im Stich gelassen, muß sich alle Verfügungen der Guisen gefallen lassen, wenn sie nur am Hofe bleiben will, und so konnten diese sie nicht vertreiben, so gern sie's auch gethan hätten.

34.

Erster Bürgerkrieg.

(1562 — 1563.)

Die Schnelligkeit der Guisen hatte den Prinzen von Condé dieselben Vortheile, die sie jetzt hatten, aus den Händen gewunden. Mit 3000 Reitern war er schon bis nach Fontainebleau gekommen, als er mit Verdruß hörte, was geschehen war. Er berathschlagte darauf mit dem Admiral, was zu thun sey, nachdem die Sachen so weit gediehn. Endlich rief er aus: „Es ist einmal geschehen *)! Wir sind schon so tief im Wasser, daß wir entweder durchschwimmen, oder ersaufen müssen.“ Er flog nach Orleans, welche Stadt er sich schon vorher zum Waffenplatze ausersehen hatte, und lud alle seine Anhänger dahin ein. In Manifesten erklärte er, seine Absicht sey bloß, den gefangenen König und dessen Mutter aus den Händen der Triumvirn zu reißen. Diese erklärten dagegen wieder im Namen des Königs, der König sey nicht gefangen, jener aber sey ein Rebell dem kein rechtschaffener Franzose beistehen müsse. Die Königinn, nach dem Willen des Staatsraths erließ Briefe in welchen versichert

*) Gerade wie Cäsar: jacta est alea.

ward, daß sie und der König in dem Genuß ihrer vollständigen Freiheit wären.

So war das Zunder zum Kriege aufgethürmt, Beide Parteien warben Truppen, suchten die Städte des Reichs auf ihre Seite zu bringen, sahen sich in Deutschland nach Bundesgenossen um. Condé gewinnt sogar die englische Königinn Elisabeth für sich, doch mußte er ihr versprechen Calais abzutreten, und da es bis dahin noch in der Feinde Gewalt war, so lange Havre de Grace einzuräumen. Bedingungen, welche bei dem nie gestillten Nationalhaß zwischen England und Frankreich, viele empörten unter der Condéschen Partei, so wie auch das die Katholischen aufbrachte, daß Condé die Kirchen in Orleans zu Magazinen brauchte, und um Geld zu haben, die Kirchengefäße einschmelzen ließ. Die erste Maaßregel vorzüglich machte es nothwendig, daß sich die Königinn nun ganz an die katholische Partei anschloß. Der Admiral Coligny nebst seinen Anhängern ward für Rebellen erklärt. Des Prinzen von Condé erwähnte man nicht, als ob er wider seinen Willen, ihrer Meinung nach, dort festgehalten werde. Gleiche Erklärung als gegen Rebellen erging auch nun gegen die Hugenotten.

Für die Reformirten erklärten sich viele Städte, ja fast die ganze Normandie, und der beste Theil des französischen Adels. An allen Orten bricht das Kriegsfeuer aus.

Die Königinn ihren Maximen gemäß, suchte mit Unterhandlungen die gegen einander Aufgebrachten zu vereinigen, aber ohne Erfolg. Die Waffen mußten nothwendig die Entscheidung herbeiführen. Nachdem Condé's Plan die Royalisten zu überfallen mißglückt war, rückten diese durch schweizerisches Fußvolk und durch deutsche Reiterei verstärkt, dem Scheine nach, auf Orleans los, wendeten sich aber denn sogleich auf Blois und Tours, welcher beiden Städte sie sich bemächtigten. Eben so bemächtigte sich der Marschall St. André auch der Stadt Poitiers, ohne daß sie vielen Widerstand fanden. Auch Bourges erhielten sie, wodurch sie Orleans von aller Hülfe abgeschnitten hatten. Nun sollte Orleans belagert werden, doch die Königinn Katharina die sich selbst im Lager befand, und der König von Navarra waren der Meinung, sich der Engländer wegen zuerst gegen Rouen, zu wenden. Bey dieser Gelegenheit ward der König Anton von Navarra erschossen, dessen Gemüthsart nicht ganz für diese Händel gepaßt hatte. Im Septemb. 1562 mußte sich die Stadt ergeben. Nicht ohne fürchterliche Grausamkeiten hielten die Sieger ihren Einzug, und namentlich wurden alle reformirten Prediger zum Tode verurtheilt. Zwei Tage lang war die Stadt der Wuth der plündernden Soldaten ausgesetzt.

Condé, von einem Corps deutscher Truppen

verstärkt, die ihm Andelot zugeführt hatte, wollte einen kühnen Streich ausführen, um seiner Partei und ihrem Ruhme aufzuhelfen. Paris sollte überfallen werden, allein weil Condé sich unterwegs aufgehalten hatte, waren ihm die Royalisten zuvorgekommen, und hatten sich in Paris geworfen. Durch Unterhandlungen ward Condé hingehalten, und die katholische Armee indessen vermehrt, die Pläne aber des Prinzen nun durch die Klugheit des Herzogs von Guise vereitelt. Der Admiral rieth jetzt lieber nach der fruchtbaren und reichen Normandie zu eilen, und durch englische Hülfe verstärkt, dann etwas gegen die Royalisten zu wagen. Bei Dreux wurden sie eingeholt, welches wegen der Nachlässigkeit des Prinzen von Condé nicht bemerkt war. Es kam gleich zur Schlacht. Der Admiral hatte durch seine Geschicklichkeit die feindliche Kavallerie in die Flucht geschlagen aber die schweizerische und spanische Infantrie in dem Heere der Katholiken, focht so tapfer, daß Condé nicht nur die Schlacht noch verlor, sondern auch selbst gefangen ward. Als man ihn vor den Herzog brachte, nahm ihn dieser nicht nur mit aller seinem Stande gebührenden Achtung auf, sondern speisete auch mit ihm an einer Tafel, und da sich in der Verwirrung nach dem Treffen nicht mehr als ein Bett in des Herzogs Quartier befand, so schliefen sie sogar beisammen. Der Marschal St. André ward ge-

tödtet, und der Konnetable von Motmorenci fand sich in der Hugenotten Händen.

Von da ging Guise nach Orleans, dem Hauptort der Hugenotten, der vom Herrn von Andelot, Coligny's Bruder, tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung ward mit Eifer angegriffen, und schon hatte er die Vorstädte mit vielem Blutvergießen erobert, als ein unerwarteter Vorfall alle Hofnungen seiner Partei niederschlug. Ein junger Edelmann aus Angoumois, Johann Poltrot von Merey, war von der Lehre der Kalvinisten zu solcher Schwärmerey begeistert worden, daß er es für verdienstlich hielt, das Haupt der Katholiken, auf welche Art es sey, aus dem Wege zu räumen. Er nahm also die Gelegenheit wahr, da der Herzog am 18. Febr. (1563) Abends unter schwacher Begleitung nach seinem Quartier zurück ritt, und schoß ihm drey vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf sechs Tage nachher erst der Tod erfolgte. Das Parlament verurtheilte diesen Schwärmer, der bald nachher auf der Flucht ertappt ward, mit glühenden Zangen gezwickt, und von Pferden zerrissen zu werden; allein durch diese Strafe, die den barbarischen Geist der Zeit charakterisirt, konnte doch der unersetzliche Verlust eines solchen Anführers nicht gemildert werden. Der Hof fühlte das zu gut, und ließ sich daher auf Friedensunterhandlungen ein, um so mehr da

ein

ein bürgerlicher Krieg wie dieser, indem er einen großen Kostenaufwand erforderte, zugleich auch die Einkünfte, womit man ihn hätte bestreiten können, verminderte. Zugleich wünschte die Königinn nichts so sehr als die Engländer vertrieben zu sehen. Am 12. März ward ein Vergleich zu Orleans geschlossen, in welchem den Hugenotten eine beschränkte Religionsübung bewilligt ward, und Condé von der Königinn Mutter seine Freiheit wieder erhielt, nebst dem Versprechen, an seines Bruders Stelle in den Staatsrath aufgenommen zu werden. Hierin hielt sie ihm jedoch nachher nicht Wort, als sie ihn nicht mehr brauchte. Diese wenige Zuverlässigkeit eines solchen Versprechens vorhersehend, hatte Coligny ihn nicht gewolt, vielmehr darauf gedrungen, nach dem Tode des Herzogs von Guise, die für die Hugenotten günstige Lage der Dinge, mit den Waffen in der Hand zu benutzen.

35.

Zweiter Bürgerkrieg.

(1567 — 1568.)

Katharina von Medices, hatte jetzt die Hände nach Wunsche frey, theils, weil jetzt die beiden ihren Zwecken gefährlichen Feinde nicht mehr da waren, theils weil sie nun alle Ansprüche der Prinzen vom Geblüte fürs künftige abzuweisen, den König hatte für mündig erklären lassen. Sie machte 1564 mit diesem 14jährigen Könige eine Reise durch das Reich, um die Hauptwohnsitze der Hugenotten näher kennen zu lernen. Sie hielt auch bei dieser Gelegenheit Unterredungen mit den deutschen Protestantischen Fürsten. um den Hugenotten von hieraus Hülfe abzuschneiden, dem päpstlichen Legaten zu Avignon, indem nämlich verlangt wurde von dem Papste, sie solle die Schlüsse des Tredentimischen Conciliums in das Reich einführen, welches sie aber für jetzt noch nicht gradezu wollte. In Bayonne fand sie des Königs Schwester, die junge Königinn Elisabeth von Spanien, die in Alba's und vieler Granden Begleitung dahin gekommen war. Man kann denken, welche Gespräche hier vorgefallen seyn werden. Alba, diese berühmte Ketzergeißel, rieth Katharinen, keines Hugenotten zu schonen,

und als sie doch wenigstens die Häupter davon ausgenommen wissen wollte, sagte er! „Behüte! Gerade die am wenigsten. Zehntausend Frösche sind nicht so viel werth als ein einziger Lachskopf.“ Katharine merkte sich diese Lehre, und handelte in der Folge darnach.

Unterdessen ward die Spannung im Reiche täglich größer; die Reformirten strebten ihre Freiheiten auszudehnen, die Katholiken sie zu unterdrücken, nur die Königinn suchte so viel als möglich gewaltsame Ausbrüche zu vermeiden, und das Gleichgewicht zu erhalten, und unbemerkt und heimlich, die Kräfte und Freiheiten der Hugenotten zu untergraben, da indessen der König Albas Meinung eingedenk, und vermöge der Störrigkeit seines Carakters, strenge Maaßregeln gebraucht wissen wollte, troß der Ermahnungen auch des Vertrauten seiner Mutter des Kanzlers l'Hopital.

Die Kämpfe, die Entzweiungen und Angriffe von beiden Seiten wurden immer größer, die Ausbrüche der gegenseitigen Abneigungen täglich vermehrt. Der Hof warb Truppen von den Schweizern, und verstärkte die Ordonnanzkompagnien, öffentlich den Vorwand hernehmend von den in den Niederlanden ausgebrochenen ähnlichen Unruhen. Aber die wahre Absicht blieb dem Prinzen von Condé nicht verborgen, er erfuhr einen geheimen Anschlag, wie man ihn in ein ewiges Gefängniß werfen, den Admiral ermorden, in

die festesten Städte Schweizerbesatzungen legen, und den Reformirten alle ihre Freiheiten wieder entziehen wolle. Das war genug für ihn. In größter Stille beorderte er seine Anhänger in allen Provinzen, Mannschaft zusammen zu ziehen, und alles war in Bereitschaft, ehe der Hof, der sich diesen Sommer (1567) zu Monceaux aufhielt, ein Wort davon erfuhr. Ja als sich endlich doch ein — wiewohl ganz dunkles — Gerücht davon erhob, und der König einen Spion an den Admiral Coligny sandte, fand man diesen auf seinem Weinberge, im Hauskleide, mitten unter seinem Gesinde mit der Weinlese beschäftigt. Das war am 26sten September und am 28sten stand schon der größte Theil des Königreichs in vollen Kriegesflammen. Funfzig Plätze waren wie mit einem Griffe weggenommen, und der Prinz sammt dem Admiral und den übrigen Hugenottenhäuptern stand an der Spitze einer zahlreichen Reiterey zu Rozay, vier Meilen von Meaux.

Jetzt ergriff das Schrecken alle Gemüther. Der Hof, welcher erfuhr, daß nach dem Rathe des Admirals, die Hugenotten sich wollten durch einen geheimen Ueberfall des Königs und der Königin bemächtigen, zieht geschind die 6000 gemietheten Schweizer an sich, und eilt unter ihrer Bedeckung nach Paris. In einiger Entfernung begleitete das Condésche Corps sie immer-

fort zur Seite, ohne einen förmlichen Angriff zu wagen. Kaum waren sie in der Stadt, so besetzte Condé von außen die Thore, bemächtigte sich der Brücken und Schlösser an den Heerstraßen, verbrennt die Mühlen, und legt es darauf an, die Hauptstadt auszuhungern. Zugleich bemächtigten sich die Hugenotten Orleans und anderer festen Städte mehr, und in den nahgelegenen Provinzen, stand das Volk in Masse auf. Die Lebensmittel fingen an in Paris zu fehlen, dagegen hatte sich auch das Heer der Katholiken so ansehnlich verstärkt, daß es den Hugenotten weit überlegen war. Es rückte daher der alte Konnetabel ihnen entgegen; es kommt zur Schlacht, auf beiden Seiten fallen tapfere Krieger, und selbst der achtzigjährige*) Montmorency wird tödtlich verwundet (10. Nov. 1567). Die Hugenotten hatten Proben von herrlicher Tapferkeit, und ihr Anführer von großen Feldherrentalenten gegeben.

Katharine war eigentlich über den Tod des alten störrischen Konnetabel nicht misvergnügt. Um sich nicht wieder auf ähnliche Art, als durch ihn

*) Er starb mit großer Fassung. Als ein Geistlicher sich ihm näherte ihn zu trösten, wies er ihn zurück sagend: es wäre gewiß doch schlimm, da er 80 Jahre lang zu leben gewußt hatte, daß er nicht wissen sollte eine Viertelstunde zu sterben.

oft geschehen war, beschränken zu lassen, besetzte sie seine Stelle nicht wieder, sondern machte dafür ihren Lieblingssohn Heinrich, Herzog von Anjou, zum Generalstatthalter des Reichs, der erst 16 Jahr alt war. Die Hugenotten zogen sich, nicht ohne große Mühseligkeiten nach Lothringen, erwartend daselbst sehnlich die Ankunft des pfälzischen Prinzen Johann Kasimir, der gegen eine Entschädigung von 100 000 Thalern mit 10,000 Reitern und vier Feldstücken zu ihnen zu stoßen versprochen hatte. Endlich kommt er wirklich an, aber ach! in Conde's Kriegskasse befinden sich kaum 2000 Thaler. Doch, so uneigennützig macht die Liebe zur guten Sache, das Officiere und Gemeine alles hergeben, was sie bey sich haben, und so bringt man denn gegen 80,000 Livres zusammen, womit die Deutschen sich vor der Hand abspeisen lassen. Durch den P. Herzog von Gonzagha schickte der Papst der königlichen Partei Hülfe, die um so nöthiger war, da nicht bloß von dem Prinzen von Condé der Krieg geführt ward, sondern fast in allen Provinzen das Feuer desselben brannte. In einigen Stellen hatte die Parthei der Hugenotten die Oberhand und auch Condé, so verstärkt, zwang die Katholiken die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und rückte selbst auf Chartres los. Diese Belagerung setzte die Katholiken in große Verlegenheit. Die Königin nahm zu ihren alten

Künsten ihre Zuflucht, sie fing Unterhandlungen an. Der Admiral war abermals und mit Recht dagegen, aber es kam doch zu Stande. Jede Parthei versprach die fremden Truppen zurückzuschicken, die Hugenotten die genommene Plätze einzuräumen. Dagegen erhielten diese völlige Religionsfreiheit und Sicherheit. Man nennt diesen Frieden, den kleinen Frieden von Longjumeau (23. März 1568).

36.

Dritter Bürgerkrieg.

(1568 — 1570.)

Weil dieser Friede das Mistrauen nicht aufgehoben hatte, so wurde er auch von keiner Seite mit aller Pünktlichkeit erfüllt, indem keiner alle Vortheile aus den Händen geben wollte. Die Hugenotten hatten die deutschen Truppen wirklich entlassen, mit auch außer Stand, den rückständigen Sold zu bezahlen, den beym Frieden der König gern hergegeben hatte. Dieser aber vorgebend, daß nicht alle festen Plätze zurückgegeben wären, behielt die italiänischen Truppen. Die Reformirten wurden gedrückt, und

empörend sind die Gräuel, die mitten im Frieden an denselben verübt wurden. In einem Vierteljahre wurden ihrer an 2000 in allen Provinzen des Königreichs hingerichtet, ohne daß die Obrigkeit den Unfug steuerte. Zu Ligni in Barrois riß der Pöbel einen Hugenotten, der nicht zur Erde fallen wollte, als die Frohnleichnamsprocession vor seiner Thür vorüberzog, auf der Stelle fort auf den Markt, schleppte Holz zusammen, und verbrannte ihn lebendig.

Der bei dem Frieden von dem Könige hergeschossene Sold an Casimir, von dem Condé innerhalb einer bestimmten Zeit einen Theil nach dem Vertrage sollte bezahlen, ward ein Angriffspunkt. Der König, indem er nun diese Summe forderte, verbot zu gleicher Zeit sie durch eine Auflage von den Reformirten einzutreiben, unter dem Vorwande, daß keiner außer ihm, dürfe das Volk schätzen. So sollten für geringe Preise die Güter der Häupter von den Hugenotten dem Könige anheim fallen, und sie geschwächt werden. Der Admiral machte Vorstellungen dagegen, und zeigte, daß wenn dies und die andern Bedrückungen gegen den Reformirten nicht aufhörte, die Verzweiflung abermals zur Gewalt führen würde.

Nun glaubte der Hof durch ein Gewaltstreich allem zuvor zukommen. Man traf nemlich alle Anstalten, den Prinzen und den Admiral

aufzuheben, wenn der letztere den erstern, wie verabredet war, zu Noyers besuchen würde. Zum Glück erfuhren diese das Geheimniß und sogleich entwischten beide nach Rochelle, und riefen auch die verwittwete Königinn von Navarra dahin, die, wie aus dem aufgefangenen Briefe erhellte, gleichfalls mit ihren Kindern hatte aufgehoben werden sollen. Der Hof und die allgemeine Meinung vermuthete, daß der geheime Entdecker derselben der brave Kanzler l'Hopital seyn möchte, der im ganzen Königreich als ein rechtschaffener und ehrliebender Mann bekannt war. Er ward auch bald darauf seiner Würden entsetzt, und vom Hofe entfernt. An seine Stelle trat ein Mann, der als Geistlicher und Freund der Guisen mit größerer Sicherheit für's künftige zu gebrauchen war.

Der Aufruhr brach nun aufs neue in allen Provinzen aus. Ein kaiserliches Edikt widerrief alle bisher den Hugenotten bewilligte Freiheiten, und erklärte sie für Rebellen. Mit den Waffen in der Hand, sollte diesem Edikte Nachdruck gegeben werden, und ihm sich zu widersetzen mit den Waffen waren nicht minder die Hugenotten entschlossen. Es ward geworben von beiden Seiten, und alle Heerstraßen wurden lebendig. Alle Herzen pochten vor ungeduldiger Erwartung der neuen Schreckniſſe, hie und da brachen die Feindseligkeiten schon aus. Die Hugenotten ström-

ten schaarenweise nach Rochelle und andern Sammelplätzen. Wo sie stark genug waren, verübten sie an den Katholiken alle Excesse, zu denen Rachsucht und Religionswuth zugleich nur immer begeistern konnten.

Zu Anfange des Jahres 1569 war man auf beiden Seiten mit den Rüstungen fertig, und rückte ins Feld. Das Heer der Hugenotten, von Condé und Coligny angeführt war das stärkere, und rückte ohne Hindernisse vor. Aber ein Paar Nachlässigkeiten verdarbten alles. Die Royalisten, von dem Herzog Heinrich von Anjou, oder eigentlich von dessen treflichem Untergeneral Tavannes angeführt, überraschten die Hugenotten bey dem Städtchen Jarnac an der Charente, auf der Grenze von Limousin und Angoumois, als eben die Soldaten auf den Dörfern umher zerstreut waren. Condé und Coligny rafften die nächsten zusammen, können sie aber doch nicht alle sogleich herbeibringen; diese Verwirrung benutzt Tavanes, greift den Prinzen an, der zum Unglück kurz vorher von einem Pferde heftig an den Schenkel geschlagen worden war, und die Hugenotten wichen. Condé, der sie mit Gewalt zusammenhalten will, stürzt vom Pferde; sein Schmerz am Schenkel hindert ihn am raschen Aufstehn, und in dem Augenblick springen die Feinde auf ihn zu. Noch kniend vertheidigte er sich wie ein Löwe, aber zuletzt muß er sich dem Herrn von

Argence ergeben. Man will ihn in das Hauptquartier führen, als ganz unerwartet ein Gardehauptmann des Herzog von Anjou, ein Baron von Montesquiou, herzutritt, und ihm ohne Umstände eine Kugel durch den Kopf schießt. So starb einer der treflichsten Feldherrn und der liebenswürdigsten Menschen in der Blüthe seiner Jahre (er war noch nicht 39 Jahre alt), und der junge Herzog von Anjou war weit entfernt, den nichtswürdigen Meuchelmörder zu bestrafen (13. März, 1569).

So groß der Verlust an diesem Tage für die Hugenotten gewesen war, so waren sie doch noch nicht ganz verlassen. Noch lebte der herrliche Coligny, der mit bewundrungswürdiger Geistesgegenwart die Reste seiner zerstreuten Truppen zusammenzog, in allen festen Städten die Besatzungen verstärkte, und die Häupter der Partey in Tonnay-Charente versammelte. Hier fand sich auch die edle und kluge Königinn von Navarra ein, und stellte der Versammlung ihren ältesten Sohn Heinrich von Bearn, einen lebhaften, hoffnungsvollen Jüngling von sechszehn Jahren, vor. Nachdem die Mutter mit der ihr eignen Würde allen Anwesenden Muth eingesprochen hatte, rief auch der Sohn in edler Begeisterung aus: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bey der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Sieg oder Tod uns die gewünschte Freiheit verschaffen wird.“ Die Ver-

bündeten, entzückt über die neue Hofnung, die ihnen in diesem Prinzen aufging, rufen ihn als den ältesten der noch übrigen Bourbons *) zum Oberhaupt aus, und Coligny, der Befehlshaber bleibt, giebt doch seine Befehle nur im Namen des Prinzen.

So thätig, klug und tapfer aber der Admiral auch war, so konnte man von ihm doch wirklich sagen, daß das Glück ihm zuwider war. Obgleich der Herzog Wolfgang von Zweibrükken ihm 5000 deutsche Landsknechte und 6000 Reiter zuführte, so starb doch bald der Anführer dieser Völker, der Herzog von Zweibrücken, selbst, in dessen Stelle der Graf Vollrad von Mansfeld rückte, Coligny's treflicher Bruder, der Herr von Andelot, war auch schon gleich nach der Schlacht bei Jarnac gestorben. Der Krieg brach nun in Poitou aus. Coligny rückt auf das Lager der Royalisten, bey la Roche-Abeille im Limousinischen los, und schlägt sie hinaus. Aber der Sieg hatte keine Folgen, die Royalisten, nach der Lage der Dinge richtig urtheilend, ließen einen Theil ihres Heeres in den festen Plätzen,

*) Es lebte zwar noch ein Bruder des verstorbenen Königs Anton von Navarra und des Prinzen von Condé der Kardinal Karl von Bourbon, aber das war ein schwacher Mann, der sich gar nicht in diese Händel mischte.

den andern verabschiedeten sie, und bestimmten nur einen Platz, wo sie sich bei einem neuen Befehl würden sammeln müssen. Was sie vorhergesehen, trifft nun ein, Coligny kann seine Truppen nicht länger im Felde halten. Viele Edelleute verlassen ihn, viele Mannschaft verliert er, bei der vergeblichen Belagerung von Poitiers, wo des getödteten Herzogs von Guise Sohn Heinrich die ersten Proben seiner Tapferkeit gab. Die Deutschen, die gewohnt waren, gegen den Winter nach Hause zu gehen, und die ohnehin hier ihre Rechnung nicht fanden, obgleich, um sie zu befriedigen, Coligny manches Kloster ihnen zum Plündern Preis gegeben hatte, lassen sich kaum noch etwas sagen. In diesem schlechten Zustande überrascht ihn der Herzog von Anjou mit einem frisch verstärkten Heere bey Montcontour in Poitou (3. Oct. 1569), und da die Deutschen in Coligny's Heere auf einer Schlacht bestehen, so wird sie wirklich geliefert, aber zum großen Nachtheil der Hugenotten, die darin fast 10,000 Mann verlieren. Vorzüglich waren die deutschen Truppen fast aufgerieben, die mit den im königlichen Heere dienenden Schweizern zu thun gehabt hatten.

Jetzt, ohne Geld, ohne Bagage, in einem Winkel des Reichs zusammengedrängt, hatten sie alle den Muth verloren, und sprachen von Friedensunterhandlungen, nur Coligny nicht. Die-

ser, erbittert durch die kurz vorher erlassene Sentenz des Parlaments, durch die er seines Amts entsetzt war, und seiner Güter und seiner Ehre beraubt, denn sein Bildniß war an den Galgen geschlagen, gab sich alle Mühe, sie zusammen zu halten, und Heinrich von Bearn, der junge Condé (des bey Jarnac erschossenen Sohn), desgleichen die deutschen Grafen von Nassau und von Mannsfeld unterstützten ihn darin. Sie vertheilten sich hierauf in die Städte. Einige der letztern eroberten zwar die Royalisten, aber die meisten vertheidigten sich doch tapfer. Coligny mit dem Heere und dem Prinzen zog sich nach Languedoc, Auvergne und Gascogne um in diesen gebirgigten Landen sich zu halten, bis sie andere Verstärkungen aus Deutschland hätten an sich ziehen können. Auch hatten die Hugenotten an andern Orten viel Glück, z. B. an der Seite von Burgund, in Nivernois ꝛc. wo sie überall die königlichen Truppen schlugen.

So waren Coligny's Erwartungen und Hofnungen erfüllt auch durch die Schuld seiner Feinde. Diese hatten die herrliche Gelegenheit, ihn zu zernichten, wenig benutzen können, weil sie unter sich selbst uneins geworden waren. Der Herzog von Anjou wurde krank. An seine Stelle trat der Marschall von Cossé, aber dieser that den Hugenotten so wenig Schaden, daß man gar glaubte, er begünstige sie heimlich. Der Gouver-

neur von Languedoc, ein Sohn Montmorenci's, seit seines Vaters Tode wenig von den Guisen gefeiert, und daher unzufrieden, hinderte die Hugenotten nicht, sich zu sammeln und zu verstärken. Furcht vor solchen Verräthereien, und weil auch überdem der Hof, der schon so erschöpft war, den Krieg nicht länger aushalten konnte, trat er wieder in Unterhandlungen, und so kam zum dritten Male ein Religionsfriede zu Stande, zu St. Germain en Laye 8. Aug. 1570, worin den Hugenotten, wie gewöhnlich, freie Religionsübung, und vier Sicherheitsplätze, Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, bewilligt wurden.

37.

Die Bartholomäusnacht.

(1572.)

Katharina von Medicis sah nun wohl, daß auf dem Wege der Gewalt mit den Hugenotten nichts auszurichten sey, sie beschloß daher, jetzt einen andern einzuschlagen. Es kam ihrer Meinung nach, alles darauf an die Häupter der Hugenotten aus dem Wege zu räumen, um die gan-

ze Partei zu zerstören. Dies sollte nun durch List ausgeführt werden: Sie näherten sich den Bourbons mehr als jemals, und suchte sie auf alle Weise recht sicher zu machen. Man feierte am Hofe Versöhnungsfeste; 1570 ward der junge König mit einer österreichischen Prinzessinn, Kaiser Maximilian II. Tochter, Elisabeth, vermählt, und Katharine geht sogar so weit, dem jungen Heinrich von Bearn ihre eigene, damit unzufriedene Tochter, Margarethe von Valois, anzubieten. Auch schon darum, damit er nicht durch eine Heurath, auf irgend eine Art ihr gefährlich werden könnte. Die verstellte Freundlichkeit schien so innig, daß sogar Heinrichs Mutter, die kluge Königinn von Navarra, traute, ihre Einwilligung zu der Vermählung gab, und selbst deshalb nach Paris reisete, wohin man sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit eingeladen hatte. Zu ihrem Erstaunen kam ihr der ganze Hof bis Blois entgegen, und der Empfang war so vertraulich, wie unter alten Freunden. Nachher soll der König seine Mutter gefragt haben, ob er seine Rolle nicht gut gespielt habe. „Recht schön, erwiederte sie, aber man muß nicht nur gut anfangen, sondern auch gut endigen.“ Karl betheuerte darauf mit einem Schwur, er wolle die Ketzer noch alle in die Schlinge locken. Selbst diese verstellte Freundlichkeit die so aufrichtig schien, daß der Papst sogar deshalb einen Legaten schickte,

sollte

sollte zugleich dazu dienen, die deutschen Protestantischen Fürsten den Hugenotten zu entfremden.

Die armen Hugenotten! So nahe war ihnen das Gewitter schon, und sie ahnten noch nichts davon. Sorglos überließ sich ein jeder seinen häuslichen Geschäften; der nun herangewachsene Prinz von Condé vermählte sich, und war guter Dinge, und selbst der alte Coligny suchte sich noch die zweite Frau. Unterdessen traf der Hof große Anstalten, sich wieder auf den Kriegsfuß zu setzen, und damit niemand Argwohn schöpfen konnte, so hieß es, es gelte Philipp II. von Spanien. Bald darauf berief man sogar den Admiral Coligny an den Hof. Er traute Anfangs nicht, nachher aber, als mehrere hohe Personen ihm zuredeten, ging er doch. Der König umarmte ihn freundlich, und sagte zu ihm, er schätze diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens. Dann erzählte er ihm allerhand von dem projectirten Kriege mit Spanien, und versicherte ihn, er sey der einzige Mann im Königreiche, dem er eine so wichtige Unternehmung ohne alle Besorgniß anvertrauen könne. Bey diesen Höflichkeitsbezeugungen blieb es nicht, der Admiral erhielt zugleich alle seine Aemter wieder, desgleichen eine Stelle im Staatsrathe, und zur Entschädigung dessen, was er verloren, machte ihm der überfreundliche König ein Geschenk von 100,000 Livres, und überließ ihm ein Jahr lang

die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon. Es gehörte nun ordentlich mit zur Hofetikette, dem Admiral mit Ehrfurcht zu begegnen; die Hofleute drängten sich um ihn, nach dem Beispiel ihres Herrn, und schienen ganz in Bewunderung seiner erhabenen Tugenden zu zerfließen. Er selbst, der gar keinen Argwohn mehr zu haben schien, fühlte sich so geschmeichelt, daß er alles vom Hofe erlittene Unrecht auf einmal vergaß, und sogar glauben mochte, durch seine Klugheit wirklich jeden andern Gegner verdrängen zu können, denn er kannte die Eifersucht des Königs gegen seinen von der Mutter mehr begünstigten Bruder Heinrich von Anjou, sein Streben auch zu herrschen, und bauete nun darauf seine Sicherheit und seinen Plan, sich diesen König, dessen Talente und Karakter freilich von der Mutter absichtlich verderbt waren, zu einem Werkzeuge zu machen.

An Warnungen fehlte es dem Admiral nicht. Die hochherzige, kräftige Königin Johanne von Navarra starb während der Zubereitungen zur Hochzeit ihres Sohnes so plötzlich (9. Jun. 1572), daß das freilich nicht ganz verbürgte Gerücht die Schuld daran einem Gifttranke von der Königin Mutter beimaß. Wer den Admiral liebte, rieth ihm, jetzt nicht einen Augenblick länger am Hofe zu verweilen, aber er traute zu stark auf

seine Klugheit und Geschicklichkeit, vielleicht auch auf des Königs Wort. Der spanische Krieg nahm jetzt seine ganze Seele ein, indem er hoffen konnte, für diesen Krieg als Anführer gewählt von dem von ihm gewonnenen König, durch Unterstützung seiner Glaubensgenossen in den Niederlanden, zugleich Philipps von Spanien Einfluß zu vernichten. Und so blieb Coligny, ob er gleich Katharinens und des Herzogs von Anjou Treulosigkeit kannte. Doch zu einer solchen war auch der König durch jener List dennoch bestimmt.

Schon war ein Meuchelmörder gedungen, dem Admiral in einem Hause aufzulauren, vor welchem er täglich vorüberging, wenn er vom Louvre kam. Der Schuß ging richtig los, die Kugel fuhr dem Getroffenen durch den rechten Arm, und nahm dann den Zeigefinger der rechten Hand weg. Betroffen, doch nicht außer Fassung, sah sich Coligny um, und zeigte seinen Begleitern die Fenstergardine, hinter welcher der Schuß hervorgekommen war; da der Mörder aber die Vorsicht getroffen hatte, die Hausthür zu verschließen, so gewann er Zeit genug, durch eine Hinterpforte glücklich zu entwischen.

Der Vorfall machte Aufsehn. Condé und Navarra eilen bestürzt zum Könige. Sie werden von ihm beruhigt, indem er mit Schwüren versichert, daß es ihn mehr als sie selbst schmerze. Gleiche Schwüre thut er auch dem Admiral

den er selbst besuchte. Das Vertrauen darauf macht, daß in dem erhaltenen Rath der Häupter der Protestanten diejenigen überstimmt werden, welche durch eine schnelle Flucht dem dadurch angedeuteten größern Uebel zu entgehen rathen. Auch die bemerkten Bewegungen unter dem Pöbel schreiben diese bloß den Aufhetzungen der Guisen zu, deren Haß gegen Coligny bekannt sei. Derselbe diente der Königinn indessen, um den König für eine gänzliche Vernichtung aller Protestanten zu stimmen. Damit sagte sie, könne diese neue That, wenn sie geschehen, entschuldigt werden. Geschehen aber müsse sie, wenn man nicht alles von Colignys und der Protestanten neu aufgeregten Rache fürchten wolle. Gemäßigtere Pläne habe der Himmel nicht gelingen lassen. Da Colignys Wunden nicht tödlich seien, und man müsse nun dem höheren Willen nicht länger wiederstehen. Der König und alle Theilnehmer des Raths stimmten ein. Für den glücklichen Ausgang ward gesorgt.

Man hatte die sämmtlichen Reformirten in ein Quartier der Stadt zusammengebracht (wie man es jetzt noch an manchen Orten mit den Juden macht) und da der Admiral selbst um eine Leibwache gebeten hatte, so läßt die Königinn ein Garderegiment nach Paris kommen, und dasselbe rings um seine Wohnung ins Quartier legen. Auch ward den benachbarten Katholiken befohlen,

Hugenotten in ihre Wohnung aufzunehmen. Denn der Plan war nämlich der, wie schon gesagt, die Häupter der Hugenotten alle in einer Nacht zu überfallen und zu ermorden, nebst so vielen Gemeinen von dieser Partei, als man nur herausfinden und bezwingen könne. Der treueste Assistent in diesem teuflischen Anschlage war des Königs Bruder Heinrich, Herzog von Anjou; die übrigen Glieder des Blutraths waren der Herzog von Nevers, der Graf von Angouleme, der Siegelbewahrer Biragne, und die Marschälle von Tavanes und von Retz. Diese Herren, und Katharine an ihrer Spitze, bestimmten in einer ihrer geheimen Versammlungen den Abend des Bartholomäustages (24. Aug.) zur Ausführung ihres blutigen Vorhabens. Dem Marschall von Tavanes ward der Auftrag gegeben, die katholischen Bürger von allem zu unterrichten, und dem jungen Herzog von Guise, für Colignys Ermordung zu sorgen. Anfangs war man unschlüssig, ob man den jungen König von Navarra und den Prinzen von Condé so wie die beiden verdienten Marschälle von Montmorenci und von Damville auch mit auf die Liste setzen solle. Der Herzog von Guise war ganz dafür, aber den jungen König rettete die Unbefangenheit seines Karakters, und beide die Scheu, seine Hände mit dem königlichem Blute zu beflecken.

Tavanes ließ hierauf die Vorsteher der Bür-

gerkompagnien vor den König kommen, und befahl ihnen im Namen desselben, die Kompagnien selbst um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieser Verfügung kund that, erschraken sie aufs heftigste, und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen, aber Tavanes fuhr gleich dergestalt mit Drohungen auf sie ein, daß sie bald aus Furcht mehr versprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen gesagt, daß Abends um 9 Uhr mit der Glocke im Louvre das Zeichen gegeben werden sollte, worauf sogleich vor allen Fenstern Fackeln gesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachten gestellt, und die Ketten vor die Straßen gezogen werden müßten. Zur Unterscheidung von den Reformirten sollten während des Gemetzels die Katholiken ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen.

Die Vorkehrungen zu diesem grausenvollen Ueberfall wurden mit so bewundrungswürdiger Verschwiegenheit getroffen, daß kein Reformirter etwas davon erfuhr. Einer der Häupter dieser Partei, der Graf von la Rochefoucault, war noch bis spät gegen Abend bey dem Könige, der ihn wegen seines muntern Umganges liebte, und ihn gern gerettet hätte, aber sich doch nicht getraute, ihm einen Wink zu geben, wodurch vielleicht zu viel verrathen worden wäre. Alles

was er thun konnte, war, ihn zu bitten, diesen Abend bey ihm zu bleiben, da aber der Graf ein nöthiges Geschäft vorschützte, und sich mit Güte nicht halten lassen wollte, so mußte er ihn seinem Schicksal, wiewohl mit innigem Bedauern, überlassen. Jetzt ward es dunkel, und unter bangem Herzklopfen erwartete Karl IX. die bestimmte Stunde. Seine Mutter, die beständig um ihn blieb, sprach ihm Muth ein. Man mußte ihm aber doch noch den Befehl zum Läuten der Glocke abnöthigen. In der höchsten Unruhe eines Missethäters ging er hierauf aus seinem Kabinet in ein Vorzimmer des Louvre und sah zitternd zum Fenster hinaus. Seine Mutter und sein Bruder begleiteten ihn auch dahin, und auch diese zitterten vor ungewisser Erwartung des Ausgangs aller der Dinge. Endlich hörte man einen Pistolenschuß, aber nach diesem ward es wieder stille. In der Angst, sagt man, wünschten sie alle den heilosen Befehl zurück, und schickten geschwind einen Officier an den Herzog von Guise mit dem Befehl, nichts gegen Coligny zu unternehmen. Zu spät. Das Blutbad hatte bereits seinen Anfang genommen. Der junge Guise und Angouleme hatten gleich nach gehörtem Zeichen das Haus des Admirals mit 300 Geharnischten besetzt, im Namen des Königs das Thor zu öffnen befohlen, und ein Paar verwegene Kerle hinauf geschickt. Diese stürmten wild die Treppe

hinan, riefen: „Mord und Tod!“ und drangen mit gezücktem Degen in des kranken Mannes Schlafzimmer. Er war gleich bey dem ersten Lärmen aufgestanden, und stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder herein stürzten. Einer derselben — ein Lothringer, Namens Böhm — rief ihn an: „Bist du Coligny?“ — „Ich bin es antwortete dieser mit gefaßter Miene; junger Mensch habe Ehrfurcht für meine grauen Haare!“ Aber jener stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, so lange bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!“ Gleich darnach schrie Guise herauf: „Der Graf von Angouleme will es nicht eher glauben, als bis er den Feind zu seinen Füßen sieht.“ Man warf also den Leichnam zum Fenster hinab. Angouleme wischte ihm hierauf das Blut aus dem Gesichte, und da er sich überzeugt hatte, daß es der Rechte sey, gab er ihm noch einem Tritt mit dem Fuße.

Auf das fürchterliche Geschrey, welches sich gleich auf den Klang der Glocke erhoben hatte, waren die Reformirten aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenster, ja vor die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Die auf Colignys Wohnung zuliefen, wurden von

Guiſens Geharniſchten — die auf das Louvre, von des Königs Gardeſoldaten mit Piken niedergeſtoßen. Jetzt kamen auch die Bürgerpatrouillen mit ihren weißen Tüchern zum Vorſchein, und fielen nicht bloß über die Fliehenden her, ſondern drangen auch in die Häuſer, und metzelten nieder, was ſie erreichen konnten. Wirthe ſtachen ihre Miethsleute, Dienſtboten ihre reformirten Herrſchaften über den Haufen. Welch eine Nacht! Während die eine Hälfte der Pariſer wuthſchnaubend durch die Straßen lief, oder röchelnd und winſelnd niederſank, ſaß die andere Hälfte in Todesangſt in Kammern, auf Böden und in Kellern, und wagte kaum zu athmen, bis das Bedürfniß oder die Neugier ſie doch hervorlockte, wo ſie dann, wie die andern, niedergemacht wurden. Der Tag brach an über dieſen Gräueln, und da ſah man denn die fürchterlichen Spuren dieſer ungeheuren Menſchenſchlacht. Straßen und Häuſer klebten von Blut; überall verſtümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Theil derſelben an eiſernen Haken in die Seine ſchleppen.

Selbſt die im Louvre befindlichen reformirten Edelleute wurden nicht verſchont. Einer derſelben rannte leichenblaß und blutig in das Zimmer der jungen Königinn Margarethe von Na-

varra *), umklammerte vor Angst diese nicht minder erschrockene Frau, und bat sie um Gotteswillen, ihn zu schützen. Bald darauf, da sie, bebend vor Furcht, in das Zimmer ihrer Schwester gehen wollte, sah sie kaum drey Schritte von sich einen Edelmann mit einer Hellebarde niederstoßen. Sie fiel in Ohnmacht bei dem Anblick, und mußte fortgetragen werden. Als sie sich erholt hatte, fragte sie nach ihrem Gemahl; man sagte ihr, er sey in Sicherheit. Der König hatte ihn und den jungen Condé vor sich kommen lassen, sie mit wilder Miene empfangen, und ihnen gesagt, daß man so eben die Anführer der Hugenottenpartey auf seinen Befehl getödtet, ihrer aber bloß in Betracht ihrer Jugend, und weil sie von andern dazu verführt worden wären, diesmal noch geschont habe. Doch sey die erste Bedingung zu ihrer gänzlichen Begnadigung — Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. Navarra versprach alles im ersten Schrecken, nur Condé erinnerte den König an sein den Prote-

*) Die Vermählung zwischen Heinrich von Bearn (der nun den königlichen Titel seines Vaters angenommen hatte) und der Schwester des Königs war nämlich kurz zuvor, am 17. Aug. vor sich gegangen, und eben weil die Bartholomäusnacht so schnell auf jene Hochzeit folgte, so nannte man sie mit einem grausamen Scherze die pariser Bluthochzeit.

stanten gegebenes Wort, und versicherte, er werde niemals dieser Religion abtrünnig werden. Der König gab ihm drey Tage Bedenkzeit.

Karl, so heftig er vor dem Anfange des Blutbades selbst gezittert hatte, gerieth nachher selbst in eine Art von Wuth. Er rief mehrmals zum Fenster hinaus: tue! tue! ja man sagt er habe selber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geschossen, die sich über den Fluß zu retten versuchten. Guise rief indessen laut durch alle Straßen, es sey des Königs Wille, daß diese ganze Natternbrut vertilgt werde, und den Tavanes machte die Mordlust sogar witzig; er schrie unzählige Male: „Laßt Ader! laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sey im August so heilsam als im May!" Das alles munterte denn die ächtkatholischen Bürger so kräftig auf, daß sie Wunder der Unmenschlichkeit verrichteten. Ein Goldschmidt, Namens Crucé, rühmte sich mit seinem Arme 400 Ketzer hingestreckt zu haben. Es versteht sich, daß es nicht Religionshaß allein war, der an den unzähligen Mordthaten dieser Nacht Antheil hatte. Rachsucht aller Art, desgleichen Wollust und Habsucht waren nicht minder dabey beschäftigt. Schuldner stießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herren über den Haufen, und mancher eifrige Katholik mußte bey der Gelegenheit für einen Ketzer passiren, weil er Geld, oder persönliche Feinde hatte. So starb sagt

man **Petrus Ramus**, ein berühmter Philosoph, für seine Angriffe auf des Aristoteles Ansehn, von seinen Gegnern, den dem Aristoteles anhängenden Professoren ermordet. Ein Weib hatte dieses Blutbad angeordnet, was Wunder, wenn die weibliche Zartheit und Sanftmuth auch in andern wild war. Damen des Hofes weideten sich an dem Anblick der vielen vor dem Schlosse aufgehängten Leichname. Eben so eilten viele nach dem Dorfe Montfaucon nahe bey der Stadt, wo die Galgen standen, an deren einen das wüthende Volk des Admirals Leichnam bey den Beinen aufgehängt hatte, nachdem derselbe durch alle mögliche Mißhandlungen entstellt worden war, denn außer unzähligen Hieben, Stößen und Verstümmelungen hatten sie ihn in die Seine geworfen, wieder herausgezogen, dann ins Feuer geworfen, und nun halb gebraten aufgehängt. Nachdem er hier einige Tage zum Schauspiel gehangen hatte, ließ ihn Montmorenci, der sich gerettet hatte, heimlich abnehmen und begraben.

Das Morden währte übrigens noch drey Tage fort, und nicht nur in der Hauptstadt, sondern in den meisten Provinzen des Reichs, wohin die königlichen Befehle deshalb ergangen waren. Zu Orleans wurden an 3000 Menschen ermordet, zu Lyon 900, zu Rouen 500, zu Bordeaux 274, zu Toulouse 200, eben soviel in Meaux,

der kleineren Städte und des platten Landes nicht zu gedenken. Im Ganzen rechnet man die Zahl der Ermordeten auf 30,000. Die Chroniken der französischen Städte sind voll von den unerhörtesten Schandthaten, die bei dieser Gelegenheit verübt wurden, und die man vor Grausen fast nicht nacherzählen kann. Dagegen haben sie uns auch den Namen manches edlen Mannes aufbehalten, der durch die standhafteste Widersetzlichkeit den königlichen Befehl nicht zur Ausführung kommen ließ. Der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, vernichtete den Brief auf der Stelle, und der Vicomte von Orthe, Commandant zu Bayonne, schrieb an den König: „Sire, ich habe Ew. Maj. Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der Besatzung kund gemacht, und da habe ich lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Maj. unterthänigst Sie wollen unsere Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen — seyen sie auch so verwegen als sie wollen — anzuwenden geruhen.“ Beide Edelleute starben hierauf so schnell, daß man vermuthete, ihr Ungehorsam sey ihnen mit Gift vergolten worden.

Wenn gleich den strengen Katholiken im Reiche durch dieses Henkermahl ein wahres Genüge geleistet worden war, so wußte doch der

König zu gut, daß es an rechtschaffenen und achtungswürdigen Männern nicht fehlte, denen die nichtswürdige Art, wie man mit den Hugenotten verfahren war, abscheulich vorkommen mußte. Mit welchem Gesicht er diesen unter die Augen treten sollte, darüber war er lange unentschlossen. Am ersten Tage schrieb er den Statthaltern in den Provinzen, er habe keinen Theil an diesen Unordnungen, sie seyen bloß eine Frucht des Hasses zwischen den Guisen und den Chatillons *), es möchte daher ein jeder für die Beobachtung der Friedensedicte möglichst sorgen. Aber sogleich stellte ihm seine Mutter vor, daß es höchst unvorsichtig gehandelt sey, sich die Guisen zu Feinden zu machen, da die protestantische Partei nun abermals neue Versuche machen könnte, von Rache entflammt; daß es dem königlichen Ansehn schaden würde, wenn es hieße, er sey von den Seinen gezwungen worden, vor seinen Augen wider seinen Willen so etwas geschehen zu lassen. Es sey weniger gefährlich das Gehässige einer solchen That auf sich zu nehmen, als eine Schwäche und Kraftlosigkeit seiner Regierung zu gestehen. Dieses letztere war vorzüglich auf des Königs Karakter berechnet, und er verstand sich, so allmälig in die Intrigue verwickelt, zu dem was er eigentlich nicht ganz gewollt hatte.

*) So hieß die Familie, zu welcher Coligny gehört hatte.

Der König erhob sich daher selbst am 26. Aug. ins Parlament, wo er in einer feierlichen Sitzung erklärte, was durch seine Unglaublichkeit sich selbst wiederlegte, daß Coligny nach einer ununterbrochenen Reihe von Empörungen und Vergehungen gegen seinen Oberherrn, und nach so vielen Begnadigungen, einen Entwurf auszuführen gesucht habe, den König, die Königinn, die Herzoge von Anjou und Alençon, ja selbst den König von Navarra aus dem Wege zu räumen, den Prinzen von Condé auf den Thron zu setzen, dann diesen gleichfalls umzubringen, und so zuletzt nach Ausrottung des ganzen königlichen Stammes das Reich selber zu beherrschen. Er sey also gezwungen worden, einem Uebel durch das andere zu begegnen. Zugleich ward befahlen, nachdem die Schuld schon bestraft war, die Wirklichkeit derselben gerichtlich zu untersuchen. In Colignys Papieren fand man nur Beweise seiner Klugheit und Treue gegen den König, die Sentenz aber verdammte ihn und seine Familie als Majestätsverbrecher. Er ward noch einmal im Bilde aufgehenkt.

Dem König Heinrich von Navarra und dem Prinzen von Condé wurden nun Pfaffen auf das Zimmer geschickt, um sie im katholischen Katechismus zu unterrichten. Sie hörten zwar aus Furcht zu, sträubten sich aber noch immer, öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß abzu-

legen. Aufgebracht über diesen Aufschub befahl der König eines Tages mit rauher Stimme, man solle ihm seine Waffen holen, das Garderegiment um ihn herumstellen, und die beiden Prinzen vorführen. Nur ein Fußfall seiner eigenen Gemahlinn Elisabeth konnte ihn zur Zurücknahme des schrecklichen Befehls bewegen. Dennoch war die Anrede an die Prinzen, als sie vor ihn kamen, noch fürchterlich genug. „Tod, Messe oder Bastille!" schrie er ihnen drohend entgegen. Der kühnere Prinz von Condé wollte etwas von Gewissen und Recht einwenden, wurde aber durch des Königs heftigere Drohungen bald zum Schweigen gebracht, und so kam denn endlich das erzwungene Bekehrungswerk zu Stande, zu dem man sich eines protestantischen abtrünnig gewordenen Predigers bediente, dessen Beispiel und Ueberredung auf den Prinzen von Condé wirkte. Der Papst schickte eine Absolution dazu, und Heinrich von Navarra hob sogar in seinen Staaten die reformirte Gottesverehrung wieder auf.

Die Nachricht von diesen Vorfällen verbreitete sich in kurzem durch ganz Europa, und erregte in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene Sensation. Philipp II. von Spanien triumphirte darüber, der Papst Gregor XIII. hielt sogar eine feierliche Danksagungsmesse, ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen, und eigene Münze auf die Pariser Bluthochzeit schlagen.

gen. Nur die Engländer und Deutschen äußerten lebhaft ihren gerechten Abscheu über diese That. „Wollte Gott, schrieb der redliche Kaiser Maximilian II., mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rathe gethan hätte."

38.

Vierter Bürgerkrieg.

(1573.)

Das ganze Königreich glich jetzt einer Stadt, die an allen Ecken in Flammen steht. Verfolger und Verfolgte liefen gleich hastig hin und her, die Landstraßen waren bedeckt mit Schaaren flüchtiger Hugenotten, die kaum das Nothwendigste in der Eil gerettet hatten, und nun wie Bettler das Land durchstreiften. Sie zogen sich besonders in ihre Sicherheitsplätze Rochelle, Sancerre, Montauban und Nimes. Der Hof war also darauf bedacht, sie auch aus diesen zu vertreiben, und sandte zu dem Ende den Herzog Heinrich von Anjou, Bruder des Königs, mit einer starken Armee ab, Rochelle zu belagern. Der Kö-

nig von Navarra und der Prinz von Condé mußten mit bei der belagernden Armee sein, um den Hugenotten und ihrer Partei auch diese Namen zu rauben. Und um den Herzog von Anjou zu unterstützen, befanden sich zugleich im Lager alle Officiere, welche nur irgend durch ihre militärischen Kenntnisse berühmt waren. So sehr, schien es, hatte man auf Widerstand gerechnet, den man auch fand. Die Einwohner von Rochelle, welche Zeit gehabt hatten, sich zu rüsten, vertheidigten sich mit unerschöpflichem Muthe. Neunmal hatten sie einen Sturm zurückgeschlagen und die Wälle und Mauren ihrer Stadt hatten mehr denn 30,000 Kanonenkugeln ausgehalten. Beide Partheien waren endlich gleich sehr geneigt zum Frieden, in der Stadt und vor der Stadt fingen die Soldaten an der Mühseligkeit einer solchen Belagerung überdrüßig zu werden, und den Herzog von Anjou und einen Theil seiner Begleiter trieb noch ein besonderer Umstand so bald als möglich diesen Handel geendigt zu sehen.

Dies war nehmlich die Aussicht des Herzogs von Anjou auf den polnischen Thron. Katharine liebte diesen Sohn vorzüglich, und da sie von den Zeichendeutern, denn der Astrologie und andern magischen Künsten vertraute sie sehr, gehört hatte, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Söhne auf dem Throne sehen würde, und doch

nicht wünschte, daß diese Prophezeihung durch den Tod ihres ältern Sohnes in Erfüllung gehen möchte, hatte sie nach allen Seiten sich nach einem Königreiche für ihn umgesehen und sogar über die Nordküste von Afrika, zu der Sardinien und Corsika sollte geschlagen werden, unterhandelt, bis sich endlich in Polen eine Hoffnung dazu zeigte, an deren Realisirung sie schon vielfach gearbeitet hatten, und derer Erfüllung sich jetzt näherte. Man kam also bald zu einer Unterhandlung und zu einem Frieden, dessen Inhalt der alte und nie gehaltene war, daß die Hugenotten völlige Gewissensfreiheit und ihre Sicherheitsplätze behalten sollten. Unter ähnlichen Bedingungen, aber einige Monate später, schloß man mit der Stadt Sancerre einen Vergleich, durch den die Belagerung aufgehoben, und die Einwohner von den Drangsalen befreit wurden, welche sie muthig ausgestanden hatten, und die nicht sowohl von dem belagerndem Feinde, als dem drückenden Mangel den sie litten herkamen. Nachdem alles Fleisch, selbst der Mäuse, Ratten, Hunde und Katzen verzehrt war, hatte man eher mit aufgeweichtem Leder seinen Hunger gestillt, als sich ergeben wollen, so daß diese Beharrlichkeit, lieber das Eckelhafteste genießen, als das Unbilligste ertragen wollte. Man hatte in Paris um so mehr geeilt, sie durch billige Vorschläge zu gewinnen ehe die polnischen Gesandten ankämen,

damit nicht die Verzweiflung der Protestanten zu der sie noch könnten gebracht werden, jenen die Erbitterung der Katholiken und des Königs gegen sie an den Tag legen möchte.

89.

Die letzten Tage Karls IX.

(1574.)

Man kann sehen daß im Grunde der neue König von Polen eben so ungern das Reich erließ, als Katharina ihm ungern so weit von sich entfernt sah, da der König der einen Nebenbuhler gern verlor, die Zaudernden sogar mit Heftigkeit an die Beschleunigung der Abreise erinnern mußte. Man setzte sie endlich ins Werk, und da der König plötzlich krank ward, so begleitete nur Katharina und der Herzog von Alencon den abreisenden König bis nach Nancy, wo die Mutter nach einem langen heimlichen Gespräch unter vielen Thränen den Sohn entließ, der seine Reise nach Polen, durch Deutschland weiter fortsetzte.

Als er durch Heidelberg kam, wo er von dem Pfalzgrafen bewirthet wa d, führte ihn dieser durch eine Gallerie, in welcher die Gemälde

berühmter Männer, und auch das des Coligny, hiengen. Er ließ darauf den Vorhang vom dem letztern wegziehen, und sagte zum Könige; Frankreich habe in diesem Manne sehr viel verloren. Der König beantwortete diesen stillen Vorwurf durch Stillschweigen.

Katharinens Besorgniß entstand aus der Furcht, es möchte nun der Herzog von Alençon, der dritte Sohn, an die Stelle des ihr ergebenen und jetzt geschiedenen Königs von Polen treten, und dadurch gefährlich werden, wenn er diese Gelegenheit benutzte seine vorige Zurücksetzung zu rächen, und wenn er sich zur Verstärkung seiner Macht an die Protestanten anschloß, gegen die er bisher schon gemäßigtere Gesinnungen gezeigt hatte. Er konnte hoffen sie bereitwilliger zu finden, da schon neue Bewegungen unter ihnen herrschten, deren Richtung sich aus den neuen Forderungen schließen ließ, die sie an den König machten, und von denen Katharina sagte, es würde sie Condé damals an der Spitze eines zahlreichen Heeren nicht gemacht haben, ob sie gleich von der Art nur waren, wodurch ohne alle künftige Ausflüchte, klar und bestimmt die Existenz der Protestanten gesichert worden wäre. Indem diese Forderungen, wenn auch nicht unmittelbar, zurückgewiesen wurden, die Hugenotten überdem über Verletzung des schon zugestandnen sich beklagten in öffentlichen Schriften, so

war auch nun der Krieg abermals dem Ausbruch nahe.

Keine kleine Verstärkung für sie war nun die dritte im Reiche aufgestandene Partei, die Politiker, so genannt, weil sie nicht um der Religion willen kämpften, sondern die Regierung verändert wissen wollten. An ihrer Spitze stand der genannte Herzog von Alençon, die Familie Montmorenci, der junge König von Navarra der gar sehr von der Aufsicht unter, und von der etwas ausschweifenden Gemahlinn, mit welcher er leben mußte, befreit zu seyn wünschte, Condé nebst vielen andern angesehenen Leuten.

Die abschlägige Antwort, welche durch die Bemühungen Katharinens der Herzog von Alençon erhielt, als er um die Würde die sein Bruder der König von Polen bis jetzt besessen hatte, bat, brachte auch diese Partei zu einer öffentlichen Aeußerung ihres Misvergnügens und ihrer Bestrebungen, die dahin ausgingen, nach dem baldigen und leicht vorauszusehenden Tode des Königs, Katharinen vom Hofe zu entfernen, die Nachfolge des rechtmäßigen Thronerben, des jetzigen Konigs von Polen zu verhindern, und den Herzog Franz von Alençon, den eigentlich freilich weder Kraft des Willens noch des Verstandes, fähig machten, auf den Thron zu setzen. Zu dem Ende sollte man sich der Provinz Languedoc heimlich versichern, und die Prinzen sollten sich in der

Stille vom Hofe entfernen nach den Plätzen der Hugenotten.

Diese voll Begierde vor diesen heimlichen Bewegungen endlich den Schleier abzuziehen, erschienen plötzlich bey St. Germain wo der Hof sich aufhielt mit Truppen. Sei es nun daß die geringe Zahl derselben, denn es waren nur 200 Pferde, den Herzog von Alençon abhielt, kurz er und der König von Navarra gingen nicht zu ihnen über, wie jene gehoft hatten, sondern folgten der mit dem Könige eilig nach Paris fliehenden Katharine, welche darauf diese beiden, so wie die übrigen Anhänger gefangen nehmen ließ Nur Condé und einige andere hatten sich mit der Flucht gerettet. Von den Eingezogenen wurden einige in die Bastille geworfen, andere sogar enthauptet *).

Auch Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon wurden von der Königinn Mutter

*) Unter diesen waren zwey Edelleute, la Motte und Coconnas, die nach den damaligen verderbten Sitten des Hofes die geheimen Liebhaber der Königinn Margarethe von Navarra und der Herzoginn von Nevers gewesen waren. Nach ihrer Hinrichtung hatten sich die beiden Damen die Häupter derselben aus, um sie, einbalsamirt, unter den Denkmälern ihrer Liebe aufzubewahren. So widrig kann das zarteste Gefühl ausarten.

zur Rede gestellt. Der letztere gestand freilich alles, schob die Schuld auf übelgesinnte Rathgeber und erklärte den Vorfall bey St. Germain als gegen seinen Willen geschehen. Heinrich hingegen, gab seiner Vertheidigung die Wendung einer Anklage gegen das Mistrauen das am Hofe gegen ihn herrsche, und daß dieses ihn bewogen habe zu dem Versuche jenen zu verlassen, ohne aber gegen den König und die Regierung feindselige Absichten gehabt zu haben. Die Protestanten indessen vertheidigten in öffentlichen Schriften ihre Sache, und verwandelten die Frage über die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens in diesem Fall in allgemeine Untersuchungen über das Recht, welches man gegen die Obrigkeit die ihre Gewalt misbraucht zur schnellen Selbsthülfe hat, um eine höhere Nothwendigkeit als die aus der Noth entsteht, darzuthun.

Die Königinn indessen die Verschlimmerung der Gesundheit des Königs bemerkend, war bemüht ihre Herrschaft auch im Fall seines Todes zu begründen, durch eine Verordnung, in welcher im Namen Karls, Katharina zur Regentin des Reichs während der Abwesenheit des Bruders des Königs erklärt ward. Karl starb auch bald darauf (30. Mai) ohne Kinder im 29sten Jahre seines Alters. Durch eine falsche Erziehung war die Kraft seines Willens in Wildheit verwandelt, die Energie in Leidenschaftlichkeit,

im Tumulte so vieler Intriguen des Hofes sein Verstand in Schlauheit. Die innere Entzweiung seines Karakters beweisen die nächtliche Schrecken welche seit der Bartholomäusnacht seinen Schlaf oft verscheuchten.*

40.

Heinrich III.

(1574 — 1589.)

Gleich nach dem Tode Karls IX. schickte Katharine einen Eilboten nach Polen, den König von diesem Vorfall zu benachrichtigen, und sendete dem ersten einen zweiten nach, damit die Möglichkeit des Verunglückens des ersten, nicht ihren geliebten Sohn länger ihren Umarmungen entziehen möchte, als sie es wünschte und auch jener selbst; denn unter Schmeicheleien und Wohlleben erzogen, gefiel ihm weniger die Strenge und der Ernst einer durch den Freiheitssinn des Adels, der Tiranei nicht empfänglichen Regierung, und die fanden bei ihm Gehör welche so schnell als möglich, und um alle Hindernisse zu vermeiden in größter Eil Polen zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, riethen. Es geschah. Wie ein Flüchtling entschlüpfte er aus Kracau, und

als ob er das nur gefürchtet hätte, hier zurückgehalten zu werden, ließ er sichs gefallen, in Wien und Venedig, welche berühmte Stadt zu sehen er so begierig gewesen war, durch Festlichkeiten aller Art seinen eiligen Weg zu verzögern, während seine Mutter sich bemühete, bis zu seiner Ankunft durch eine gewisse Mäßigkeit, den obgleich nahen Ausbruch der Feindseligkeiten so viel als möglich zurückzuhalten.

Der aber, welcher nun diesen Ausbruch entweder zurückhalten oder bestehen sollte, Heinrich III. war ein Prinz der seine Anlagen durch träge Wollüste vernichtet hatte, der als ein Haupturheber der Bartholomäusnacht, die Protestanten haßte, auch deswegen, weil sie die Ruhe störten, nach welcher er sich sehnte, um in ihrem Schoos die Annehmlichkeit eines königlichen Lebens zu genießen. Zwar nicht ohne Thatkraft wenn er sich schon verwickelt sah, aber ohne Unternehmungsgeist, um selbst eine Reihe von Verwickelungen anzufangen, und seine Gegner dadurch anzugreifen, war er nicht geeignet einen wankenden Thron zu behaupten. Und unter den Eigenschaften, die einen König zieren, aber nicht machen, Schönheit und Majestät des Körpers, natürliche Wohlredenheit, muntre Laune und Witz, Gefallen an Prunk und glänzenden Ceremonien war auch Freigebigkeit, die, als das Produkt blos instinktmäßiger Güte, also ohne Maaß,

einem Könige, vorzüglich einem solchen, der über einen mit Schulden belasteten Staat, regierte, verderblich und schädlich war *). Von den Millionen, welche durch unerschwingliche Steuern in dem Lande aufgebracht wurden, ward ein kleiner Theil für die Bedürfnisse des Staats aufgewendet, ein größerer aber floß in die Taschen seiner Günstlinge, die ihrer weibischen Sitten wegen Mignons genannt wurden, und die oft kein anderes Verdienst hatten, als daß sie die Theilnehmer seiner Vergnügungen waren, oder während der Fastenzeiten in grotesken Vermummungen Tag und Nacht durch die Straßen mit ihm liefen, in alle Häuser und Gesellschaften, und jedermann insultirten. So war die Beschaffenheit des Königs, aus welcher die Entwickelung der folgenden Begebenheiten wird verständlicher werden.

*) Sein Kabinetssekretär Benoise hatte einmal seine Briefstasche in des Königs Zimmern verloren. Heinrich fand sie, durchsuchte sie, und fand ein Papierchen darin, worauf Benoise einmal, um eine Feder zu probiren, die Worte: „Schatzmeister meiner Wirthschaftsgelder" geschrieben hatte. Er war eben bey Laune, und schrieb hinzu: „bezahlet dem Sekretär Benoise die Summe von 1000 Thalern. Heinrich." Die Schmeicheleien die der Empfänger in seine Danksagung mischte, ergötzten den König so sehr, daß er sich den Zettel wieder geben ließ, um gar noch eine Null hinzuzufügen.

Abermals sollte diese Entscheidung auf dem Wege der Waffen, als dem einzigen Mittel, zu Stande kommen, denn so wollte es der König, oder vielmehr die Guisen und Katharina, die ihren Einfluß in die Staatsangelegenheiten, auch bei diesem ihrem Sohne gerettet hatte, indem viele die ihr sonst im Wege hätten stehen können, durch das Mistrauen welches Katharine ihrem Sohne gegen diese einzuflößen wußte vertrieben waren, oder freiwillig einen König verließen, an dem sie nur prunkenden Uebermuth, und weibliche Schlafheit bemerkten, welche beiden Eigenschaften sich mit dem Fortgange seines Lebens immer mehr entwickelten. Und wäre es auch nur Liebe zur Ruhe gewesen, welche den König zur Unterdrückung und Verfolgung dieser Gegner hinleitete, so muß man gestehen, daß der Entschluß zur gänzlichen Zerstörung der Hugenotten zugleich in dem Wesen und dem Gesetz der Entwickelung des französischen Reichs lag, und der Kampf der bisher fortgeführt ward, zugleich ein Kampf war für die Erhaltung dieses Wesens, durch das auch ein ganz andrer Ausgang der Dinge als in Deutschland hervorgebracht wurde.

Die Hugenotten suchten sich nun auch noch mehr in eine kriegerische Verfassung zu setzen. Schriften wurden von ihnen ausgestreut, um die Gerechtigkeit ihrer Sache darzu-

thun, und Truppen wurden zu ihrer Unterstützung herbeigeschaft. Der Prinz von Condé der sich noch immer in Deutschland aufhielt, führte in Vereinigung mit dem Pfalzgrafen Casimir ein ansehnliches Corps aus jenem Lande herbei und ob gleich die Hugenotten ihn zu ihrem Oberhaupte gewählt hatten, so übertrug er doch bald darauf diese Würde dem Herzog von Alençon der mit einer größern Zahl von Politikern vom Hofe entflohen war, und sich zu den Hugenotten begeben hatte, die mit Freuden seinen Nahmen, und das Ansehn seiner Person an ihrer Spitze sahen, wie es mit Schmerz die Königinn und der König hörten. Dieser, um ihn auf eine würdige Weise von Frankreich zu entfernen, hatte sich bemühet ihm den polnischen Thron zu verschaffen. Allein die Art und Weise, wie er diesen verlassen, hatte die Polen so beleidigt, daß sie von einem solchen Vorschlage nichts hören mogten. Bald darauf entfloh auch der junge König von Navarra, obgleich am Hofe streng bewacht, und stellte sich in Guienne an die Spitze der Hugenotten. Ein neuer Schlag für die Königinn die nur den einen Trost darin fand, daß so viele Häupter eine Entzweiung leichter nach sich ziehen würden.

Doch war es der Königinn vor allen darum zu thun, den Herzog von Alençon von den Verbundenen zu trennen. Sie ging deshalb einen

Frieden ein, der durch die, für den Hof fast schimpflichen Bedingungen die Noth zeigte, in welcher er gemacht war, aber auch von der Königinn fast gar nicht gehalten wurde, indem sie nur den Punkt erfüllte, durch welchen sie den Herzog von Alençon an sich zog. Hatten daher die Protestanten Ursach unzufrieden zu sein, weil er nicht gehalten wurde, so waren es aber die Katholiken nicht minder, daß man ihn überhaupt eingegangen, und es veranlaßte dies neue Parteien.

41.

Die heilige Ligue.

(1576 — 1588.)

Es waren nämlich die Guisen und ihr Ehrgeiz noch nicht ausgestorben. Herzog Heinrich der Sohn des tapfern Guise, der vor Orleans erschossen worden war, und selbst schon berühmt als Held der Bartholomäusnacht, war jetzt 19 Jahre alt, und an äußern und innern Vorzügen das lebhafte Bild seines treflichen Vaters. Sein Ehrgeiz trug ihn noch zu höheren Entwürfen, als jener gewagt hatte, und nachdem er durch einen bezahlten Genealogen hatte beweisen las-

sen, daß er in gerader Linie von Karl dem Gro-
ßen abstamme, entschloß er sich zu Thaten, die
dieses Ahnherrn würdig wären, vielleicht auch
einmal zu dessen Glücke führten. Um ihn bildet
sich eine Partey von angesehenen Katholiken, der
eine Menge Edelleute aus allen Provinzen beitre-
ten, und die sich die Aufrechthaltung des Staats
und der Religion zum Zweck setzt, ohne Rücksicht
auf den König, den man dazu für zu schwach hält.
Geheime Zwecke dieser Verbindung waren noch:
die Ermordung Anjous, der dem Könige immer
wieder günstige Bedingungen für die Hugenotten
abdringe, ferner die Aufhebung des Königs, den
man alsdann als den letzten Valois eben so in
ein Kloster stecken wollte, wie dies einst mit dem
letzten Merovinger Childerich geschehen war *),
und endlich die Erhebung Guisens, als des wah-
ren Nachkommen Karls des Großen, auf den
Königsthron. Diese katholische Partey ward so
stark und ansehnlich, daß sie es wagen durfte,
Philipp II. von Spanien und den Papst (Six-
tus V.) zum Beitritt einzuladen. Die Theil-
nahme des letztern verschaffte dem Bunde den
schon oft gebrauchten Namen der heiligen Ligue.

Die Protestanten hatten die erste Nachricht
davon gegeben, die der König nicht glauben woll-
te, bis ihn sein Gesandter in Spanien über-

*) S. Th. IV.

zeugte. Eine solche Coalition, die sich vornahm, an seiner Statt und ohne ihn zu fragen zu regieren, konnte ihn unmöglich ruhig lassen, zumal wenn man noch bedenkt, daß auch seine Mutter Katharine bei allem Gebrauch den sie von den Guisen machen wollte, doch eine solche schrankenlose Gewalt nicht billigen konnte. Er ergriff indessen eine Maaßregel die der Herzog von Guise nicht erwartet hatte, und die derselbe um so weniger vereiteln konnte, da er sie selbst vor den übrigen Bundesbrüdern nicht mißbilligen konnte: er trat selber der Ligue bey, und ließ sich zum Haupte derselben erklären. Es versteht sich, daß man ihm dabey die Privatabsichten der Guisen ganz verschwieg. Unterdessen waren schon die Stände zu Blois (1577) versammelt, von wo eine Aufforderung an die Häupter der Hugenotten erging, wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Der König von Navarra, der nach Karls IX. Tode sogleich wieder zur Reformirten Partei übergetreten war, antwortete den Gesandten der Ligue: „Sagt der Versammlung, daß ich jederzeit Gott gebeten habe, daß er mich die Wahrheit möge erkennen lehren. Bin ich auf dem rechten Wege, so erhalte mich Gott dabey, wo nicht, so öfne er mir die Augen, und dann werde ich nicht allein bereit seyn, den Irrthum ohne Menschenfurcht abzuschwören, sondern auch meine Güter und mein Leben zur Vertilgung der Ketzerey

anzu

anzuwenden.“ Aehnliche Antworten gaben auch der Prinz von Condé und der Marschall von Damville. Da der König kein Geld hatte, der dritte Stand und die Geistlichen auf der Reichsversammlung sich weigerten, Auflagen zu übernehmen, so ward wieder unterhandelt, und so, daß die Protestanten endlich zufrieden waren, weil auch sie mit Truppen und Geld nicht versehen waren. Man bewilligte ihnen freie Religionsübung im ganzen Reiche, Paris ausgenommen, und in jedem der acht Parlamenter oder höchsten Gerichtshöfe des Reichs eine mit einer gleichen Anzahl Katholiken und Reformirten besetzte Kammer (chambre mi - partie), die einzelnen Streitigkeiten beider Parteien zu schlichten; dazu acht wichtige Städte im Reiche, die die Hugenotten mit Garnison besetzen durften. Dieser Vertrag war eigentlich nur die Bestätigung dessen, den der Herzog von Anjou dem Könige schon ein Jahr vorher abgedrungen hatte, mit einiger Milderung jener harten Begingungen, die man damals als die fremden Truppen noch im Reiche waren, hatte zugestehen müssen, und auf deren abermalige Ankunft die Protestanten nicht so leicht wieder rechnen konnten, da jene mit dem damaligen Benehmen nicht zufrieden gewesen waren.

Sechs Jahre vergingen nun wieder in einem Zustande von scheinbarer Ruhe, während welcher jedoch das Feuer immer unter der Asche

fortglimmte. Das Reich gerieth bey der durchaus nachdrucksloſen Regierung immer mehr in Verfall, die Statthalter in den entfernteren Provinzen ſchalteten wie unumſchränkte Herren, die braven Bürger grämten ſich im Stillen, und die Prieſter eiferten auf den Kanzeln gegen das liederliche Leben des Königs. Die Ligue ſchien nun wieder eingeſchlummert zu ſeyn, allein mit dem Jahre 1583 bekam ſie auf einmal neues Leben. Am 10. Jun. dieſes Jahres ſtarb nämlich des Königs letzter Bruder, der Herzog Franz von Anjou (30 Jahre alt), und da der König ſelbſt noch keine Leibeserben hatte, auch ungeachtet ſeiner Jugend ſchon ſehr entnervt war, ſo hatte es allen Anſchein, als ob das Geſchlecht der Valois mit ihm ausſterben würde. Dann waren die Bourbons die nächſten am Throne, aber Heinrich von Navarra war ja ein Ketzer, und ſein Oheim, der alte Kardinal Karl von Bourbon, ein ſchwacher Greis; was Wunder alſo, daß der Herzog von Guiſe jetzt mehr als jemals ſeine Abkunft von den Karolingern geltend zu machen, und ſich dadurch den Weg zum Thron zu bahnen ſuchte. Dieſe glänzenden Ausſichten brachten nun auf einmal wieder Leben in die Ligue, und es galt jetzt ein doppeltes Ziel, die Hugenotten zu unterdrücken, und den König ganz willenlos zu machen.

Sogleich zieht Guiſe Truppen zuſammen,

und nimmt in der Geschwindigkeit eine Menge fester Städte in Besitz, ohne den König zu fragen. Dieser gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung. Ein tüchtiges Kriegsheer wäre hier das einzige Mittel gewesen, sein verletztes Ansehn wieder herzustellen, und die Rebellen für ihre Anmaßung zu züchtigen. Aber woher das nehmen? Die Politik Katharinens rieth hier abermals zu Unterhandlungen, die, wie gewöhnlich, darauf hinausliefen, daß man den Gegnern alles bewilligte, was sie haben wollten, und nachher doch wieder zurücknahm, was man wollte. Das letztere ging indessen hier nicht gut, denn die Liguisten bedungen sich gleich zehn Sicherheitsplätze im Reiche aus, und ein Edict, daß alle Hugenotten die ihrigen verlassen, und bey schwerer Strafe katholisch werden sollten. Nachdem dies Edict *) einmal ausgeschrieben war, galt kein Zurücknehmen mehr, man hatte dadurch den Hugenotten den Krieg erklärt, und mußte ihn ausfechten. Der König war mitten im Gewirre, er mußte folgen, wohin die Ligue ihn haben wollte, und nur zufrieden seyn, daß man seinen Namen noch respectirte. Mit vieler Mühe bringt man Geld zur Ausrüstung eines Heeres zusammen. Der König muß unterdessen noch ein Edict unter-

*) Vom 7. Jul. 1585, bekannt unter dem Namen des Edicts von Nemours.

schreiben, kraft dessen alle Hugenotten im Reiche bey Strafe der Einziehung ihrer Güter innerhalb vierzehn Tage katholisch werden sollen. Heinrich von Navarra ließ sich dadurch verleiten, ein ähnliches in seinen Staaten gegen die Katholiken zu geben. Dadurch wurden nun auf beiden Seiten viele Familien arm gemacht. Guisens Bruder, der Herzog von Mayenne, bekam den Auftrag, nach Guienne zu marschieren, und den König von Navarra aufzuheben; die Sache hatte aber ihre Schwierigkeiten, und der Zug blieb vor der Hand fruchtlos. Im folgenden Jahre (1586) gedachte man es desto besser zu zwingen, und stellte vier Heere ins Feld, der König ging selbst bis nach Lyon mit, sie richteten aber alle nichts aus.

Die Guisen hatten unterdessen nicht unterlassen durch aufrührische Predigten und durch andere Emißaire die Stadt Paris gegen den König aufzubringen, hoffend daß nach ihrem Beispiele sich die übrigen Städte richten würden. Dies veranlaßte eine andere Verbindung, die sich die Ligue der Sechzehner nannte, weil die Bürgerhauptleute aus den sechzehn Stadtvierteln die Hauptpersonen derselben waren. Sie erklärten, es sey jetzt nothwendig, daß der Staat selbst für sich sorge, da man einen König habe, der seine Pflichten nicht kenne, dem man niemals trauen dürfe, und der die katholische Religion in die

Gefahr gebracht habe, jedem augenblicklichen Interesse aufgeopfert zu werden. Wie die Hauptstadt, so war das ganze Königreich erschüttert. Aufrührerische Schriften wurden in Städten und Dörfern ausgestreuet, und schon ging ein Gerücht, man wolle den König aufheben, wenn er den Jahrmarkt zu St. Germain besuchen werde. Das erfuhr er wieder, und ging diesmal nicht hin.

Der bürgerliche Krieg gährte unterdessen immer fort. Im Jahre 1587 war Poitou der Hauptschauplatz desselben. Hier hatte der treffliche Heinrich von Navarra nicht nur viele Plätze erobert, sondern er gewann auch am 20. Oct. einen herrlichen Sieg über die ligistischen Truppen bey Coutras, an der Gränze zwischen Perigord und Guienne. Hier war es, wo er den Grund zu seinem nachmaligen kriegerischen Ruhme legte. Mit Augen, die von Muth und Siegslust funkelten, ritt der junge Held vor dem Anfange der Schlacht die Reihen auf und nieder, und rief den Prinzen von Condé und Soissons, seinen Vettern, zu: „Erinnert euch, daß ihr von bourbonischem Geblüte seyd! Ich meines Orts will, so wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der älteste von euch bin!" Er hielt Wort, und seine Freunde warnten ihn vergebens, sein Leben mehr zu schonen. Auch Condé zeigte sich im Treffen seines väterlichen Ruhms würdig. Die Niederlage

der Feinde war vollkommen; auch der Anführer, Herzog von Joyeuse war unter den Todten, nicht betrauert von dem Könige, der, dahin war es mit seiner Selbstständigkeit gekommen, gern abermals einen Herren verlor. Heinrich von Navarra, der nur Soldat und Held aus Nothwendigkeit war, überließ sich nach dem Siege den wehmüthigsten Empfindungeu über den traurigen Anblick des mit soviel tausend Todten bedeckten Schlachtfeldes, trug eine fast brüderliche Sorgfalt für die Verwundeten, und entließ die gefangenen Katholiken meist ohne Lösegeld.

Die Vortheile dieses glänzenden Sieges waren unbedeutend, man eroberte nur einige feste Plätze. Ueber das weitere Verhalten war man uneinig. Condé rieth über die Loire zu setzen und sich mit den deutschen Soldtruppen zu verbinden, andere waren der Meinung, das Heer der Ruhe genießen zu lassen, zum wenigsten einen Theil. Navarra ging nach Bearn, Türenne übernahm das Commando des Heeres, mit welchen er nach Beaugois gehen sollte, um hier an den Quellen der Loire einen weniger beschwerlichen Uebergang und also eine leichtere Vereinigung mit den Teutschen zu haben, die von den Protestanten den Hugenotten zu Hülfe geschickt waren, nachdem nämlich ihre Gesandten mit Friedensvorschlägen am französischen Hofe nichts hatten ausrichten können.

Sie waren nach Lothringen eingerückt, um durch Bedrängung dieses Landes die Guisen zum Frieden zu zwingen. Von da aus wollten sie über die Loire gehen, wurden aber zweimal so gänzlich geschlagen von Guise, daß dieser sie gänzlich vernichtet haben würde, wenn der König, der diesem Triumph dem Guise misgönnte nicht einen Vertrag mit ihnen geschlossen hätte, nach welchem er ihnen einen freien Abzug gewährte. Allein nur wenige retteten sich, denn theils waren sie in den Schlachten umgekommen, theils starben sie an Krankheiten, oder wurden unterweges ermordet, da sie bei ihrem Einmarsch stark geplündert hatten.

Die hugenottische Partei erlitt um diese Zeit einen andern Verlust, durch den Tod des Prinzen von Condé. Alle Anzeigen waren da, daß Gift seinem Leben ein so frühes Ende gemacht habe, denn er war erst 35 Jahr. Es war ein Mann bei dem man, nach dem Ausspruche eines Geschichtschreibers, nichts vermißte als das Glück.

42.

Guisens Uebermuth.

(1588.)

Die Aufrührer in Paris riefen indessen den Herzog Heinrich von Guise in ihre Stadt. Diesen ehrenvollen Ruf hatte Guise nur erwartet, um die letzte Hand an sein kühnes Werk zu legen. Er kam, zwar nur mit wenigen Begleitern, aber gleich bei seinem Eintritt von Tausenden umringt die ihn vergötterten. Er stieg bei der Königinn Mutter ab, und besuchte den König, eben da dieser mit seinen Lieblingen rathschlagte, ob er ihn tödten lassen solle. Das Gespräch war natürlich nicht das freundlichste, und Guise entfernte sich so schnell er konnte, dem Himmel dankend, daß er diesmal noch so davon gekommen sey. Auch der König war in banger Unruhe. Er ließ die Wachen im Louvre verdoppeln, Guise die vor seinem Pallast. Katharine die gern Frieden stiften wollte, lief von einem zum andern, und bewegte sie beide zu einer zweiten Unterredung, in welcher sich der König sehr schwach und der Herzog sehr stolz benahm. Die Spannung ward nur noch größer. Heinrich ließ sogar zu seiner Sicherheit 4000 Schweizer nach Paris kommen Das machte die Sechzehner

wieder mistrauisch, und Guise selbst verbreitete geflissentlich ein Gerücht, der König wolle sie überfallen, und 120 der Vornehmsten hinrichten lassen, zu welchem Ende draußen schon zwanzig Galgen und mehrere Blutgerüste errichtet wären. Diese Nachricht bringt alle Bürger in Aufruhr, sie stürzen aus den Häusern, versperren die Straßen durch vorgezogene Ketten, verrammeln ihre Thüren mit Fässern, Balken, Brettern und Wagen, und treten mit geladenen Gewehren an die Fenster. Dagegen ließ der König die Schweizer in den Straßen aufmarschieren, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht zu schießen. Das letztere machte, daß die Bürger sie verspotteten, und auf alle Weise beschimpften. Darüber riß einem Schweizer die Geduld, und er schoß wirklich los. Aber das ward mit einem Hagel von Flintenkugeln und Feldsteinen erwiedert, wodurch gegen dreißig Schweizer getödtet wurden. Diese armen Menschen, die sich theils nicht wehren durften, theils der Menge nicht gewachsen waren, schmiegten sich ängstlich an die Wände der Häuser an, und flehten mit aufgehobenen Rosenkränzen um Barmherzigkeit. Man zwang sie endlich, mit in den Ausruf: „Es lebe Guise!“ einzustimmen, und erlaubte ihnen dann, mit umgekehrtem Gewehr abzuziehen. Guise zeigte sich hierauf selbst zu Pferde, ward mit lauten Jubelgrüßen empfangen, und stellte die Ordnung wieder her,

indem er zugleich die Schweizer und königlichen Truppen vor den weiteren Mißhandlungen des Pöbels sicherte.

Hierauf begab sich die Königinn Mutter selbst zu ihm, und stellte ihn zur Rede. Er versicherte kurzweg, er habe an diesen Unruhen keinen Antheil, sondern der König sey allein Schuld daran, weil er fremde Truppen in die Stadt gerufen habe. Als sie darauf Vergleichsvorschläge that, spannte er seine Forderungen so hoch, daß ihre Bewilligung ihm die ganze Macht im Staate würde verschafft haben. Unentschlossen verließ sie seinen Pallast, und als sie zum zweiten Male zu ihm fahren wollte, lispelte ihr ein Bürger zu, es seyen an 15000 Menschen bereit, das Louvre von der hintern Seite her zu bestürmen. Sogleich kehrte sie um, und bewegte den König zur schleunigsten Flucht. Er entwich noch denselben Tag mit den ausziehenden Schweizern, und begab sich nach Chartres. Guise war darüber sehr bestürzt, doch blieb er in Paris, und nahm das Ansehn eines Herrschers an. Die Ketten wurden wieder weggezogen, die Verrammelungen (baricades) bey Seite geschafft, die Läden wieder geöfnet, und die Sitzungen des Parlaments nahmen wieder ihren Anfang. Guise bemächtigte sich hierauf noch der Bastille, und änderte die Obrigkeiten in Paris nach seinem Gutdünken. Wenige rechtschaffene Männer hatten die Standhaftig-

keit, ihm zu widerstehen. Zu diesen gehörte der Präsident des Parlaments, Achilles von Harlay. Als Guise denselben besuchen wollte, fand er ihn in seinem Garten auf und nieder gehend. Er redete ihn verbindlich an, aber der Präsident, ohne sich in seinem Spaziergange aufhalten zu lassen, sagte trocken: „Das ist ein Jammer, wenn der Diener den Herrn verjagt. Uebrigens gehört meine Seele Gott, mein Herz dem Könige, und mein Leib jedem Bösewicht; man mache damit, was man will.“ Zu Guisens Freude waren die übrigen Glieder des Parlaments weniger eigensinnig, und bewilligten ihm alles, was er verlangte.

Katharine von Medices, die in Paris geblieben war, unterhandelte indeß mit dem Herzoge noch immerfort, und da sie nun einmal schon so tief erniedrigt war, so gab sie endlich noch bis zum Aeußersten nach, um nur noch einen Schein von Freiheit und Herrschaft zu retten (21. Jul. 1588). Der König sollte schwören, alle Hugenotten auszurotten, keine Stellen mehr an solche zu vergeben, den Liguisten noch vier Sicherheitsplätze einzuräumen, alle Franzosen schwören zu lassen, keinen protestantischen Nachfolger zu wählen, allen Theilnehmern an den letzten Aufstande in Paris zu vergeben, ihn selbst zum Chef sämmtlicher französischen Truppen zu machen, und eine Reichsversammlung nach Blois auszuschreiben, in

welcher eine Generalreform des ganzen Staats vorgenommen werden sollte. Es versteht sich, daß die Liguisten dafür gesorgt hatten, in dieser Versammlung die meisten Stimmen zu erhalten.

Diese empörenden Forderungen waren es nicht allein, die den König zu einem verzweiflungsvollen Entschluß brachten. Er hörte von verrätherischen Verbindungen der Guisen mit auswärtigen Mächten, man hinterbrachte ihm die übermüthigsten Reden, die dem Herzog und seinen Anhängern entfallen waren, und eine Menge neuer Projecte, die auf seine Beschränkung und Demüthigung abzweckten. In der Angst sah er kein anderes Mittel als Meuchelmord. Acht Edelleute erboten sich, denselben zu vollziehen. Heinrich theilte selbst die Dolche unter sie aus, und sagte dabey: „Es ist eine Handlung der Gerechtigkeit an dem größten Verbrecher meines Reiches, die ich euch auftrage, und deren Ausübung mir die göttlichen und menschlichen Rechte zulassen; und weil ich es leider auf dem geraden Wege Rechtens nicht zu thun vermag, so gebe ich euch hiermit Kraft meiner königlichen Befugniß volle Gewalt, ihn auf diese Art zu bestrafen.“ Der Tag der Ausführung ward auf den 23. Dec. festgesetzt, wenn der Herzog sich zur Reichsversammlung einfinden würde. Er ward gewarnt, aber er achtete nicht darauf. Noch den Tag vorher fand er an der königlichen Tafel un-

ter seinem Teller einen Zettel mit den Worten: „Man will Sie umbringen.“ Er aber schrieb hinzu: „das wird man sich nicht unterstehen,“ und warf den Zettel unter den Tisch.

Am bestimmten Tage, da die acht Edelleute sich im Vorzimmer des Königs zurecht gestellt hatten, während in einem andern Theile des Schlosses, die Reichsversammlung schon beisammen war, erhielt Guise in derselben den Befehl, schnell zum Könige zu kommen. Er kam, ging durch das Vorzimmer, grüßte die darin befindlichen Herren nach seiner Gewohnheit sehr freundlich, und sie bedankten sich mit gleicher Höflichkeit. Aber eben da er die Hand nach der Thür des königlichen Kabinets ausstrecken wollte, stürzten sie von hinten auf ihn zu. Ein Herr von Montseris faßte ihn beim Arm und gab ihm einen Dolchstich in den Leib mit den Worten: „Ha Verräther, du mußt sterben!“ Des Effranats faßte ihn bey den Füßen, Saint Malines versetzte ihm einen heftigen Dolchstoß in die Brust, und der Herr von Loignac einen andern in den Leib. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Der Herzog, mehr überrascht als erschreckt, rief: „Ey, meine Freunde! meine Freunde!“ aber gleich darauf da ihm der Herr von Sarriac von hinten den Degen tief in den Leib stieß, schrie er laut: „Ach! Barmherzigkeit!“ arbeitete noch mit den letzten Kräften, sich

loszumachen, und schleppte seine Mörder vermöge seiner gewaltigen Stärke bis in einen Winkel an das Bett des Königs mit sich fort, wo er endlich erschöpft niedersank *). Alle seine Verwandte wurden hierauf gefangen genommen, und sein Bruder, der Kardinal Ludwig von Guise, im Gefängnisse gleichfalls ermordet. Um dem Pöbel jeden Anlaß zu Ausschweifungen zu nehmen, wurden die Leichname beider Brüder in eine Kalkgrube geworfen, dann die Gebeine verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, entfloh.

Voller Freuden über den glücklich gelungenen Anschlag war Heinrich III. sogleich mit der Nachricht zu seiner Mutter gelaufen, die damals auf ihrem Zimmer zu Blois krank lag. Sie verbarg ihren geheimen Schreck darüber, und tröstete sich vielleicht im Stillen damit, daß sie den Herzog nicht lange überleben werde. Wirklich starb sie auch bald darauf, am 5. Jan. 1589.

*) Er war noch nicht 32 Jahre alt.

43.

Heinrichs III. Tod.

(1589 2. Aug.)

So war nun der schwache König ganz verlassen. Er glich einem Kinde, das ein Haus angezündet hat, und niemanden hat, der es selbst daraus befreien könnte. Wäre er entschlossen genug gewesen, sogleich mit der Miene des Siegers und Königs nach Paris abzugehen, und mit fortgesetztem Nachdruck die Ligue zu verfolgen, so möchte es ihm wohl gelungen seyn, sie in Furcht zu setzen, und zu zerstreuen. Aber da die Pariser sahen, daß er sich selber fürchtete, so begingen sie die größten Excesse, bemächtigten sich der wichtigsten Posten in der Stadt, zerschlugen allenthalben die Wappen und Bildnisse des Königs, und klebten an allen Ecken Spott- und Schandschriften gegen ihn an, worin sie ihn bloß Heinrich von Valois nannten. Dem getödteten Herzog und Kardinal wurden die prächtigsten Leichenbegängnisse gehalten und die katholischen Priester wußten in ihren Gedächtnißpredigten die Todesart derselben so schrecklich und so rührend darzustellen, daß der Pöbel ganz wüthend aus der Kirche rannte. Einer dieser Pfaffen rief seine Zuhörer laut zur Rache auf, und fuhr dann im höchsten Eifer

fort: „Ja, schwört mirs alle, schwört! und hebt zum Zeichen eures Eides die Hände in die Höhe! Herr Präsident (so rief er dem ehrlichen Harlay zu, der auch zugegen war) hebt auch die Hand auf, hebt sie hoch in die Höhe, auf daß jedermann es sehe!" Ein Anderer fragte seine Zuhörer von der Kanzel, ob denn kein einziger unter ihnen ein so eifriger Katholik sey, daß er es wage, den Tod eines solchen Helden an der Person des Tyrannen zu rächen. Ja die Sechzehner legten der Sorbonne förmlich die Frage vor, ob man wohl einem Könige noch treu bleiben dürfe, der selber seinem Volke so oft Treue und Glauben gebrochen habe, — und ein und siebzig Doctoren dieses geistlichen Richterstuhls antworteten mit Nein. Hierauf gehen die Aufrührer in das Parlament, und schleppen die wenigen Räthe, die es noch mit dem Könige halten, und unter denen auch der Präsident Harlay war, in die Bastille. Der Aufruhr bricht in allen Städten aus, ganze Provinzen fallen vom Könige ab. Mayenne kommt nach Paris, und wird mit Jubelgeschrey empfangen. Der König hat das Aeußerste zu fürchten, und nichts bleibt ihm in seiner Verzweiflung übrig, als sich den Hugenotten in die Arme zu werfen. Freudig kommt der junge Heinrich von Navarra mit seinem Heere nach Blois, und will auf Paris losgehen, aber Mayenne kommt ihm zuvor, und

wirft

wirft sich mit seiner liguistischen Armee hinein. Die beiden Könige ziehen nun mit einander aus, die Stadt zu belagern. Heinrich III. nimmt in St. Cloud sein Hauptquartier. Ganz Europa ist gespannt, welchen Ausgang dies seltsam verwickelte Trauerspiel nehmen werde, als plötzlich der Knoten — zerhauen wird. Ein junger Dominikanermönch, Jacob Clement, war von den Predigten, deren ich oben erwähnt habe, so begeistert worden, daß er sich entschloß, den Heldenruhm zu verdienen, der, wie man ihm gesagt hatte, mit der Ermordung eines von Gott abgefallenen und zur Hölle verdammten Königs zu gewinnen sey. Man glaubte auch, daß sein Vorsatz durch die Herzoginn von Montpensier, Schwester der Guisen, die ihn durch ein sehr unedles Mittel an sich gezogen habe, völlig bestimmt worden sey. Zu größerer Sicherheit fragte er noch einmal seine Ordensbrüder, ob man wirklich mit gutem Gewissen die That begehen könne, und als ihm diese wiederholt versicherten, daß er sich dadurch ein wahres Verdienst bey Gott erwerben werde, so nahm er von ihnen Abschied, empfahl sich ihrem Gebete, zeigte den Sechzehnern seinen Entschluß an, die ihn sehr lobten, und machte sich auf den Weg nach St. Cloud.

Nahe vor diesem Dorfe traf er den Generalprocurator des Königs, la Guesle, und sagte demselben, er habe dem Könige wichtige Dinge

zu entdecken. Jener nahm ihn mit in das Schloß. Mit einer unbeschreiblichen Ruhe ging der junge Mensch der schaudervollen That entgegen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie gut und rühmlich sey. Er aß ganz fröhlich zu Abend mit den Leuten des Generalprocurators, verrieth sich nicht durch die kleinste Miene, und schlief die Nacht ganz ruhig. Am andern Morgen führte ihn la Guesle in des Königs Schlafgemach. Heinrich saß noch unangekleidet auf dem Nachtstuhl. Der Mönch überreichte ihm zwey Schreiben, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Weil aber einige Herren ihm dabey zu nahe standen, so konnte er seinen Streich nicht ausführen. Er wartete daher, bis der König ihn fragte, ob er ihm sonst noch etwas zu melden habe. Das bejahete er, fügte aber hinzu, daß er es ihm nur ins Ohr sagen dürfe. Die Herren entfernten sich darauf einige Schritte, aber kaum hatten sie sich abgewendet, als sie den König schreien hörten: „Ach mein Gott! ach Bösewicht, du hast mich getödtet! Ach Bösewicht, was habe ich dir gethan, daß du mich so ermordest?" Sie wandten sich plötzlich um, und sahen den König sich selbst ein Messer aus dem Leibe ziehen, und dem Mörder, der ganz ruhig vor ihm stand, einige Stöße damit ins Gesicht versetzen. La Guesle zog hierauf hastig den Degen, und stieß ihm das Gesäß so heftig ins Gesicht und auf den Leib,

daß er ihn zwischen zwey Betten, die in dem Zimmer standen, zu Boden warf. Der Mönch wollte sich wieder aufraffen, als mehrere Edelleute aus dem Vorzimmer herein drangen, ihn mit unzähligen Hieben und Stichen tödteten, und den Leichnam zum Fenster hinabstürzten.

Sobald der König von Navarra von diesem Unglücksfalle Nachricht bekam, eilte er an daß Bett des Verwundeten, und fiel vor demselben auf ein Knie nieder. Der König hieß ihn aufstehen, küßte ihn, und erklärte ihn laut für seinen Nachfolger, befahl auch allen anwesenden Herren, ihn dafür zu erkennen. Erst am folgenden Tag starb er, noch nicht 39 Jahre alt. Mit ihm erlosch das Haus Valois, und an dessen Stelle trat die Seitenlinie der Bourbons ein. Aber ob der reformirte Heinrich von Navarra sein Recht mit dem Schwerdte glücklich durchsetzen werde, war damals wenigstens noch zweifelhaft. Der Papst hatte ihn excommunicirt und aller Ansprüche auf die Nachfolge für verlustig erklärt, Paris war in den Händen der Ligue, und schon rüstete sich Spanien, der katholischen Partey mit Waffengewalt beyzuspringen. Wollte also Heinrich die Krone von Frankreich besitzen, so mußte er sie erst als Held erkämpfen.

44.

Heinrich IV.

(1589 — 1610.)

Wir haben diesen Prinzen schon in seinem sechzehnten Jahre an die Spitze der reformirten Partey treten, und schon damals sich eines Coligny's Achtung erwerben gesehen. Aber noch in einem weit zartern Alter verrieth sich der hohe Geist, der in dem Knaben wohnte. Er war zugegen, als Katharine von Medici und ihr Sohn Karl IX. die oben erwähnte Zusammenkunft mit der Königinn von Spanien und dem Herzog von Alba in Bayonne hatten, und zog bey dieser Gelegenheit durch seine jugendliche Munterkeit und durch seine treffenden Antworten die Aufmerksamkeit aller Fremden so sehr auf sich, daß ein vornehmer Spanier unter andern sagte: „Wahrlich, er scheint mir ein Fürst oder Kaiser zu seyn, oder doch einer der es werden wird."

Johanna von Navarra, seine Mutter, eine der trefflichsten Frauen ihrer Zeit, hatte sich auch der Erziehung ihres Sohnes mit außerordentlichem Eifer angenommen, besonders da ihr Gemahl, der schwache König Anton von Navarra, gestorben war (1562). Ausserdem war das Leben selbst seine Schule; er ward früh mit in

das Kriegsgetümmel genommen, wie er denn von sich selber oft zu sagen pflegte daß er im Lager und unter den Waffen groß geworden sey. Im Reiten that es ihm niemand gleich, und alle kriegerische Uebungen standen ihm so schön, als ob er dazu gebohren wäre. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer, wo es Tapferkeit galt, und großmüthig, wo die Großmuth seine Würde erhöhen konnte. Von Natur wäre er wohl nicht kriegerisch geworden, denn seiner Mutter liebevoller Charakter hatte auch seine Gefühle früh zur Sanftmuth und Theilnahme gestimmt; ja als er älter ward, artete die Liebe zum weiblichen Geschlechte bey ihm zu einem tadelswürdigen Fehler aus. Da indessen die kritischen Umstände unter denen er den Schauplatz betrat, ihn Ernst und Strenge lehrten, so ward er zum Glück noch vor der Erschlaffung und Verweichlichung verwahrt, in die ein träges Leben ihn vielleicht gestürzt haben würde.

Eine herrliche Gesundheit, eine frische Jugend, denn er war jetzt, bei Heinrichs Tode, 22 Jahre alt, und eine bewundernswürdige Nervenkraft machten ihm alle Strapazen leicht, und erhielten ihn bei immer froher Laune. Ein klares Auge, eine Adlersnase, eine frische, bräunliche Gesichtsfarbe und ein schön gelockter Bart machten seine Physiognomie, die schon Geist und Le-

den ausdruckte noch interessanter. Dabey war er immer thätig, sah alles selbst nach, und in der Schlacht, wo er zu Pferde saß, verglichen seine Feinde selbst ihn mit dem Adler. Früh um vier Uhr stand er auf, und man sagte von ihm, daß er nicht soviel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, sein Gegner, zum Essen. Auch antwortete er selbst einmal jemanden der diesen einen einsichtsvollen Feldherrn nannte: „Das ist wahr, aber ich gewinne ihm alle Tage fünf volle Stunden ab."

Aber er mußte ihm noch mehr abgewinnen, denn, nach seinem eignen Ausdrucke war er ein König ohne Krone und ein Feldherr ohne Geld *). Wirklich dauerte auch der Krieg, den er zu führen hatte, ehe ihm Paris die Thore öffnete, beinahe fünf Jahre. Die Liguisten hielten noch eng zusammen, ihr Oberhaupt, der Herzog von Mayenne, war ein kluger Mann, und dem viele Hülfsmittel zu Gebote standen. Ein Theil des Adels begab sich voll Unmuth auf seine Güter, und wollte den Ausgang der Unruhen abwarten; ein

*) Er fügte noch scherzhaft hinzu: ein Ehemann ohne Frau. Dies bezieht sich auf seine Gemahlinn Margarete von Valois, die Tochter Katharinens von Medici und Schwester der drey vorigen Könige von Frankreich, mit welcher Heinrich wegen ihres sittenlosen Wandels alle ehliche Gemeinschaft aufgehoben hatte.

Anderer erklärte sich, er wolle bey Heinrichen bleiben, wenn er ihnen schwören wolle, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, sich selbst darin unterrichten zu lassen, sich dem Ausspruch eines Nationalconciliums zu unterwerfen, und den Tod des vorigen Königs zu rächen. Dies versprach er heilig zu erfüllen, und auf dies Wort huldigten ihm alle anwesenden Prinzen und die Anführer der königlichen Truppen.

Er versuchte jetzt mit dem Herzog von Mayenne den Weg der geheimen Unterhandlungen. Mayenne war kein unbilliger Mann, und hatte sehr gemäßigte Leidenschaften; gewiß würde er daher nicht lange widerstanden haben, wenn die nächsten Häupter seiner Partey ihm nicht so heftig zugesetzt hätten. Doch ließ er sich nie so weit verleiten, selber die Hand nach der Krone auszustrecken, er stellte vielmehr den alten Kardinal von Bourbon als König auf, und begnügte sich selbst mit der Würde eines Generalstatthalters des Königreichs. Noch lebte damals der intrigante Philipp II. von Spanien; dieser richtete bey der Gelegenheit unverwandt sein Auge auf Frankreich und dachte hier im Trüben zu fischen. Sein Bündniß mit der Ligue ward immer enger und kräftiger, und sein niederländischer Statthalter Alexander von Parma mußte mit einem ausgesuchten Hülfscorps zum Herzog von Mayenne stoßen, der gegen das Ende des Au-

gusts (1589) mit 15000 Mann von Paris aufbrach, um, wie er öffentlich bekannt machte, „den Bearner zu fangen.“ Schon mietheten die Pariser Damen Fenster in der Antonsstraße, um den schönen Triumphzug mit anzusehen, allein der Bearner wollte sich gar nicht so geschwind fangen lassen. Er hatte sich in die Normandie gezogen, um Hülfstruppen aus England zu erwarten, und stand mit 7000 Mann bey Dieppe trefflich verschanzt. Vergebens bestürmen ihn hier die viermal stärkern Alliirten; sie finden die Verschanzungen unüberwindlich, und müssen sich in die Picardie zurückziehen. Geschwind rafft nun Heinrich seine Truppen zusammen, und versucht es, Paris plötzlich zu überrumpeln. Er bekommt auch die Vorstädte in seine Gewalt, aber nun eilt Mayenne herbey. Heinrich geht ihm entgegen, und fordert ihn zu einer Schlacht auf, jener umgeht ihn, und wirft sich in die Stadt. Heinrich kann seine Truppen in der Nähe von Paris nicht halten und geht nach Tours.

In Paris berathschlagt man unterdessen, wer nach Karls X. Tode (so nannte man den alten Kardinal von Bourbon) König von Frankreich werden solle. Hierbey dachte nun Philipp II. von Spanien einen politischen Meisterstreich zu machen. Da seine dritte Gemahlinn Elisabeth eine Schwester Heinrichs III. gewesen war, so behauptete er, der Thron von Frankreich gehöre

seiner mit ihr erzeugten Tochter; er drang daher in die Ligue, diese als rechtmäßige Koniginn anzuerkennen, und ihn selbst zum Protector des Reichs zu machen. An Bestechungen und Hülfsverheißungen ließ ers nicht fehlen. Dazu war auch noch ein päpstlicher Legat in Paris, der das Volk noch immer mehr gegen den Ketzer Heinrich erhitzte, und die endliche Ausgleichung immer weiter verschob. Wie heftig der Religionshaß wirkte, kann man daraus sehen, daß die Sorbonne durch ein Dekret alle diejenigen excommunicirte, die Heinrichen als König anerkennen würden. Heinrich ließ dafür ein anderes Edikt ausgehen, worin er drohte jeden als einen Majestätsverbrecher zu behandeln, der sich mit dem schändlichen Legaten einlassen würde; und um der Drohung ein Gewicht zu geben, rückte er im März 1590, nachdem er mit Hülfe der Engländer die ganze Normandie zum Gehorsam gebracht hatte, auf die Hauptstadt los. Bey Ivri kommt ihm Mayenne mit einem Heere entgegen, und voller Freuden, nun endlich einmal den ungewissen Streit durch eine Schlacht entscheiden zu können, trift Heinrich alle Anstalten, den Feind gehörig zu empfangen. Während seine Soldaten die Nacht vorher, in zwey Dörfer vertheilt, ruhig schliefen, war er beständig wachsam und thätig, und recognoscirte die Gegend. Als man ihm sagte, er habe bey seiner Disposition auf einen möglichen Abzug nicht genug Be-

dacht genommen, erwiederte er: „Keinen andern Abzug als über das Schlachtfeld hin.“ Früh am Morgen ordnete er seine Schaaren, warf sich dann auf die Knie nieder, und bat Gott, ihm statt des Siegs den Tod zu schenken, wenn er vorher wisse, daß er ein schlechter König werden würde. Alle Soldaten zerflossen in Thränen, und fühlten sich durch einen solchen Anführer zwiefach zur Tapferkeit begeistert. Aus allen Kehlen erschallte laut: Es lebe der König Heinrich IV.! dann sprengte er mehrmals durch die Reihen, und hielt eine herrliche Anrede an die Truppen, die mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so seht nur nach meinem weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Und wahr ist es, daß er immer im gefährlichsten Getümmel zugegen war, oft wie ein gemeiner Reiter focht, und seinen Degen ganz voller Scharten und Blut aus dem Treffen zurückbrachte. Es war ein herrlicher Sieg, den er hier erfocht (14. März 1590), noch herrlicher durch die Mäßigung die er nach demselben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er nach: „Schont der Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!“ So blieben fast alle Spanier auf der Wahlstatt. Die Gefangenen fesselte er durch Herablassung und Verbindlichkeiten an sich, seinen eigenen Officieren dankte er auf die

schmeichelhafteste Weise für ihren Beistand, und so gewann er Aller Herzen.

Jetzt näherte er sich dem Herzog von Mayenne mit neuen Friedensvorschlägen, aber noch war der Haß der katholischen Partey zu lebhaft, als daß man ihm günstiger hätte antworten sollen. Auch standen ihm weit weniger Hülfsquellen zu Gebote als der Ligue, und eben jetzt war Mayenne schon wieder nach den Niederlanden gereiset, um mit dem Herzog von Parma, Philipps Statthalter, neue Maaßregeln zu verabreden. Unterdessen starb der alte Kardinal von Bourbon (8. May, 1590), und Heinrich IV. versuchte es zum dritten Male, Paris zu überraschen. Er versperrte alle Zugänge, fing die Zufuhren auf, und versetzte die Einwohner dadurch bald in die drückendste Hungersnoth. Dennoch konnte er sie zu keiner Capitulation bewegen. Die Pfaffen vertrieben dem Volke durch Processionen die Zeit, und predigten: wer vor Hunger sterbe, werde zur Märtyrer für die Sache der Religion. Es ist ganz unglaublich, wieviel die fanatische Beredsamkeit dieser Priester wirkte. Fast 13000 Menschen waren schon vor Hunger gestorben, und dennoch drohete das Parlament durch ein Dekret, denjenigen in die Seine werfen zu lassen, der von einer Uebergabe sprechen würde.

Dem armen Heinrich gingen endlich die Hülfsmittel selber aus, denn auf einen so hartnäckigen

Widerstand hatte er nicht gerechnet. Er wünschte einige Abgeordnete von der Bürgerschaft zu sprechen. Es erschienen welche: Heinrich beschwor sie, als Franzosen zu denken, und sich doch nicht länger von der spanischen Habsucht zum Spielwerke gebrauchen zu lassen; er vergoß Thränen über das Elend des verblendeten Volks; er bot allgemeine Verzeihung an — alles umsonst. Als die Abgeordneten wieder in die Stadt kamen, mußten sie sogar auf das Geheiß der Sechzehner ausprengen, der König habe die barbarischsten Gesinnungen geäußert, und verlange eine unbedingte Uebergabe. Das verhärtete das Volk noch mehr, welches ohnehin auf einen baldigen Entsatz rechnen durfte, da Mayenne und der Herzog von Parma mit einem ansehnlichen Heere von Spaniern und Franzosen schon unterweges waren. Heinrich ward dadurch nicht wenig bedrängt. Er war nicht stark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten, und sogleich die Stadt eingeschlossen zu halten; auch war sein eigenes Heer schon lange nicht mehr besoldet worden, und bezeigte sich folglich nicht am willigsten. In der Verzweiflung wagte er jetzt einen Sturm, ward aber zurückgeschlagen, und mußte endlich Mayennen Platz machen, der nicht nur einen großen Vorrath von Lebensmitteln in die Stadt schaffte, sondern sich auch selbst hinein warf.

Man kann sich die Verwirrung denken, die

während dieser Anarchie auch in den Provinzen einreißen mußte. Die Statthalter regierten nicht bloß willkührlich und despotisch, sondern mehrere derselben, welche glaubten, daß das Ende aller dieser Unruhen zuletzt eine gänzliche Zerstückelung von Frankreich sein werde, waren sogar darauf bedacht, auf diesen Fall ihre Statthaltereien als bleibendes Eigenthum an sich zu reißen. Dies versuchte der Herzog von Mercoeur mit Bretagne, und der Herzog von Savoyen mit der Provence. Andrer Unordnungen zu geschweigen.

Die größte Verlegenheit Heinrichs entstand daraus, daß er einsah, die Liguisten würden ihn leichter anerkennen, wenn er zur katholischen Religion überträte, und die Reformirten würden wüthend werden, wenn er diesen Schritt thäte. Durfte ers wohl wagen, seine bisherigen Freunde so zu beleidigen, ehe er des Erfolgs bey den Feinden gewiß war? Unterdessen that er wenigstens alles mögliche, sich im Felde zu erhalten. Um einen Zuschuß von deutschen Hülfsvölkern besolden zu können, gab seine Freundinn, die Herzoginn von Bouillon, ihre Juwelen her. Der nächste Versuch sollte nun auf Rouen gemacht werden, allein nach einer fruchtlosen Belagerung ward er auch hier von dem Herzog von Parma zum Abzuge genöthigt.

So mißvergnügt er darüber war, so tröstete

er sich doch durch die Gewißheit, das seine Gegner noch weit mehr Ursach zum Mißvergnügen hatten. Die guten Pariser wurden von spanischen und päpstlichen Gesandten bald hierhin bald dorthin geworfen, bald durch Drohungen bald durch Bestechungen verführt, und von Männern regiert, die unter sich selbst uneins waren. Die Sechzehner, im Solde Philipps II., wurden jetzt ächt revolutionäre Tyrannen, und selbst Parlamentsräthe und andere vornehme Magistratspersonen, die nicht nach ihrem Sinne waren, wurden gehängt und enthauptet. Noch 4000 Spanier wurden in die Stadt gezogen, und in die Bürgerhäuser vertheilt. Indeß Mayenne sich selbst auf hundert Meilen aus diesem lästigen Handel wünschte, sahen doch alle Bürger zu ihm als ihrem Retter hinauf, und ärgerten sich über seine Unthätigkeit. Das ganze Jahr 1592 wird mit Unterhandlungen zwischen Heinrichen und ihm hingebracht, aber man hätte schon vor drey Jahren zum Frieden kommen können, wenn die Spanier und päpstlichen Legaten nicht gewesen wären. Als sich endlich die Mehrheit, des Streites überdrüßig, dahin entscheidet, Heinrichen aufnehmen zu wollen, wenn er die reformirte Lehre abschwöre, so verspricht dieser es endlich nach langer Berathschlagung mit seinen Freunden, die es auf sich nehmen, den gemeinen Haufen deshalb zu besänftigen. Am 16. May 1593 kamen

seine Abgeordnete mit diesem Entschlusse in Paris an. Die Liguisten waren darüber nicht wenig betreten. Die spanischen Gesandten kamen noch immer mit ihrer Infantinn hervor, und 4000 arme Bürger, deren Familien wöchentlich von den Spaniern mit Brodt versorgt wurden, unterstützten die Forderung mächtig. Nach unendlichen Kabalen drang zuletzt doch Heinrichs Partey durch; er selber schwur in der Kirche zu St. Denys am 25. Jul. 1593 unter vielerley Ceremonien öffentlich vor dem Erzbischof von Bourges die reformirte Religion ab, und schickte eine Gesandschaft nach Rom, um den Papst Sixtus V. um seine Bestätigung zu bitten.

Der päpstliche Gesandte in Paris, im Einverständnisse mit den Spaniern, bewegt unterdessen Himmel und Hölle, um die Bürger zu überzeugen, daß der Uebertritt Heinrichs nur erheuchelt und ohne des Papstes Genehmigung durchaus ungültig sey. Mayenne hingegen, ohne Geld und Truppen, und von den Schweizern bey weitem nicht so unterstützt, wie er gehofft hatte, rührt sich nicht, sondern schließt vielmehr mit dem Könige einen Waffenstillstand. Während desselben kommen viele Officiere von Heinrichs Armee nach der Hauptstadt, um ihre Freunde zu besuchen, und rühmen daselbst die Leutseligkeit und Weisheit des jungen Monarchen. Dies wirkte so sehr, daß allen eifrigen Liguisten bange

ward, und die Priester sogar einen katholischen Schwärmer von dem Charakter des Jakob Clement abschicken, den König zu ermorden; aber zum Glück verrieth ein Dominikaner, dem der Mörder gebeichtet hatte, den schändlichen Anschlag.

Philipp II. hatte bereits so ungeheure Summen an dies französische Project gewendet, daß er ganz erschöpft war, ohne doch dem Ziel näher gekommen zu seyn. Mit Recht wurde er endlich verdrossen und kalt, und dadurch verlor auch seine Partey in Paris den Muth. Heinrich benutzte diese Stimmung und die allgemeine Sehnsucht nach Frieden; er forderte in einem gnädigen und väterlichen Tone das französische Volk zur Unterwerfung auf, und versprach allgemeine Verzeihung. Hierauf ergaben sich einzelne Städte und ganze Provinzen. Er dankte ihnen durch Wohlthaten, Geschenke und Privilegien, und reizte dadurch immer mehrere, sich zu unterwerfen. Endlich im Frühling 1594 wagte er den letzten Schritt, er ließ sich feierlich krönen, und zwar zu Chartres, weil Rheims noch in den Händen der Ligue war. Hierauf kehrte er wieder nach St. Denys zurück. Der Waffenstillstand hörte auf, aber der Krieg ward auch nur schläfrig geführt. Mayenne, der noch immer auf Unterstützung vom Papst und von Spanien hoffte, reisete am 6. März 1594 von Paris ab an die

Gränze

Gränze von Champagne, um die Truppen, die ihm Graf Ernst von Mansfeld zuführen sollte, in Empfang zu nehmen. Das entschied endlich die Sache. Denn der Herr von Brissac, dem Mayenne während seiner Abwesenheit den Oberbefehl in der Stadt anvertraut hatte, war nicht nur ein geheimer Freund der Hugenotten, sondern auch zugleich der Bestechung, woran es Heinrich nicht fehlen ließ, so empfänglich, daß er alle Anstalten traf, dem König in die Stadt zu helfen. Muth und Klugheit gehörte aber dazu noch immer, denn die wüthenden Sechzehner, die Spanier, und die Armen, die von diesen gefüttert wurden, lauerten ihm scharf auf, und sprachen laut davon, daß sie die Stadt an allen Ecken anzünden wollten, wenn der Bearner eingelassen würde. Brissac versäumte indessen keine Vorsicht. Die meisten Mitglieder des Parlaments brachte er durch vernünftige Vorstellungen, auch wohl durch Versprechungen, insgeheim auf seine Seite, und das Volk gewann er durch Processionen, in denen das Bildniß der heiligen Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, vorangetragen wurde. Er besetzte ferner die wichtigsten Posten nicht mehr mit Spaniern, sondern mit Franzosen und sichern Leuten, dann bewirkte er ein Edict, daß kein Bürger öffentlich Waffen tragen solle, und ganz zuletzt, da alles bereit war, versammelte er am Abend den 21. März die Ober-

sten und Hauptleute der Stadtviertel, durch den er schon vorher die Sechzehner verdrängt hatte, und verabredete alles mit ihnen. Noch in der Nacht erhält Heinrich die nöthige Nachricht, und schon um vier Uhr des andern Morgens zeigen sich seine Truppen an den Thoren von Paris. Brissacs Wachen öfnen leise, und so ziehen die königliche Truppen in bester Ordnung ein, stellen sich in den Straßen in Schlachtordnung, und besetzen die wichtigsten Posten. Die überraschten Liguisten wagen keinen Widerstand, zumal da es ihnen ganz an Anführern fehlt, und verschließen sich still in ihren Häusern. Ein einziger Haufe von der spanischen Besatzung macht Miene, die Einrückenden anzugreifen, wird aber schnell umringt und niedergemacht. Sobald man sich der Stadt ganz versichert hatte, erschien auch Heinrich mitten unter einem großen Haufen seines Adels, nicht ohne Furcht, denn er sah sich schüchtern genug von allen Seiten um, und fragte oft, ob man sich auch der Thore völlig versichert habe. Zum Glück lief alles unerwartet ruhig ab, und da das Volk zuletzt gar anfing, laut zu rufen: „Es lebe der König!" so gewann er selbst seine gewöhnliche Heiterkeit bald wieder, und überließ sich angenehmen Betrachtungen: „Man sieht es recht, sagte er unter andern zu seinen Begleitern daß dies arme Volk lange in der Tyranney gehalten worden ist." Und als man bey seinem

Eintritt in die Kathedralkirche, wohin sein Zug zunächst ging, das gewaltsam drängende Volk abhalten wollte, sagte er freundlich: „Laßt sie doch! Ich will lieber mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn sie mich nur recht mit Bequemlichkeit sehen können; denn sie scheinen mir recht hungrig zu seyn, einen König zu sehen.“ In der Kirche empfing ihn ein Abgeordneter des Parlaments mit einer Rede, dann hörte er den ambrosischen Lobgesang (Te deum etc.) mit an, begab sich hierauf ins Louvre, und speisete daselbst an offner Tafel. Nachmittags waren alle Läden offen, in allen Werkstätten ward wieder gearbeitet, und es schien gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre.

Heinrichs Ehrgeiz gefiel sich jetzt darin, und sein wohlwollender Charakter stimmte mit demselben überein, durch Wohlthun, Belohnen und Verzeihen zu glänzen. Der Herr von Brissac erhielt 100,000 Thaler und die Marschallswürde, andere Freunde wurden nicht minder königlich bedacht. Seine Todfeindinnen aus dem Hause der Guisen, die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier, die Freiheit und Vermögen schon für verloren achteten, erhielten eine Schutzwache, ja der galante König besuchte sie noch am nämlichen Tage selbst, und spielte mit ihnen Karten. Als die spanische Besatzung auszog, sagte er zu den Officieren derselben: „Adieu,

meine Herren, empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie nie wieder.“ Als man ihm einige nannte, die seine Rache vorzüglich verdient hatten, sagte er: „Nein, nein, ich will alles vergessen, und da mir Gott vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben.“ Mit einem Worte, er schien diese glänzende Gelegenheit nicht vorüberlassen zu wollen, ohne es allen den Helden des Alterthums, deren Großmuth ihn oft entzückt hatte, in dieser Tugend gleich zu thun. Ja vielleicht übertrieb er gar die Milde gegen seine Feinde auf Kosten derer, die ihn treu anhingen. Wenigstens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt seyn wolle. Er druckte sich darüber öfters ziemlich witzig aus, „er vergolde die Bösen alle Tage, damit das Bley ihrer Bosheit nicht sichtbar werde.

Wirklich war auch mit der Eroberung von Paris der Feind noch lange nicht besiegt. Mayenne sammelte noch immer Truppen, die strengen Katholiken trauten dem Apostaten noch immer nicht recht, auch unter den Reformirten gab es seit seinem Rücktritt viele Mißvergnügte, und der Papst zauderte mit seiner Bestätigung gewaltig lange. Philipp II. und Mayenne sprachen sogar noch immer von der Wahl eines Kö-

nigs von Frankreich. Der Krieg mußte also noch weiter fortgeführt werden. Zuerst suchte Heinrich die liguistischen Truppen bey Laon auf, eroberte die Stadt und bald darauf viele andere, und ließ alle gefangene Officiere, die zu ihm übertreten wollten, in ihren Würden. Indem er so von Sieg zu Sieg fortschritt, wagte der pfäffische Fanatismus noch einen Versuch, ihn zu vernichten. Ein Jesuitenschüler, Johann Chatel, der Sohn eines pariser Tuchhändlers, erst 19 Jahre alt, fühlte sich zu demselben Vorsatz begeistert, den Jakob Clement an Heinrich III. ausgeführt hatte. Es gelang ihm, sich unter das Gefolge des Königs zu mischen, und eben als dieser einen ihm vorgestellten Officier umarmen wollte, fuhr jener plötzlich mit einem Messer auf ihn zu. Der Stich, der auf die Gurgel berechnet gewesen war, traf — weil sich der König eben bückte — die Lippe, und stieß ihm ein Paar Zähne ein. Der gleich ergriffene Mörder gestand, daß ihn nichts als die Liebe zur katholischen Religion und demnächst die Lehre der Jesuiten, daß es eine edle Handlung sey, einen ketzerischen König zu ermorden, zu dieser That verleitet habe. Er beharrte auch ruhig auf dieser Ueberzeugung, und litt die fürchterlichsten Martern, deren sich die rohe Justiz jener Zeiten noch bediente, mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers. Seine Aussagen bewegten das Parlament

zu einer Untersuchung der Archive der Jesuiten, und hier fand man so abscheuliche Schriften, daß Heinrich es für ein Werk der Gerechtigkeit hielt, die ganze Rotte dieser Böswichter aus dem Lande zu jagen (1594).

Dieser Vorfall versenkte den guten König auf einige Zeit in tiefe Melancholie, und machte ihn fast muthlos. Nur der Einfall einer neuen spanischen Armee in Frankreich weckte ihn wieder zu seiner alten Thätigkeit. Er ging ihr entgegen, und schlug sie bey Fontaine Francoise mit 15000 Mann, die aber wie die Löwen fochten, weil er an ihrer Spitze sein eignes Leben so wenig schonte, als suchte er den Tod. Mayenne verlangte darauf einen Waffenstillstand, und bat ihn, er möchte ihn doch nur nicht nöthigen, ihn früher als König anzuerkennen, als bis die päpstliche Absolution angekommen sey. Heinrich bewilligte ihm diese Gnade, und erlaubte ihm, sich bis dahin in Chalons aufzuhalten. Das Versöhnungsgeschäft ward unterdessen in Rom eifrig betrieben. Der neue Papst Clemens VIII. machte bloß aus Furcht vor Spanien noch soviel Umstände. Endlich geschah die längst ersehnte Ceremonie, 17. Sept. 1595. Der Papst setzte sich auf einen prächtigen, vor der Peterskirche errichteten Thron, umgeben von seinem Hofe und allen Cardinälen. Vor ihm erschienen die beiden französischen Minister, die des Königs Stelle ver-

traten, in großen Bußkleidern, lasen die Bitte des Königs ab, und schwuren dem Papst und der römischen Kirche knieend Gehorsam. Hierauf wurden sie näher an den Thron geführt, wo sie abermals auf die Knie fielen, und unter Absingung des 51sten Psalms bey jedem Verse vom Papste mit einer Ruthe berührt wurden. Alsdann stand der Papst auf, betete mit entblößtem Haupte, bedeckte sich, setzte sich nieder auf seinen Thron, und sprach im Namen Gottes und der Apostel Peter und Paul, wie auch Kraft seiner päpstlichen Gewalt, Heinrich den Vierten von dem Banne los. Hierauf wurden die Thüren der Peterskirche geöfnet, die abgeordneten hineingeführt, und der ambrosische Lobgesang angestimmt. Die Verbindlichkeiten, welche dem Könige noch bey dieser Gelegenheit aufgelegt wurden, bestanden darin, daß er zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung alle Tage den Rosenkranz und Mittwochs die Litaney beten, die Jungfrau Maria zur Fürsprecherinn im Himmel annehmen, täglich eine Messe hören, die Fasttage und andere Kirchenverordnungen beobachten, alle Jahre wenigstens viermal beichten und communiciren, in jeder französischen Provinz ein Mönchs- oder Nonnenkloster bauen, und endlich Gott im ganzen Reiche für diese Gnade danken lassen sollte. Man sagt auch, eine geheime Bedingung seiner Absolution sey die Zurückberufung der Jesuiten

gewesen, die leider bald darauf wirklich erfolgte. — Solche Dinge hielt ein König wie Heinrich IV. damals für nöthig, um sich in dem Vertrauen seiner Unterthanen fest zu setzen! Und man muß es sagen, daß er während seiner ganzen Regierung den Zwang des katholischen Rituals mit eben soviel Treue als Gelassenheit ertrug.

Nun endlich unterwarf sich auch Mayenne, doch nicht ohne große Forderungen zu machen, die Heinrich erfüllte, und ihn mit Wohlthaten und Freundsschaftsbezeugungen überhäufte.

42.

Heinrichs IV. Regierung und Tod.

(† 1610, 14. May.)

Die Spanier legten sich nicht sobald zum Ziele. Sie fielen 1596 wieder in die Picardie ein und eroberten Calais und mehrere benachbarten Städte. So gab es denn wieder einen neuen Feldzug, in welchem das Glück auf Heinrichs Seite war. Nach Beendigung desselben berief er die Stände nach Rouen zusammen, um sich mit ihnen über die Einrichtung einer bessern

Staatshaushaltung zu berathschlagen. Der Adel ward bezaubert von der Freundlichkeit und Artigkeit des Königs, und fiel ihm in allen guten Vorschlägen bey. Im folgenden Frühjahr gab es einen neuen Schreck, die Spanier fielen abermals in die Picardie ein, und eroberten Amiens, eine damals sehr wichtige Festung (11. März 1597). Es kostete viele Mühe, sie da wieder herauszutreiben, indessen endigten sich doch diese Händel im folgenden Jahre (1598, 2. May) durch einen sehr vortheilhaften Frieden, der zu Vervins, einem Städtchen in der Picardie geschlossen wurde. Hierauf brachte Heinrich den Herzog von Savoyen und den rebellischen Statthalter von Bretagne zum Gehorsam zurück, und nun erst (1598) konnte er sagen, daß er das Reich von innern und äußern Feinden völlig befreit habe.

Jetzt begann er eine ganz neue innere Schöpfung. Um die politische Existenz der Reformirten zu sichern, und allen Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen, gab er (am 20. April 1598) das berühmte Edict von Nantes, worin den Reformirten in allen Stücken völlig gleiche Rechte mit den Katholiken zugesichert wurden. Das Parlament zauderte zwar ein ganzes Jahr lang mit der Registrirung dieses Edicts, und that mehrmals nachdrückliche Vorstellungen dagegen, aber endlich brachte es Heinrich durch seine einschmei-

chelnde Beredsamkeit dahin daß die Herren ihre Meinung zurücknahmen. Ferner dankte er viele Soldaten ab, und nöthigte sie, den Acker zu bauen. Heruntergekommenen Landleuten erließ er die noch rückständigen Steuern, den Fabrikanten ließ er Unterstützungen reichen, und so brachte er das durch so viele Bürgerkriege fast verwilderte Land allmälig wieder in Flor. Als der Herzog Karl Emanuel von Savoyen ihn einmal fragte, wieviel ihm Frankreich wohl einbringe, antwortete er: „So viel als ich will. Denn da ich das Herz meiner Unterthanen habe, so kann ich von ihnen fordern soviel mir beliebt. Aber ich denke doch wenn mir Gott noch einige Zeit das Leben fristet, so will ich es so machen, daß kein Bauer in meinem Königreiche seyn soll, der nicht alle Sonntage wenigstens ein Huhn im Topfe haben könnte." Er schwieg hierauf einen Augenblick, und setzte dann noch weiter hinzu: „Dessen ungeachtet will ich noch so viel haben, daß ich eine hinlängliche Anzahl von Truppen unterhalten kann, um alle die zur Rechenschaft zu fordern, die sich an mir als König vergreifen." Der Herzog von Savoyen hatte selbst zu diesen gehört.

Die schönste Maaßregel, die Heinrich zum Glücke seines Volks ergreifen konnte, war die Ernennung des Marquis von Rosny, nachherigen Herzogs von Sully zum Oberaufseher (Surintendant) der Finanzen. Es ist eine alte Be-

merkung, daß große Männer auch immer treffliche Diener haben. Der Grund liegt zum Theil darin, daß verwandte Geister sich leicht erkennen und gern vereinigen, und wenn zugleich ein Fürst von Heinrichs Karakter ist, durch dessen Gemüthlichkeit der Diener in einen Freund verwandelt wird, so muß der Verein auch so untrennbar sein, wie zwischen diesen Beiden. Denn es ist schwer zu sagen, ob Sully's Rechtschaffenheit oder seine Klugheit größer war; genug er war Heinrichen alles, und ohne ihn beschloß dieser nichts. Er durfte sogar oft dem König ein tadelndes Wort sagen, und erhielt fast allemal noch Dank dafür. Die Art, wie Heinrich mit ihm umging wird man aus folgendem Briefchen kennen lernen: „Ich höre, mein lieber Sully, daß Sie auf Ihrem Gute einen Park anlegen lassen. Als Freund der Bauluſtigen und als Ihr guter Herr schicke ich Ihnen hier 6000 Thaler, um Ihnen zu helfen, daß es etwas hübsches wird." Ein ander Mal schrieb er ihm: „Ich will nicht erst erwarten daß diejenigen, welche mir treu dienen, mich um etwas bitten sollen. Sie helfen mir so brav, meine Geschäfte zu verrichten, daß ich Ihnen auch helfen will, die Ihrigen zu betreiben. Ich gebe Ihnen 20,000 Thaler zu meinen außerordentlichen Angelegenheiten, lassen Sie davon die nöthigen Ausgaben bestreiten."

Durch die Ersparnisse und weisen Steuer-

vertheilungen dieses Ministers konnte jährlich etwas Beträchtliches in den Schatz gelegt werden, womit Heinrich künftige Projecte auszuführen gedachte. Auch waren noch gewaltige Schulden abzutragen. Nur ein einziges unter den Mitteln, welche zur Vermehrung der königlichen Einkünfte hervorgesucht wurden, war schlecht berechnet. Es war eine jährliche Abgabe, la Paulette genannt, die in dem sechzigsten Theile der Besoldung eines Justiz- oder Finanzbedienten bestand, wodurch derselbe sein Amt in seiner Familie erblich machen konnte. Schon war es vorher schlimm genug gewesen, daß alle diese Aemter verkauft wurden, nun wurden sie gar erblich, und alle Aufforderung zum Fleiße und zu einer auszeichnenden Geschicklichkeit fiel weg.

Im Jahre 1599 ließ sich Heinrich von seiner Gemahlinn Margarete scheiden, die ihm wegen ihrer Sittenlosigkeit längst verhaßt gewesen war. Schade daß seine neue Gemahlinn, Maria von Medici, Schwester des regierenden Herzogs von Toscana, nicht Geist genug hatte um einen solchen Mann gehörig zu fesseln. Er war zufrieden, als sie ihm einen Dauphin und noch einen andern Prinzen geboren hatte, und schenkte dann seine Gunst andern Damen.

Aber bey allen Zerstreuungen, die Heinrich liebte, ging doch sein Geist mit großen Plänen

um. Das spanische und das östreichische Haus zu schwächen und ganz Europa in eine bestimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu zertheilen, so daß unter allen ein möglichst vollkommenes Gleichgewicht entstehen sollte, von welchem ein ewiger Friede die Folge seyn müßte: das war sein Lieblingsproject. Etwas davon dachte er schon 1609 zu realisiren, als in Deutschland der jülichsche Successionskrieg ausbrach, von dem im sechsten Theile erzählt ist. Vorläufig schickte er den deutschen Fürsten Subsidien, aber 1610 wollte er selbst mit einem Heere nach Deutschland gehen, und schon war er mit den Zurüstungen fertig, als eine Unthat die man nicht ohne Mißvergnügen lesen kann, die ganze Gestalt der Dinge veränderte.

Die spanische Partey war in Frankreich noch nicht ganz ausgestorben. Viele Herren am Hofe sogar, die mit dem Könige nicht zufrieden waren, zogen insgeheim Leibrenten aus Spanien, die Jesuiten, die Trotz Sully's und des ganzen Parlaments Widerstreben 1603 wieder ins Reich aufgenommen waren, konnten das Edict von Nantes unmöglich ertragen, und die Königinn endlich, eine tückische, leidenschaftliche und dabey sehr begränzte Italiänerinn, mußte ja wohl den Gemahl hassen, der von einer Maitresse zur andern flog, und sie ganz zurücksetzte. Diese drey Parteien scheinen ganz in der Stille man weiß nicht

wie, in eine zusammen geflossen zu seyn, alle hatten nur einen Wunsch, und waren vermuthlich sehr erfreut, als die Reize einer verlassenen Maitresse des Königs, der Marquise von Verneuil, einen verwegenen Kerl zur Ausführung desselben begeisterten. Ob hier eine Verschwörung obgewaltet, und wie weit sich dieselbe erstreckt habe, weiß man noch bis auf diesen Tag nicht, aber das ist gewiß, daß man vom Tode des Königs in allen Theilen des Reichs sprach, noch ehe derselbe erfolgt war, daß eine Menge der verschiedenartigsten Personen, besonders Jesuiten, darum gewußt haben, daß vermuthlich auch die Königinn unterrichtet war, ja endlich daß Heinrichen selbst sehr deutliche Anzeigen davon sichtbar geworden seyn müssen. Schon das kam ihm sonderbar vor, daß die Königinn in ihn drang, sie auf den Fall, daß er nicht aus dem Feldzuge zurückkehrte, krönen zu lassen. Er weigerte sich lange, und schützte den damit verknüpften Geldaufwand vor. Als er es endlich, von allen Seiten zugesetzt, ungern bewilligt hatte, sagte er zu seinem treuen Sully: „Ach mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht was das heißt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bey Gott, ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen, denn ich sehe wohl, daß sie kein anderes Mittel haben, als meinen Tod."

Sully erschrak über diese räthselhaften Worte, und rieth selbst, diese Feierlichkeiten einzustellen; da sich aber die Königinn dadurch höchst beleidigt stellte, so gab Heinrich nochmals nach. Daß aber jetzt keine treue Seele aufstand, und dem Könige oder seinem Minister einen bestimmten Wink gab, das ist fast unbegreiflich.

Die Krönung der Königinn ward am 13. May zu St. Denys von dem Kardinal Joyeuse vollzogen. Drey Tage nachher sollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris geschehen, wozu die Bürger allerley festliche Anstalten in den Straßen machten, ihre Häuser ausschmückten, Ehrenpforten erbauten, u. dergl. Man bemerkte in diesen Tagen an dem König eine ungewöhnliche Unruhe, er aß wenig, und sprach nur abgebrochen. Am 14. gegen vier Uhr Nachmittags befahl er anzuspannen, und setzte sich dann mit sieben Edelleuten in den Wagen, um ein wenig spazieren zu fahren. Die Wagen waren damals lang und schwerfällig, wie unsere mit Leder überdeckten und verhängten Postwagen. Um die Triumphbogen, an denen überall in den Straßen gearbeitet wurde, besser sehn zu können, ließ Heinrich die Leder an den Seiten alle aufziehen. Als der Kutscher fragte wo er hinfahren solle, antwortete er verdrießlich: „Bringe mich nur von hier weg!" Im Fahren unterhielt er sich mit dem Herzog von Epernon, der zu

seiner Rechten saß, über den bevorstehenden Krieg. Als die Kutsche in die enge Eisenhändlergasse (rue de la ferronnerie) kam, war der Weg von Fuhrleuten und Kärrnern so verstopft, daß still gehalten werden mußte. Während dieser Stokkung sprangen die Bedienten alle herunter, einige gingen über einen nahen Kirchhof, einer lief voraus, um Platz zu machen, so daß der Wagen in welchem der König saß, ganz ohne Bedeckung gelassen war. Die sechs rückwärts sitzenden Herren sahen sich alle nach den Pferden um. Der König sagte seinem Nachbar etwas ins Ohr. Diesen Augenblick benutzte ein gewisser Ravaillac, der dem Wagen immer von weitem nachgefolgt war, um seinen längst entworfenen Plan auszuführen. Er stieg auf das hintere Kutschenrad auf der linken Seite, wo der König saß, bog sich in den Wagen hinein, und versetzte dem Könige zwey Stiche hinter einander mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen sitzenden Herren die That eher gewahr ward, als bis sie geschehen war. Auf des Königs Geschrey: „Mein Gott! ich bin verwundet!" wandten sie sich alle um, und sahen den Mörder noch einen dritten Stich thun, der aber fehl ging, worauf er vom Wagen sprang, mit dem blutigen Messer in der Hand starr wie eine Bildsäule stehen blieb, und sich freiwillig greifen ließ. Man sagt, es haben sich in diesem Augenblick mehrere Kerle mit bloßen

Degen

Degen sehen lassen, und gerufen, man müsse ihn tödten, da sie aber daran verhindert worden wären, hätten sie sich geschwind im Gedränge verloren. Der König war übrigens in den ersten Augenblicken verschieden, denn der eine der beiden Stiche hatte ihm gerade die Hohlader unter dem Herzen zerschnitten. Bey der Section fand man alle edle Theile in so vortreflichem Zustande, daß die Aerzte erklärten, er würde ohne diesen Zufall wenigstens noch 30 Jahre gelebt haben. Und so mußte er schon im 56sten Jahre die Welt verlassen, die seiner so sehr bedurfte!

Die Nachricht von diesem entsetzlichem Vorfall rührte ganz Frankreich wie ein Donnerschlag. Wenige Könige sind wohl so tief betrauert und noch so lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit von ihren Unterthanen zurückgewünscht worden. Aber während der biedere Theil der Nation in ihm seinen Wohlthäter und Vater beweinte, triumphirten die wenige Schurken, die durch seinen Tod einen größern Spielraum für ihre ehrgeizigen und eigennützigen Bestrebungen gewonnen hatten. Am Hofe war er so schnell vergessen, als ob er nie gelebt hätte. Selbst der Prozeß des Mörders ward so schläfrig betrieben, und es gingen dabey soviel Ungerechtigkeiten vor, daß man gestehen muß, nicht diesem Unglücklichen, sondern denen die seine Richter bestellten, gebühre der erste Preis der Ver-

worfenheit und Bosheit. Man ließ ihn so schlecht bewachen, daß er tausendmal hätte entwischen können, wenn er gewollt hätte, und die Priester, die ihn besuchten, predigten ihm nichts mehr ein, als die Warnung, keinen Andern mit sich ins Unglück zu ziehen. So beharrte er denn selbst auf der Folter dabey, daß er keinen Mitschuldigen gehabt, sondern die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den Ketzerkönig begangen habe. Dies scheint auch in der That sehr glaublich, wenn man weiß, daß dieser Mensch von jeher ein schwärmerischer Kopf, und ehemals Ordensbruder gewesen war, und immer mehrere Zettel mit biblischen Sprüchen mystischen Inhalts als Amulete bey sich führte. Auf alle Fälle war es also von der geheimen Partey, die des Königs Tod gewünscht, ein glücklicher Gedanke gewesen, grade ihn zu wählen; und wer weiß wie schlau man vielleicht sein einfältiges aber verkehrtes Gemüth selbst hintergangen hat. Von der oben genannten Marquise von Verneuil, der Todfeindinn Heinrichs, hatte man ihn mehrmals weggehen sehen. Er litt die fürchterlichste Strafe *) ohne zu muchsen. Die Ac-

*) Er wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verursachten Wunden ward geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen, dann band man vier schwache Pferde an seine Arme und Beine,

ten seines Processes wurden heimlich und schnell über die Seite gebracht.

46.

Ludwig XIII.

(1610 — 1643).

Alles Elend einer minderjährigen Regierung, unter welchem Frankreich einst so lange geseufzt hatte, brach nun wieder über das unglückliche Land zusammen. Der Dauphin Ludwig war noch nicht neun Jahre alt, und seine Mutter hatte nicht minder Lust, ihn zeitlebens zu beherrschen, als einst Katharine von Medici bewiesen hatte, drey Könige zu vertreten. Noch am Todestage ihres Gemahls berief sie das Parlament zusammen, und ließ sich mit ungerechter Uebergehung mehrerer Prinzen vom Geblüt zur Regentinn erklären. In den ihr zugeordneten Staatsrath nahm sie alle Großen auf, die Ansprüche darauf

um ihn zu zerreißen, aber diese zogen wohl eine Stunde, ehe sie damit zu Stande kommen konnten. Das erbitterte Volk freute sich an dem Anblick dieser unerhörten Unmenschlichkeit, und übte noch an dem zerstückelten Leichnam seine Wuth aus.

machteen, um eben durch die Menge die Uneinigkeit und die Verwirrung zu nähren. Ihr engerer Rath bestand aber nur aus zwey Landsleuten, einem Florentiner Concini und seiner Frau, welche letztere wirklich ein feines Weib war, und alle Geschäfte leitete, zugleich aber auch so trefflich für sich selbst sorgte, daß die Prinzen vom Geblüt sich einer solchen Einnahme nicht rühmen konnten, als diese Creaturen hatten. Der Herr von Concini kaufte sich bald das Marquisat Ancre in der Picardie und noch viele andere Güter und Ehrenstellen, und 1614 ward er gar zur Marschallswürde erhoben. Alle diese Menschen und die Königinn selbst gingen mit den Einkünften des Reichs um, als ob sie ihr freies Eigenthum wären, und der ehrliche Sully, der sich Anfangs als Schatzmeister der ungeheuren Verschwendung der Königinn widersetzte, ward dafür bald durch allerley Kabalen vom Hofe entfernt. Alle noch übrigen Minister des vorigen Königs wurden durch den Uebermuth der Königinn und durch die Begünstigung jener Fremden erbittert, und die meisten dankten freiwillig ab. In kurzem wurden über sechzig der weisesten Edicte der vorigen Regierung aufgehoben, und die wichtigsten Stellen in den Provinzen wurden so besetzt, als ob man das Reich recht mit Fleiß zu der tiefsten Ohnmacht herabbringen wollte. Wie mußte

auch auf einen Heinrich IV. eine solche Regierung folgen!

Als nun Ludwig sein 14tes Jahr angetreten hatte, wurde er nach den französischen Gesetzen für mündig erklärt, und zum Könige gekrönt. Seine elende Mutter hielt in voller Versammlung eine prunkende Rede an ihn, worin sie ihn ermunterte, löblich zu regieren. Er sagte darauf eine andere her, worin er ihr für die bisherige weise Regierung dankte, und sie bat, dieselbe doch noch fernerhin zu übernehmen, wozu sie sich denn natürlich sehr geneigt bewies. Einer Vormundschaft bedurfte der junge König allerdings noch sehr, denn er war noch so kindisch und schlecht erzogen, daß er durchaus zu keinem ernsthaften Geschäfte zu gebrauchen war. Er kam auch in seinem Leben nicht dahin. Sein liebster Gesellschafter war ein gewisser Herr von Luines, ehemals Kammerpage unter Heinrich IV., der sich seine Gunst durch ein Geschenk von abgerichteten Falken zu erwerben gewußt hatte. Die Regentinn hatte nichts gegen diesen Umgang, weil doch der Knabe etwas zu spielen haben mußte, und Luines ihr ein ziemlich gutmüthiger und unschädlicher Mensch zu seyn schien.

Eine schlechtere Wirthschaft ist wohl nicht leicht an einem Hofe getrieben worden, als während der Regierung dieser Maria am französischen. Heinrich hatte von der ungeheuren Schul-

denlast, die er vorgefunden, noch 300 Millionen Livres stehen lassen müssen, und diese vermehrte sich jetzt von Jahr zu Jahr ins Unermeßliche. Die Ausgabe überstieg die Einnahme weit, vielen hundert Müßiggängern wurden enorme Jahrgelder gegeben, und die Einnehmer der königlichen Einkünfte wurden so schlecht kontrollirt, daß sie machen konnten was sie wollten. Das Parlament that mehrmals Vorstellungen über die schlechte Verwaltung des Staats, wurde aber von der Königinn und ihren Kreaturen jedesmal mit dem Bescheide abgewiesen, der König sey über seine Handlungen niemanden als Gott Rechenschaft schuldig. 1615 wurde Ludwig XIII. mit einer spanischen Prinzessin, Anna vermählt, und folglich ein Interesse geknüpft, das Heinrich IV. so ernstlich zu zerreißen gesucht hatte.

Das allgemeine Murren der Franzosen über eine so nichtswürdige Regierung hielt sich nicht lange in den Schranken häuslicher Gespräche. An mehrern Orten brach der Aufruhr öffentlich aus. Der junge Condé, Sohn des vergifteten, stellte sich an die Spitze eines Haufens und erklärte den Feinden des Königs und des Staats (so nannte er Mariens Minister) den Krieg. Der Hof zerfällt nun wieder in Partien, wie ehemals; Condé wird auf eine Weile mit großen Kosten befriedigt, aber die Minister siegen doch, und wissen durch die künstlichsten Intriguen auch

noch die wenigen rechtschaffenen Räthe aus dem Staatsrath zu entfernen. Während in den Provinzen der Bürgerkrieg wüthet, arbeitet am Hofe der Factionenhaß, und Luines, der sich jetzt dem Könige unentbehrlich gemacht hatte, wußte ihn zu überreden, daß es Zeit sey, seine Mutter mit sammt ihrem Anhange zu entfernen, und selbst zu regieren. Der erste Schritt dazu, meinte er, müsse die Wegräumung des allverhaßten Concini (Marschalls von Ancre) seyn. Ludwig, zu schwach und zu feig, um als König zu handeln, gesellt sich zu den Meuchelmördern, und bewilligt des Marschalls Ermordung, ja er stellt sich zu der verabredeten Stunde selbst ans Fenster, um sie mit anzusehen. Es war den 24. April 1617, früh um 6 Uhr, um welche Zeit der Marschall täglich ins Louvre zu gehen pflegte. Die Mörder erschossen ihn auf der kleinen Brücke, die ins Louvre führt, und riefen dann laut: „Es lebe der König!" worauf sich dieser am Fenster freundlich mit dem Hute bedankte. Welchen Grad die Wuth eines gedrückten Volks erreichen kann, wenn es seiner Tyrannen endlich mächtig wird, sah man auch hier. Man hatte d'Ancre's Leichnam still in einer Kirche begraben, aber der Pöbel erfuhr nicht so bald den Begräbnißort, als er in großen Schaaren hinstürmte, ihn herausriß, durch die Straßen schleppte, prügelte, an einen Galgen hängte, den er selbst hatte erbauen lassen, dann

das Herz ausriß, das Fleisch in Stücke zerschnitt, alles in einem großen Feuer verbrannte, und endlich Asche und Knochen in die Seine warf. Luines ließ nun auch die Marschalinn gefangen nehmen und ihr den Prozeß machen. Dann kam es an die Königinn Mutter, die, schon tief gekränkt durch die Trennung von ihren Vertrauten, nun auch ihre Leibwache verlor. Vergebens wünschte sie den jungen König, ihren Sohn, zu sprechen, man ließ sie nicht vor, vielmehr deutete man ihr an, daß sie den Hof verlassen, und sich auf ihre Güter begeben solle. Mit verbissenem Schmerze entschließt sie sich endlich, nach Blois zu gehen, und nimmt die Abschiedsbesuche des Hofes mit vieler Fassung an. Auch der König erschien Höflichkeits halber mit seinem Bruder und dem Herrn von Luines, und sagte ihr einige kalte Worte. Sie hatte sich geschmeichelt, ihn noch bey dieser Gelegenheit zu rühren und umzustimmen; da er sich aber auf nichts einließ, und sogar ihrer Umarmung durch eine schnelle Verbeugung auswich, und sie nun einsah, daß ihre Rolle am Hofe wirklich ausgespielt sey, da stürzten ihr die Thränen der Verzweiflung von den Wangen, und weinend stieg sie in die Reisekutsche (4. May 1617). Bald darauf ward der Marschallinn von Ancre, ohne daß man ihr etwas hätte strenge beweisen können, nach Urtheil und Recht der Kopf abgeschlagen und der Leib

verbrannt. Ihr unermeßliches Vermögen erhielt der Herr von Luines, der nun eine Zeitlang eben das war, was Ancre gewesen war, nur mit noch weniger Kopf und Kenntniß von Staatsgeschäften. Nach seinem Kopfe ging nun alles, von seiner Gunst hingen die wichtigsten Bedienungen ab, ja ohne sein Vorwissen durfte niemand den König sprechen. Das arme Reich war also um nichts gebessert.

Indessen brach (1618) in Deutschland der gewaltige Krieg aus, der — für jetzt den Gränzstein unserer Erzählungen machen soll. Wir verlassen daher die Franzosen jetzt auf eine Weile, um erst die Geschichten der übrigen Völker bis an diesen Gränzstein fortzuführen.

VI.

Die Engländer.

1.

Heinrich VI.

(1422 — 1461.)

Der Schauplatz englischer Thatkraft, die wir im fünften Theile dieses Werks außerhalb ihrer Heimath, auf Frankreichs Boden, mit Glück kämpfen sahen, verändert sich. Nach innen wendet sich der Kampf, und nachdem die Hofnung eines fremden Throns Heinrich VI. allmählig entrissen ist, wird ihm der Besitz seines eignen angetastet. Indem er keine Eigenschaften zeigt, ihn mit Geschicklichkeit zu behaupten, tritt ein anderer auf, dessen Streben zu herrschen aus größerer Energie hervorgeht. Dies war Heinrichs VI. Vetter,

der Herzog Richard von York. Schon hatte er sich theils in Frankreich, theils in Irland hervorgethan, und in dem letztern Lande eine lange und gefährliche Rebellion mit so viel Geschicklichkeit gestillt, daß er auch hoffen konnte, eine andere mit eben so vielem Glück zu erregen. Doch auch das Gehässige dieser Idee, milderten Rechtsansprüche der Abstammung. Zwar stammte er nur von dem vierten, und der König von dem dritten Sohne König Eduards III. her, und in so fern war allerdings sein Anspruch auf die Krone nicht so nahe, als der des Königs; allein auch Heinrichs eigner Großvater hatte seiner Linie *) nur durch gewaltsame Ermordung seines Vorgängers den Weg zur Herrschaft gebahnt, und dieses Verbrechen erschien jetzt auch dem Volke aufs neue strafbar, da es die Regierung eines so elenden Enkels zur Folge hatte. Viele Herren vom höchsten Adel wandten daher dem tapfern Richard von York ihre Wünsche zu, und versprachen ihm unter der Hand allen Beistand zur Uebermältigung der jetzt herrschenden Lankasterschen Partey. Die Factionen fingen an, sich allmälig sichtbarer zu theilen, und die Wappen der beiden Fürsten gaben ihnen zuerst unterscheidende Namen. Yorks Partey hieß die weiße, und

*) Die seitdem die Lancasterſche hieß, weil er vorher Herzog von Lancaster genannt worden war.

die königliche oder lankasterſche, die rothe Roſe.

Herzog Richard überlegte, noch während er in Irland war, lange ſeinen Plan. Zuerſt beſchloß er, eine Probe zu machen, wie ein kühner Angriff auf London ſelbſt wohl gelingen könne. Ein kühner und verſchmitzter Kerl, Namens Johann Cade, der wegen ſeiner Verbrechen ſchon einmal aus England hatte fliehen müſſen, kehrte jetzt in der Maske eines Lords Mortimer zurück, der ehemals bey dem Volke ſehr beliebt geweſen, und zu Anfange der gegenwärtigen Regierung unrechtmäßig verbannt worden war. Der Pöbel in Kent glaubte dem Betrüger, verſprach ihm allen Beiſtand, wenn er ſich rächen wolle, und ließ ſich willig von ihm bis an die Thore der Hauptſtadt führen. Hier kapitulirte er lange mit den Miniſtern, ſchlug einen von ihnen abgeſandten Kriegshaufen in die Flucht, und ward endlich gar eingelaſſen, nachdem der Hof aus der Stadt entflohen war. Zwar konnte er den Betrug nicht lange verbergen, und büßte ſeine Verwegenheit mit dem Tode, aber ſein Beiſpiel zeigte doch hinreichend, was ein Mann von höherem Gewichte und edlern Abſichten allenfalls der Regierung von London würde bieten dürfen.

Schon früher hatte das Volk einen Miniſter des Königs und Liebling der Königinn, den Grafen von Suffolk, durch einſtimmiges Dringen

vom Hofe entfernt und bald darauf gar getödtet. Auch Richard wollte zuerst blos als Sprecher des Volks auftreten, und die Abschaffung vieler Mißbräuche in der Regierung und die Absetzung des neuen eben so wenig beliebten Ministers Sommerset fordern. Er that dies an der Spitze von 10,000 Mann, mit denen er 1452 vor London rückte. Der König zog ihm entgegen, hatte eine Unterredung mit ihm, und bewilligte alle seine Forderungen, worauf der Herzog sich an die Gränze von Wales zurückzog. Im folgenden Jahre ward der König krank, und die Königinn glaubte am sichersten zu gehen, wenn sie jetzt dem Herzog von York mit Vertrauen entgegen käme, und ihm freiwillig die Führung der Geschäfte übergäbe. Richard kommt nach London, und wird vom Parlament selbst als Protector des Reichs anerkannt. Diesen entscheidenden Moment wagt er nicht zu benutzen, und von dem Augenblick an, da die Lancasterschen ihn unentschlossen sehen, wächst ihnen der Muth wieder, und sie beschließen ihn zu stürzen. Der König wird beredet, die Regierung selbst wieder zu übernehmen und den Herzog von Sommerset wieder ins Ministerium einzusetzen. Richard sieht sich beschimpft, verläßt schnell den Hof, wirbt Truppen, schlägt das königliche Heer bey St. Albans (22. May 1455), und bekommt den König selbst in die Hände. Auch nach diesem Siege beweiset

er die größte Mäßigung. Er behandelt seinen Gefangenen ehrerbietig und schonend, und als das Parlament ihm zum zweiten Mal die Regentschaft zuerkennt, läßt er ihn sogleich wieder los.

Auch diesmal galt seine Mäßigung seinen Feinden für Furcht. Während einer Reise, die er im folgenden Jahre machte, führt die Königinn Margarete ihren Gemahl vor das Oberhaus, und er erklärt demselben zum zweiten Male seinen Wunsch, allein zu regieren. Es wird nicht widersprochen, und Richard findet bey seiner Rückkehr die Umstände so, daß er nichts gewaltsames zu unternehmen wagt. Aber die Reibung zwischen beiden Parteien ward doch ganz allmälig so stark daß bey der ersten Annäherung irgend eines Zunders die Flamme sogleich ausbrechen mußte. Der Graf von Warwic, ein Freund und Verwandter Richards von York, und damals Gouverneur von Calais, war durch Klugheit und Reichthum der einflußreichste Genosse der Yorkschen Partey. Einer von seinen Leuten insultierte einen Diener des Königs, und daraus entstand eine allgemeine Prügeley, in welche selbst viele Vornehme verflochten wurden. Man vermuthet dahinter tiefer liegende Plane, der Hof zieht Truppen zusammen, Warwic eilt in sein Gouvernement zurück, sein Freund Salisbury bringt in der Eil eine Mannschaft auf, geht damit den Königlichen entgegen, und schlägt sie bey

Bloreheath an der Gränze von Stäffordshire (23. Sept. 1459). Im folgenden Jahre kommt Warwic von Calais herüber, vereinigt sich mit Richard, und schlägt den König wiederum bey Northamton (10. Jul. 1460), ja er bekommt ihn selbst gefangen. Das war also schon das zweite Mal, daß Heinrich VI. seinen Feinden in die Hände fiel. Aber so gering achteten sie ihn, daß sie ihn auch diesmal ohne alle Feindseligkeit behandelten, und ihn, wie das erste Mal, losließen, sobald sie ihre Absichten erreicht hatten.

Richards Aengstlichkeit ging bey dieser neuen günstigen Gelegenheit so weit, daß seine Freunde selbst darüber unwillig wurden. Anstatt gleich ohne Umstände als König zu verfahren und dem Parlamente zu gebieten, fand er sich vor demselben wie vor seinem Richterstuhle ein, und legte ihm seine Ansprüche auf die Herrscherwürde vor. Das Parlament behandelte dann auch die Sache wie jeden geringen Rechtsfall, und entschied dahin, daß er allerdings jetzt als Protector die Regierung verwalten, und nach Heinrichs Tode auch den königlichen Titel führen solle, daß aber Heinrich in Betracht seines 38jährigen Besitzes nicht gewaltsam des Throns entsetzt werden dürfe. York begnügt sich auch damit wieder, und die Ruhe schien eine Zeitlang hergestellt. Aber das dauerte nicht lange. Die Königin, welche gleich nach der Schlacht bey Northampton zu den nörd-

lich wohnenden Baronen geflohen war, hatte dort durch ihre Beredsamkeit und Anmuth so viele derselben für sich gewonnen, daß sie unversehens mit 20,000 Mann auftreten, und den Feind ihres Hauses in offenem Felde herausfordern konnte. York kann in der Eil nicht mehr als 5000 Mann zusammenbringen, aber um nicht in dem entscheidendsten Momente verzagt zu erscheinen, und in der Hofnung, durch Tapferkeit den Mangel der Stärke zu ersetzen, wagt er auch damit einen offenen Angriff. Der Erfolg war vorherzusehen. Dreitausend seiner Anhänger starben den Heldentod, und er selbst wollte sie nicht überleben. Die Schlacht fiel vor bey dem Städtchen Wakefield am 24. Dec. 1460.

Margarethe frohlockte über ihren Sieg. Sie befahl, dem Erschlagenen das Haupt abzuschneiden und es mit einer papiernen Krone verziert auf das Thor von York zu stecken. Sein dritter Sohn, der Graf von Rutland, ein schöner Jüngling von 17 Jahren, ward als gefangener vor den Lord Clifford, einen wüthenden Lankastrier, gebracht, und von diesem mit eigener Hand erstochen. Alle andere Gefangene von hoher Geburt starben unter dem Henkerbeil.

Aber damit war die Yorkische Partey noch bey weitem nicht ausgerottet, ja nicht einmal niedergebeugt. Herzog Richard hinterließ außer einem zahlreichen Anhang im Adel noch sechs eigne

Kin-

Kinder, unter denen Herzog Eduard, der älteste Prinz, das Werk seines Vaters mit Eifer ergriff, und in größter Eil eine Menge tüchtiger Krieger unter seine Fahnen sammelte. Er kommt damit eher nach London als die Königinn, und das Volk, bezaubert von seiner königlichen Gestalt, seiner Jugendfülle und seiner Freundlichkeit, heißt ihm mit lautem Jubelgeschrey willkommen. Der kluge Gebrauch, den er von seinen unermeßlichen Reichthümern macht, setzt ihn in der Volksgunst noch fester. Graf Warwic, seines Vaters alter Freund, und selbst ein Liebling der Engländer, versammelt die Bürger der Hauptstadt unter einer militärischen Bedeckung in St. Johns Fields, hält eine Rede an sie, worin er die Erbärmlichkeit der bisherigen Regierung und die herrlichen Eigenschaften des jungen Herzogs von York ins Licht stellt, und fragt dann, ob sie noch länger Heinrich VI. zum Könige haben wollen. Ein allgemeines Nein erfolgt, und auf die Frage, wen sie dann begehrten, ruft alles: Eduard von York! So ward dann dieser am folgenden Tage (5. März 2461) feierlich in London unter dem Namen Eduard IV. zum Könige proklamirt.

2.

Eduard IV.

(1461 — 1483.)

Wieder eine wilde, unruhige Regierung nicht ohne Szenen von Grausamkeit, weil der zwanzigjährige ungestüme Monarch glaubte, daß Feinde nur durch ein immerwährendes Schrecken unterdrückt werden könnten Die muthige Königinn Margarete, die noch immer die Hofnung nicht aufgab, und abermals mit 60,000 Mann in Yorkshire stand, mußte zuerst geschlagen werden. Es geschah bei Touton am 29. März 1461. Eduard befahl, keinem Lankastrier Pardon zu geben, und so wurden ihrer in der Schlacht und auf der Flucht gegen 36,000 erschlagen! Mit Mühe entkamen Margarete und ihr Gemahl Heinrich VI. noch nach Schottland, Eduard hingegen kehrte im Triumph nach London zurück, und zwang das Parlament, ihn als König anzuerkennen. Dann ruhte er eine Weile, und überließ sich, seinem jovialischen Temperament gemäß, den ausschweifendsten Vergnügungen, weswegen ihn das Volk nicht minder liebte, weil er dabey nicht vergaß, am rechten Orte mit Nachdruck und Ernst den König zu zeigen.

Drey Jahre darauf (1464) kam Margarete

in den nördlichen Provinzen abermals zum Vorschein. Aber die schottische Hülfe half ihr nichts, sie ward mehrmals geschlagen, und zuletzt so sehr von allen ihren Freunden getrennt, daß sie mit ihrem Sohne vor den nachsetzenden Feinden in einem dichten Walde Schutz suchen mußte. Hier überraschte sie die Nacht, und indem die beiden Unglücklichen ängstlich in dem finstern Dickigt umherirren, vertritt ihnen eine Räuberbande den Weg, plündert sie rein aus, und läßt sie halb todt vor Schrecken und Hunger liegen. In diesem Zustande findet sie ein einzeln nachkommender Räuber, der gleichfalls schon mit gezücktem Schwerdt auf sie eindringen will. Verzweiflung führt der Königinn die Geistesgegenwart zurück: „Hier, mein Freund, ruft sie, ist eures Königs Sohn, ich vertraue ihn eurem Schutze.“ Der Räuber, überrascht von so seltsamer Ehre, übernimmt die neue Verpflichtung mit dem Eifer des treusten Unterthanen, schützt die beiden Unglücklichen vor dem Hunger, und verschafft ihnen Gelegenheit, sicher und unentdeckt nach Flandern zu entkommen. Von da gingen sie zu Margaretens Vater in Lothringen, wo sie in stiller Verborgenheit mehrere Jahre zubrachten. König Heinrich VI. war nicht so glücklich. Er fiel zum dritten Male seinen Feinden in die Hände, und Eduard der mehr ärgerlich als ergrimmt auf ihn war, ließ ihn in den Tower setzen.

Der junge König kehrte nun wieder sorglos zu seinem gewohnten üppigen Leben zurück. In seinem Reiche war Ruhe, während Ludwig IX. in Frankreich alles umkehrte. Es nahm an auswärtigen Begebenheiten keinen Theil, als in sofern Karl der Kühne mit ihm ein Bündniß schloß, und seine Schwester Margarete von York heirathete (1468). Doch bald mußte auch dieser glücklich scheinende Monarch die Unbeständigkeit menschlicher Dinge erfahren. Die lancasterſche Partey hörte nicht auf, für den gefangenen König zu conspiriren, und ehe man sich der Gefahr versah, standen mehrere Provinzen des Reichs in lichten Aufruhrsflammen. 1469 brach der Krieg in Yorkshire und 1470 in Lincolnshire aus, und kaum hatte Eduard daselbst mit Kraft und nicht selten mit unerhörter Grausamkeit den Tumult gedämpft, als er sich plötzlich von einer neuen Gefahr umstrickt sah, der so leicht nicht zu entkommen war.

Wie in seinem Betragen überhaupt viel Rohheit und jugendlicher Uebermuth lag, so fehlte ihm besonders dasjenige Zartgefühl, durch welches ein Mächtiger seinen ihn zunächst stehenden Freunden die Last seines staatsbürgerlichen Uebergewichts weniger peinlich fühlbar macht. Sein Bruder, der Herzog von Clarence, war ein wackerer Mann, Graf Warwic war gewissermaßen sein Wohlthäter, denn ihm verdankte er zunächst

die Königskrone; und beide Männer wurden von dem leichtsinnigen Monarchen mit strafbarem Uebermuth beleidigt, nicht selten sogar zurückgesetzt. Dieses unerträglichen Verhältnisses müde verlassen sie beide den Hof und das Land, und gehen nach Frankreich, wo Ludwig XI. der gern einen gefährlichen Nachbar auf diese Art beschäftigt sah, ihnen mit Freuden seine Hülfe anbot. Zu diesen Dreien tritt auch Eduards alte Feindinn, die Königinn Margarete, die in Angers lebte, hinzu, die Entthronung Eduards wird förmlich beschlossen, und Warwic, so sehr er ein Feind des Hauses Lancaster war, willigt jetzt selbst in Heinrichs VI. Wiedererhebung. Unterstützt von französischem Gelde setzen Warwic und Clarence nach England über, und Margarete verspricht mit ihrem Prinzen, der eine Tochter Warwiks heyrathen soll in kurzem nachzukommen. Treue Mitverschworne haben unterdessen schon an der Küste die vornehmsten Häupter der lancasterschen Partey versammelt, in wenig Tagen ist ein Heer von 60,000 Mann beisammen, und Eduard fährt nun rasch aus seinem bisherigen Schlummer auf, um mit seinem gewohnten Nachdruck auch diese Gefahr zu zerstreuen. Aber ach! in seinem eigenen Heere sind Verräther. Mitten in der Nacht wird er überrascht; ein treuer Diener rettet ihn noch zu rechter Zeit, daß er ein Pferd besteigen, und nach Norfolkshire flüchten

kann. Nach vielen Gefahren erreicht er hier ein Schiff, das ihn nach Alkmar in den Niederlanden überſetzt, und ſo eilig hatte er entſpringen müſſen, daß er nicht einmal ein Stück Geld hatte, den Schiffer zu bezahlen, ſondern ihm ſeinen Zobelpelz ſchenken mußte, mit der Vertröſtung, ihn künftig einmal, vielleicht in beſſern Zeiten, beſſer zu belohnen.

So ſchnell war ein ſtolzer und mächtiger König in einen hülfeſuchenden Bettler verwandelt. Warwic war 11 Tage nach ſeiner Landung Meiſter des ganzen Königreichs; er zog den ſchmachtenden Heinrich VI. wieder aus dem Tower auf den Thron, und erwarb ſich dadurch den ſcherzhaften Namen des Königsmachers. Das Parlament, gewohnt, ſich vor der Uebermacht zu beugen, beſtätigt alles. Heinrich wird aufs neue als König, und ſein junger Sohn Eduard, der ſich jetzt bey der Mutter in Frankreich aufhielt, als ſein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Während des ſchwachen Heinrichs Leben ſollen Warwic und Clarence die Regentſchaft führen. Auf einmal ſieht man alſo im ganzen Reiche alles umgeſtürzt, die Lancaſtrier haben wieder die Oberhand, alle Einrichtungen Eduards IV. werden vernichtet, was yorkiſch iſt, flieht in die Kirchen, um ſein Leben zu retten, und wer die Küſte erreichen kann, entweicht außer Landes. Eduards Gemahlinn, die ſchöne Eliſabeth, flüchtet in

ein Gotteshaus, und wird in diesem Asyl von einem Sohne entbunden.

Wir wissen, daß um diese Zeit in den Niederlanden Karl der Kühne regierte. Als Schwager und Bundesgenosse hoffte der vertriebene Eduard bey diesem Schutz und Beistand zu finden. Aber persönliche Verhältnisse mußten hier Staatsabsichten aufgeopfert weeden. Denn bey seinen Händeln mit Frankreich konnte Karln wohl nichts ungelegener seyn, als auch noch mit England in Krieg zu gerathen, zumal da Warwic Miene machte, Ludwigen XI. von Calais aus mit Truppen zu unterstützen. Gelangs freilich Eduarden wieder auf den Thron zu setzen, hätte er eben daher Hülfe erwarten können. Aber dies war noch ungewiß, und also durfte die Unterstützung zum wenigsten nicht öffentlich sein, da sie unter den jetzigen Umständen nicht bedeutend sein konnte. Während er daher laut seinen Unterthanen verbot ihn Beistand zu leisten, so unterstützte er ihn doch heimlich mit Geld und mit Schiffen, mit welchen Eduard abermals in England landete. Sein erster Empfang bei Ravenspurg war nicht viel versprechend (20. März 1471). Er änderte daher die Form seines Auftretens. Bescheiden erklärte er, er strebe nicht wieder nach der Krone, sondern wünsche nur von seinen Unterthanen in seiner väterlichen Erbschaft York wieder aufgenommen zu werden, um so nur ein un-

bestreitbares Recht suchen zu scheinen. Aber als er seine Schaaren mit jedem Tage mehr anwachsen sah, auch der Herzog von Clarence, sein Bruder zu ihm trat, ward auch seine Sprache kühner. Er zieht auf London zu; Warwic, der ihm mit einem Heere entgegenkommen will, verfehlt ihn, und ehe er noch seinen Irrthum gewahr wird, ist Eduard schon von seinen Freunden in die Stadt eingelassen (11. April). Welch ein rascher Glückswechsel! Warwic hatte nicht 6 Monate die Regierung verwaltet. Der schwache Heinrich VI. wird zum vierten Male seiner Freiheit beraubt, und in den Tower gesetzt. Zwar stand Warwic noch mit einem gewaltigen Heere im Felde, und wagte voller Verzweiflung eine Schlacht (bey Barnet, am 14. April), verlor aber Sieg und Leben zugleich, und sein ganzes Heer blieb fast auf dem Schlachtfelde, denn Eduard hatte nach seiner Gewohnheit befohlen, Niemanden Pardon zu geben.

An demselben Tage, da dies entscheidende Gefecht geliefert ward, kam Margarete, Heinrichs VI. Gemahlinn, mit ihrem nun 18jährigen Prinzen Eduard aus Frankreich an. Wie erschrak sie, als sie die Schreckensbotschaft von Warwics Niederlage erfuhr! Aber indem sie schon zurückfliehen will, versammelt sich der Rest der lancasterschen Partey um sie, und bietet ihr seinen Beistand an. An müßigen Knechten fehl-

te es nicht, die sich gleich auf den ersten Wink unter eine aufgesteckte Fahne sammelten, um nur bey der Gelegenheit ungestraft plündern zu können. So will man dann Eduarden erwarten. Er erscheint, noch berauscht von Freude, und stolz über seinen ersten Sieg, und schlägt auch dies letzte zusammengeraffte Häuflein völlig (bey Teukesbury, am 4. May). Die Königinn Margarete, ihr Sohn Eduard, und ein großer Theil des Adels fällt in seine Hände. Die letztern wurden grausam hingerichtet. Als man den Prinzen Eduard vor den Sieger geführt hatte, fragte ihn dieser in einem stolzen Tone, wie ers habe wagen können, in sein Reich zu kommen. Der Prinz antwortete unerschrocken, er habe nichts gethan, als wozu ihn seine Geburt und ein rechtmäßiger Anspruch auf sein Erbe berechtigt habe. Ergrimmt über diese Kühnheit schlug Eduard ihn statt der Antwort mit seinem Panzerhandschuh ins Gesicht, und die anwesenden Lords, unter denen selbst die Herzoge von Clarence und Glocester, des Königs Brüder, waren, sahen das für ein Zeichen an, mehr zu thun. Sie reißen ihn mit Gewalt in ein Nebenzimmer, und durchbohren den Unglücklichen mit ihren Dolchen. Seine Mutter Margarete wird in den Tower geworfen, in welchem wenig Tage nachher sein Vater, der König Heinrich, plötzlich stirbt. Es ging ein Gerücht im Volke, des Kö-

nigs jüngster Bruder, der Herzog Richard von Gloceſter, habe ihn mit eigner Hand ermordet, wenigſtens hatte er den Auftrag, ihn hinrichten zu laſſen erhalten von Eduard der ſeine Sicherheit dies Opfer bringen zu müſſen glaubte. Dieſer wurden auch die übrigen Prinzen aus dem lankaſterſchen Hauſe aufgeopfert. Nur zweie, Tudor und Richemont waren nach Frankreich entwiſcht.

Nach Herſtellung der inneren Ruhe, beſorgte Eduard ſeine Verhältniſſe mit den auswärtigen Mächten, dahin gehörte auch das Bündniß mit dem Herzoge von Burgund gegen Ludwig XI. Eduard IV. landete im Frühjahr 1475 mit mehr als 16,000 Mann in der Picardie, und hoffte in Vereinigung mit den Herzogen von Burgund und Bretagne und mit dem Connetable von St. Paul die verabredete Theilung von Frankreich ſogleich ins Werk richten zu können. Aber wir wiſſen ſchon aus der franzöſiſchen Geſchichte, wie arg er von ſeinen Bundesgenoſſen getäuſcht ward, und welche Mittel Ludwig XI. anwandte, um ſeiner aus Frankreich wieder los zu werden. Wir fügen nur noch hinzu, daß in dem dort erwähnten Frieden zu Pecquigny noch ausgemacht ward, Eduard ſolle die bis jetzt noch im Tower gefangen gehaltene Königinn Margarete in Freiheit ſetzen, und dafür von Ludwigen noch ein Geſchenk, von 50,000 Kronen erhalten. Die aus der franzöſi-

schen Geschichte bekannten Veränderungen nach dem Tode des Herzogs von Burgund, erhielten zwischen beiden Mächten noch fortdauernd Furcht und Hofnung. Ludwig, um der erstern los zu werden, brachte den König von Schottland dahin, einen Krieg zu erklären, der Eduarden beschäftigte, den dieser aber doch glücklich endete.

Auch im innern behauptete nun Eduard IV. bis an sein Ende glücklich den Thron, doch nicht frei von allem Argwohn. Durch dieses entweder frei entstande, oder wohl vielleicht durch den Herzog von Gloceſter, seinen ehrgeizigen Bruder, dem Clarence im Wege stand, erregte Mistrauen mehr als durch Schuld, fiel noch sein Bruder Clarence dem er, ohnerachtet er ihm doch durch seinen Uebertritt die Schlacht bey Barnet hatte gewinnen helfen, es nie vergeſſen konnte, daß er einmal sein Gegner gewesen war, und vielleicht unterhielt diesen Argwohn noch des Herzogs etwas rauhes Wesen, zum wenigſten nahm man aus dieser Eigenschaft seines Karakters die Mittel, ihm mit dem Scheine eines Rechts ankommen zu können, und zwar wie man erzählt auf folgende Weise:

Lord Burdet nämlich Clarenc's Freund hatte in seinem Park einen weißen Hirsch, den er sorgfältig verschonte, weil das Thier ihm besonders lieb war. Der König, der dies wußte, jagt hierauf in diesem Park, findet den schönen

Hirsch und erlegt ihn. Der Lord hörts, und ruft im ersten Zorn: „So wollte ich, daß die Hörner des Thieres dem in den Leib führen, der den König hierher geführt hat!“ Diese Worte waren hinreichend, ihn vor den Richterstuhl zu ziehen, und ihm als einen Beleidiger der Majestät den Prozeß zu machen. Das feige Parlament sprach wie es der König haben wollte. Lord Burdet ward nach Urtheil und Recht enthauptet. Ein ähnliches Schicksal hatte ein anderer Freund des Herzogs.

Was man durch diese Ungerechtigkeiten hatte bewirken wollen traf richtig ein. Clarence sprach laut seine Misbilligung darüber aus, und ward dafür wie natürlich in den Tower gesetzt. Aus allen seinen sorgsam aufgefangenen Reden wurden so vollwichtige Anklagegründe zusammengeschmiedet, daß man ein Todesurtheil darauf stützen konnte. Die einzige Gnade, deren er sich als Bruder des Königs zu erfreuen hatte, war die, daß ihm die Wahl der Todesart selbst überlassen ward. Er hatte Mannestrotz genug, auch dieser furchtbarsten aller Nothwendigkeiten mit seiner gewöhnlichen Laune ins Gesicht zu sehen, und wünschte in einem Fasse Malvasiers ersäuft zu werden, welchen Wein er immer vorzüglich gern getrunken hatte (18. Febr. 1478). Er hinterließ zwey Kinder, die in der Folge gleichfalls ein trauriges Schicksal erfuhren.

Vier Jahre darauf starb Eduard selbst, im 42sten Jahre, nach einer 22jährigen Regierung. Er hinterließ eine Wittwe, Elisabeth, zwey Prinzen, Eduard und Richard, jenen von 13, diesen von 7 Jahren, und den Ruf eines grausamen Gemüths, bei denen, welche seine politische Lage nicht als Grund anerkennen wollen. Sonst rühmt man doch, daß er seine Unternehmungen glücklicher vollführt habe, durch das Wohlwollen seiner Unterthanen, welches ihm seine große Schönheit und sein freies und heiteres Wesen verschaft hatte.

3.

Eduard V.

(1483.)

Der dreizehnjährige Erbe des Reichs, der nun den Namen des fünften Eduards annahm befand sich bei seines Vaters Tode mit seinem Oheim, seiner Mutter Bruder, der zu einem Grafen von Rivers erhoben war, auf dem Schlosse Ludlow an der Gränze von Wales. Es war bestimmt, daß der Herzog Richard von Gloceſter, Eduards IV. Bruder, die Regentschaft

während der Minderjährigkeit des jungen Königs führen sollte; allein die verwittwete Königinn, die einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diesen Mann hatte, wünschte seine Macht so sehr als möglich zu unterdrücken. Sie führte einen geheimen Briefwechsel mit ihrem Bruder Rivers, und gab diesem öffentlich den Auftrag, mit dem Prinzen nach London zu kommen. Der Protector schien dies vollkommen zu billigen, und ritt sogar den Ankommenden mit dem Herzog von Buckingham freundlich entgegen. Allein dies war nur eine List, hinter welche er kühnere Absichten versteckte.

Nichts geringers hatte er nämlich jetzt im Sinne, als selbst die Krone an sich zu reißen. Dazu ward nun erfordert, daß er Eduards und des hingerichteten Clarence's Söhne — sämmtlich noch minderjährige Knaben — über die Seite schaffte, also eine Reihe von Grausamkeiten ausübte, die ehe sie verübt wurden, für so wenig möglich gehalten wurden von der Gegenpartey, daß diese solche Absichten nicht vermuthete, und als sie geübt waren, durch das Schrecken, welches sie verbreiteten, dem Thäter Sicherheit gewährten.

Der erste Verdächtige, der ihm auf seinem Wege, als er den jungen König entgegen ging, aufstieß, war Rivers. Nach dem freundlichen Empfange läßt er ihn plötzlich aufheben und un-

ter einem Vorwande gefangen seßen. Dann führt er den jungen König mit der größten Höflichkeit nach London, und wird daselbst, eben um seines Begleiters willen, vom Volke mit lautem Beifall empfangen. Aber der Königinn Mutter ahnt bey seinem Anblick nichts Gutes; sie flieht sogar mit ihren Töchtern und dem jungen Prinzen in das Heiligthum der Westminsterabtey. Das Volk stutzt, aber der Herzog weiß es in Furcht zu erhalten. Er verlangt von der Königin die Auslieferung des jungen Prinzen des Herzogs von York um beide königlichen Prinzen in seiner Gewalt zu haben; sie verweigert dieselbe. Darauf sendet er ein Paar Geistliche an sie ab, die ihr vorstellen müssen, der Herzog habe keine andere als freundschaftliche Gesinnungen gegen sie, und die Auslieferung des Prinzen sey um des öffentlichen Gerüchts willen nothwendig. Elisabeth traut den ihr wohl bekannten Männern, die vielleicht selbst Glosters wahre Absichten dabei nicht ahndeten, und übergiebt ihnen den Prinzen, aber mit einem Strom von Thränen und nach unzähligen wiederholten Umarmungen, gleich als fühlte sie es, daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Glocester ließ sich nun öffentlich vom Parlament zum Protector ernennen. Heimlich sprengte man ein Gerücht von der unechten Geburt Eduards IV. und seiner Kinder aus, damit ihre Rechte den Protector

nicht hindern mögten, und ließ die hinrichten, die ihre Rächer hätten seyn können. Zu diesen gehört der Lord Hastings, der anfangs als ein Feind der Königin, und des durch sie entstandnen neuen Adels mit Gloceſter gemeinschaftlich gehandelt und als solcher des letztern Maaßregel nach welcher der, aus der frühern Ehe der Königin geborner Sohn und der Graf Rivers in ihrem Gefängnisse zu Pantfract hingerichtet wurden, gebilligt hatte; aber auch den jungen König und seine Ansprüche begünstigte. Dieser mußte über die Seite geschaft werden, welches auf folgende Weise geschah, die nicht eben sehr fein ausgesonnen war. An demselben Tage, wo jene enthauptet wurden (13. Jun. 1483) versammelte Gloceſter die Rätheim Tower, und erschien selbst mit der heitersten Miene. Man setzt sich, er fängt im vertraulichen Tone an zu sprechen, ja zu scherzen, und geht dann nach einer Weile hinaus. Mit einer wilden Miene und hastigen Schritte kehrt er in das Zimmer zurück, und fragt die Herren, welche Strafe diejenigen verdienen, die sich an ihm, dem Verweser des Reichs und dem Oheim des Königs vergriffen. Lord Hastings nahm das Wort und sagte: „Die Strafe der Verräther.“ — „Nun wohl, rief der Protector, diese Verräther sind, meines Bruders Weib und seine Buhlerin Johanne Shore, sammt allen ihren Gehülfen und Mitverschwor-

schworenen! Seht her, wie mich die Zauberschwestern behext haben. Er entblößte seinen linken Arm, der ganz dürr und verschrumpft erschien. Die erschrockenen Räthe, die recht gut wußten, daß das ein altes Uebel bei ihm war, sahen sich schweigend an, und wußten nicht, worauf das hinaus solle. Endlich sagte Lord Hastings: „Wohlan, Mylord, wenn sie dieses Verbrechens wirklich schuldig sind, so verdienen sie allerdings die härteste Bestrafung.“ — „Wie? rief Richard mit affectirter Wuth; ihr kommt mir noch lange mit Wenn und So? Ihr seyd eben der ärgste Nachtreter dieser nichtswürdigen Shore; ihr seyd selbst der Verräther, und ich schwöre beim heiligen Paul, ich will mich nicht eher zu Tische setzen, als bis mir euer Kopf gebracht ist!“ Er schlug darauf mit der Faust auf den Tisch, und auf dies Zeichen traten die vorher bestellten Soldaten herein, von denen einer wie durch Zufall mit seiner Streitaxt auf den Lord Stanley losschlug, ihn aber nicht tödtlich verwundete. Die übrigen rissen den unglücklichen Hastings gewaltsam aus der Mitte seiner leichenblassen Collegen hervor, schleppten ihn in den Hof des Towers, wo eben eine Partie rohen Zimmerholzes lag, zogen ihn bey den Haaren über einen solchen Block, und hackten ihm so den Kopf herunter. Nachmittags erschien eine Proclamation an das Volk, worin die Nothwen-

digkeit dieser schnellen Execution und die ungeheuren Verbrechen des Hingerichteten auf das umständlichste beschrieben waren. Von den übrigen ihm verhaßten Räthen waren bey dieser Gelegenheit gleich die meisten arrettirt worden, so daß jetzt niemand mehr übrig war, von dem er bey seinem letzten Unternehmen kräftigen Widerstand befürchten durfte.

Bei so vielen Ungerechtigkeiten wollte er doch nur ein Recht zu verfolgen scheinen, weil er ja nur der rechtmäßige Abkömmlig seines Vetters sei, Eduard IV. aber und der Herzog von Clarence im Ehebruche ihrer Mutter erzeugt. Dies was er bis jetzt nur als Gerücht ausgestreut hatte, sollte nun durch den Mund eines Predigers an heiliger Stätte beglaubigt werden. Der welcher sich dazu brauchen ließ war ein Dr. Shaw. Mit diesem verabredete er nun, daß er in einer Predigt in der Paulskirche das Volk von diesem Geburtsrechte, so wie von des Herzogs persönlichen Verdiensten unterhalten solle; er selbst wollte dann eben, wenn jener mit seinem Lobe fertig wäre, wie von ungefähr in die Kirche treten, und alsdann solle jener seine Anrede in der Art an ihn richten, daß alle Zuhörer bewegt werden müßten, ihm laut als ihren König zu huldigen. Diese jämmerliche List erschien in der Ausführung noch elender dadurch, daß dem Herzog das Zeichen zu spät gegeben ward, daß also der

Prediger seine schöne Anrede ganz vergebens hielt, und sie zuletzt, da Richard wirklich erschien, ganz außer dem Zusammenhange noch einmal wiederholen mußte. Aber so voll die Kirche auch war, so rührte sich doch niemand, denn alle waren tief empört über den Tyrannen sowohl, als über dessen unwürdiges Werkzeug.

Da der Herzog indessen den mißlungenen Schritt nicht wieder zurück thun konnte, so versuchte er lieber noch einen, der nicht minder mißlich war. Der Lord Mayor von London mußte auf seinen Befehl die Bürgerschaft versammeln, und der Herzog von Buckingham in dieser Versammlung eine Rede halten, die mit der des Dr. Shaw etwa gleichen Inhalts war. Am Ende derselben fragte er die Bürger laut, ob sie den Herzog von Glocester zum Könige haben wollten. Niemand antwortete. Er fragt darauf den Mayor um die Ursache dieses Schweigens. Dieser erwiederte verlegen, man möchte ihn vielleicht nicht recht verstanden haben. Buckingham wiederhohlte darauf seine Rede und seine Frage mit lauterer Stimme und etwas veränderten Worten, aber eine gleiche Stille erfolgte. Der Lord Mayor, immer verwirrter, sagte nun, er glaube, das Volk wisse nur nicht, wie es einem Manne, von Sr. Gnaden Stande antworten solle, denn es sey gewohnt, nur immer von seinen Stadthauptleuten angeredet zu werden. Hierauf muß

te einer von diesen des Herzogs Worte noch einmal wiederholen, aber wieder regte sich keine Zunge in der Versammlung. „Hm! rief Buckingham, das ist eine seltsame Hartnäckigkeit! Sagt doch nur auf irgend eine Art eure Meinung, Freunde. Es geschieht ja ohnehin nur aus einer besondern Gefälligkeit gegen euch, daß wir euch fragen, denn die Lords und Gemeinen *) haben hinlängliche Gewalt, einen König zu bestimmen. Aber ich wünschte doch auch von euch ausdrücklich zu hören, ob ihr den Herzog von Glocester zu eurem Herren haben wolltet oder nicht. Nach allen diesen Bemühungen riefen einige vom niedrigsten Pöbel, angespornt durch Buckinghams und Glocesters Bedienten, mit schwacher Stimme: „Gott erhalte den König Richard!" — Das galt dann für die Stimme der Nation, ja für die Stimme Gottes. Zum Ueberfluß stellte sich Richard noch eine Weile, als könne ers gar nicht glauben, und als er endlich die Krone annahm, that er noch, als ergebe er sich bloß in die Nothwendigkeit und in den gemeinschaftlichen Willen des Volks.

Und seines Bruders Söhne? Daß diese nicht

*) Das Ober- und Unterhaus des Parlaments. Jenes besteht aus dem höchsten Adel, dieses aus den Deputirten der Städte und der Gutsbesitzer vom niedern Adel und Bürgerstande.

am Leben bleiben konnten versteht sich von selbst. Im Tower saßen sie bereits, und bald erfolgte an den Commendanten dieser Burg, Sir Robert Brakenbury *), der Befehl, sie heimlich erwürgen zu lassen. Brakenbury erklärte fest, daß diese Handlung weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen bestehen könne. Ein anderer Lord, Sir James Tyrrel, ließ sich williger finden, und diesem mußte nun Brakenbury die Schlüssel zum Tower auf eine Nacht übergeben. Tyrrel wählte sich drey beherzte Kerle, mit denen er um Mitternacht in das Schlafzimmer der Prinzen drang. Beide schlummerten in tiefer Ruhe. Die Mörder erstickten sie mit Betten und Kissen, begruben die nackten Leichname unter einer Treppe, und warfen einen Haufen Steine auf die Stätte.

*) Der Titel Sir schlechtweg dient im Englischen zur Anrede an jeden wohlerzogenen Mann, wie das französische Monsieur, abc. vor einen Namen gesetzt, gebührt er nur vornehmen Adelichen, die in der Anrede Mylord heißen, z. B. Sir William Pitt ꝛc.

43.

Richard III.

(1483 — 1485.)

Richard suchte so viel als möglich durch Verbindungen nach Außen jede Störung seines Besitzes, von daher zu verhindern, wie er sie von innen nicht zu fürchten brauchte, da die mächtigsten unter der Gegenpartei entweder getödtet oder geflohen waren. Auch kam die erste Störung nicht von seinen Gegnern, sondern von seinem Freunde, dem Herzog von Buckingham, der von dem Könige zu den angesehensten Ehrenstellen erhoben war, der aber auch noch von dem Könige die Erbschaft des Hauses Herfort erwartete, aber nicht erhielt, weil Eduard ihn vielleicht nicht noch mächtiger wollte werden lassen. Dies verdroß dem stolzen Herzog, und weil er es für unthunlich hielt selbst als Bewerber aufzutreten, richtete er seine Augen auf den Grafen Richmond, einen Verwandten des Hauses Lancaster, der wie oben erzählt, nach Frankreich geflohen war, und sich jetzt am Hofe des Herzogs von Bretagne aufhielt. Buckingham hatte den Gedanken, diesen Prinzen auch der Yorkschen Partey dadurch annehmlich zu machen, daß er insgeheim eine Vermählung desselben mit Eduards IV. ältester Tochter in Vorschlag brachte. So

hoffte er nicht bloß dem neuen Prätendenten alle Stimmen zu verschaffen, sondern auch den langen Streit zwischen der rothen und weißen Rose durch die Vereinigung beider auf immer beizulegen. Die geheimen Unterhandlungen beginnen hierauf mit dem Grafen und mit der Königin Mutter, beide willigen mit Freuden ein; es wird Geld aufgebracht, und dem Grafen zugesandt; in den entferntern Provinzen werben die Lancastrier Truppen, und wer von dem Unternehmen hört, beeifert sich, es zu unterstützen.

Nur freilich Richard III. nicht. Der hörte auch davon, und stutzte nicht wenig. Zuerst spielte er den Unwissenden, und lud den Herzog recht freundlich ein, an den Hof zu kommen, aber dieser antwortete ihm an der Spitze eines Heeres in Wales, mit welchem er dem ganzen Reiche das Signal zum Aufstande gab (Oct. 1483). Aber zum Unglück traten jetzt so heftige Regengüsse mit so unerhörten Stürmen ein, daß die Wege ganz ungangbar wurden, die Nahrungsmittel verdarben, und Menschen und Vieh erkrankten. Dies Unwetter hielten die abergläubischen Landleute für eine göttliche Mißbilligung ihres Vorhabens, und dies und die eintretende Hungersnoth bewegte sie, Buckingham zu verlassen. Dieser ward nun von einigen Spionen des Königs überrascht, gefangen, und vor Richard geführt. Prozeß, Urtheil und Enthauptung wa-

ren eins. Noch viele andere Anführer mußten bluten, und dies dämpfte den Aufruhr so schnell, daß selbst der Graf von Richmond, der schon mit der Flotte unterweges gewesen war, für gut fand, schnell wieder nach Frankreich zurückzukehren.

Aber der Entwurf, der jetzt mißlungen war, ward darum nicht aufgegeben, und gelang zwey Jahre darauf desto glücklicher. Jeder Engländer dessen Abscheu über die blutigen Mittel, durch welche Richard auf den Thron gelangt war, die sonst rühmlichen Eigenschaften desselben als Krieger und Herrscher nicht milderten, interessirte sich dafür, auch der König von Frankreich, Karl VIII., unterstützte den Grafen mit Geld, und die Lancastrier ließen es an geheimen Werbungen im Lande selbst nicht fehlen. So landet denn Richmond wirklich mit 6000 Mann in Milford-Haven an der Küste von Wales (7. Aug. 1485), und sieht in Kurzem alle Anführer der lankasterschen Partey in seinem Lager versammelt. Richard, der Zeit gehabt hatte, sich auf diesen Fall vorzubereiten, geht ihm mit einem weit zahlreichern Heere entgegen, und trifft ihn in der Ebene von Bosworth unweit der Stadt Leicester. Am 21. Aug. kommt es zu einer Schlacht. Was Richard befürchtet hatte, geschieht; seine eigenen Leute laufen schaarenweise zu dem Feinde über, und ein Lord Stan-

ley verläßt ihn auf einmal mit 7000 Mann. In dieser Noth wagt er einen Verzweiflungsstreich. Er sucht seinen Gegner Richmond auf, und stürzt mit eingelegter Lanze wie ein wildes Thier auf ihn los, und jener würde ihm auch nicht gewichen seyn, wenn seine Freunde den Wüthenden nicht früher aufgefangen und durchbohrt hätten. Nach seinem Falle ward die Flucht allgemein, und der Sieg war für den Grafen entschieden. Noch auf dem Schlachtfelde riefen Freunde und Feinde ihn unter dem Namen Heinrich VII. zum Könige aus, und schmückten ihn mit einer kleinen Krone, die Richard während des Treffens getragen hatte. Den Leichnam des letztern zog man unter einem Haufen von Erschlagenen ganz unkenntlich und mit Blut besudelt hervor, beschimpfte ihn noch auf alle Weise, und brachte ihn ohne alle Umstände nach dem nahen Städtchen Leicester, wo er ganz still in einer Kirche begraben ward, obgleich Heinrich VII. ihn anständig zu begraben befohlen hatte.

5.

Heinrich VII.

(1485 — 1509.)

So unverhoft dieser König zur Regierung gekommen war, so vollkommen zeigte er sich doch derselben gewachsen. Er befestigte nach solchen Stürmen mit Glück die königliche Macht, und besaß alle die Talente, wie ein so rohes und verwildertes Volk sie brauchte, um in Schranken gehalten, und zum Gehorsam gegen neue bürgerliche Einrichtungen gezähmt zu werden. Er war mit einem Worte das für England, was Ludwig XI. für Frankreich, und Ferdinand der Katholische für Spanien gewesen ist. Auch hat er mit dem letzten in Karakter und Natur die gröste Uebereinstimmung.

Nach seinem Siege bei Bosworth zog er ganz langsam nach London, und hielt seinen Einzug ohne Geräusch im verschlossenen Wagen, um allen Schrecken einer durch Sieg erworbenen Herrschaft zu verscheuchen. Am 30. Oct. 1485 ward er gekrönt, und zwar allein, denn seine bedungene Vermählung mit der jungen Prinzessin Elisabeth von York, vollzog er erst im folgenden Jahre. Nur auf die Rechtsansprüche des Hauses Lankaster nämlich, wollte er seine Regierung grün-

den, nicht auf seine Heurath mit einer Yorkschen Prinzessin. Daher behandelte er auch seine Gemahlinn sein ganzes Leben hindurch mit vieler Gleichgültigkeit, und setzte die Yorker aus Grundsatz oder Vorurtheil immer zurück, welches eine Quelle vieler Unruhen für ihn geworden ist.

Die Unzufriedenheit darüber war schon im Jahre 1486 ausgebrochen, im nördlichen Theile von England. Allein gegen Heinrichs Klugheit und Entschlossenheit kam kein Empörer auf. Die Insurgenten wurden nachdrücklich angegriffen, zerstreut und ihre Anführer enthauptet. Die Stimmung aber war noch dieselbe, und ein Priester zu Oxford darauf rechnend, leitete eines Bäckers Sohn, mit Namen Lambert Simnel an, sich für den Sohn des Herzogs von Clarence auszugeben der aus dem Tower entwischt sei, wohin Heinrich diesen schon von Richard III. wohl bewachten Prinzen als in eine festere Verwahrung hatte bringen lassen. Daß aber dieser Priester in eines andern Namen gehandelt hatte, war leicht zu begreifen, und Heinrich hatte auch vorzüglich die schlaue und intrigante Königinn Mutter in Verdacht, welche, obgleich in ihren Zimmern die Verschwörung gegen Richard III. für Heinrich VII. geschmiedet worden war, doch jetzt den König haßte, wegen der in der Person ihrer, vom Könige nicht geachteten Tochter, dem Hause York angethanen Schmach. Der

junge Prätendant wußte auch so viele Kleinigkeiten aus der geheimen Geschichte des Hofes, die er nur aus dieser Quelle schöpfen konnte, und die auch vorzüglich mit beitrugen viele erfahrne Männe zu täuschen. Der vorgebliche Prinz Eduard fing sein Spiel zuerst in Irland an, wo der König aus Nachlässigkeit unterlassen hatte, die Ordnung der Dinge, und die, die an der Regierung saßen, zu verändern, da dieses Land am meisten dem Hause York ergeben war.

Hohe und Niedere fielen ihm hier haufenweise zu, man räumt ihm eine fürstliche Wohnung im Schloß zu Dublin ein, krönt ihn mit einem Diadem, das einem Marienbilde abgenommen war, und ruft ihn zuerst in der Hauptstadt, dann auf der ganzen Insel unter dem Namen Eduard VI. zum König aus, und das alles, ohne daß ein Schwerdt gezogen ward. Heinrich blieb bei diesem seltsamen Auftritt ganz ruhig. Um den Engländern, die mehr aus Irrthum als Verrätherei glaubten, die Unächtheit jenes Prätendenten deutlich zu beweisen, ließ er den wirklichen Eduard von Clarence aus dem Tower nehmen, und in Procession durch die Straßen der Stadt London führen. Die in Schottland warfen zwar den Vorwurf der Betrügerei auf den König zurück, der aber, um allen Theilnehmern an dem Betruge zu zeigen, welche Strenge sie von ihm zu erwarten hätten, zuerst die Königinn Mutter

ins Gefängniß werfen ließ, worin sie eine Reihe trostloser Jahre in Dürftigkeit und Elend, bis an ihren Tod zubrachte. Als endlich im August 1487 Simnel selbst mit einem Heere nach England übersetzte, ging ihm Heinrich ernsthaft entgegen, schlug das Rebellenheer bey Stoke in der Grafschaft Nottingham, (6. Jun.) bekam den verwegnen Jüngling selbst gefangen, und machte ihn zum — Küchenjungen, damit er am Leben erhalten, auch die Erinnerung an den unglücklichen Ausgang eines solchen Unternehmens erhalten möchte. Dann zog er mit dem Heere durch die nördlichen Provinzen des Reiches, die an der Rebellion am meisten Antheil genommen hatten, schonte das Leben zwar, aber trieb von den Schuldigen unbarmherzige Strafgelder ein. Jetzt erst ließ er seine Gemahlinn krönen

Nach dem Siege Heinrichs VII. über seine Feinde, eilten Karls VIII. Gesandte nach England, Heinrich VII. abzuhalten, daß er dem Herzog von Bretagne nicht Hülfe leistete. Aber das war ohnstreitig das größte Interesse Englands. Es wurden auch Unterhandlungen gepflogen, um Frankreich von der Ermächtigung dieser Provinz abzuhalten, allein Heinrich machte keine ernsthaften Anstalten. Bretagne, wie wir wissen, kam an Frankreich, und Heinrich erhielt, was er wünschte große Geldsummen bei dieser Gelegenheit von Frankreich und von seinem Parlamente.

Während diese Händel mit Frankreich von einer friedlichen Ausgleichung am meisten entfernt schienen, und ein Krieg fast unausweichlich, ward unterdessen ein neuer Anschlag zu Gunsten des Hauses York geschmiedet, um durch einen neuen Betrug den König vom Throne zu stoßen. Bei der großen Kenntniß Heinrichs von den auswärtigen Angelegenheiten Europa's, und von dem was an den Höfen vorging, war ihm dieser neue Anschlag gewiß nicht verborgen geblieben, und neben seiner Geldliebe hatten diese Betrachtungen gewiß Einfluß auf sein Benehmen in den bretagnischen Angelegenheiten, zumal da Karl VIII. diesen neuen Prätendenten, nach Paris kommen ließ, und sich als ganz gläubig stellte daß er wirklich der Herzog von York, der zweite Sohn Eduard IV. sey, den damals seine an ihn abgeschickten Mörder hätten entwischen lassen. Karl VIII. schickte ihn zwar wieder fort, nachdem er seinen Frieden gemacht hatte, aber die gaben ihren Anschlag nicht auf, welche ihn eigentlich ausgesonnen hatten.

Dies war vorzüglich die Herzoginn Margarete von Burgund, Karls des Kühnen Wittwe und Schwester Eduard VI., Heinrich VII. Feindinn. Diese, nachdem sie lange junge Leute hatte aufsuchen lassen, die sie zu ihrem Vorhaben hätte brauchen können, fand endlich einen jungen Menschen, Namens Perkin Warbec, der

eine so auffallende Aehnlichkeit mit König Eduard IV. hatte, daß er vielleicht dessen natürlicher Sohn gewesen seyn kann, wiewohl er gewöhnlich für den Sohn eines getauften Juden galt, der sonst am englischen Hofe viel zu thun gehabt hatte.

Margarete nahm den jungen Menschen förmlich in die Lehre, unterrichtete ihn auf das genaueste von den kleinsten Verhältnissen des englischen Hofes, und freute sich seiner Gelehrigkeit und Klugheit. Wirklich schien ein königliches Blut in dem Jünglinge zu wallen, so frey und edel war sein Blick, so fein seine Züge, und so zierlich sein Anstand und seine Rede.

Wohl ausgerüstet mit Geld und gutem Rathe machte sich nun Perkin still auf den Weg. Auch er wählte Irland zu seinem ersten Auftritte, und hatte dort, wo die Unzufriedenen recht zu Hause waren, nicht minder Glück als sein Vorgänger Simnel. Dann ging er zu Karl VIII. nach Frankreich, von diesem entlassen nach dem Frieden, aber doch nicht ausgeliefert an den König von England ging Perkin nach Burgund, und machte nun dort großes Aufsehen. Die Herzogin Margarete stellte sich, als könne sie das Vorgeben nicht glauben, und ließ ihn in Gegenwart vieler Zeugen vor sich kommen. Sie fing an, ihn zu examiniren, und that so überrascht und versicherte sich so überzeugend von der Wahr-

heit aller Umstände, daß sich alle Anwesende verwunderten. Endlich umarmte sie ihn als ihren Neffen, und schenkte ihm eine große Summe Geldes, um seine gerechten Ansprüche durchsetzen zu können. Sogleich drang das Gerücht von dem neuen Prätendenten durch ganz England, alle Unzufriedene von der Yorkschen Partey traten aufs neue zusammen, und es entstand eine lebhafte Correspondenz zwischen England und Flandern, die der Herzoginn und ihrem Zöglinge alles Gute versprach.

Heinrich VII. hatte eine Menge Spione besoldet, die dem Ursprunge dieser Intrigue auf die Spur kommen sollten, und bald entdeckte er auf diesem Wege den ganzen Zusammenhang derselben. Diesen machte er durch eine ausführliche Anzeige öffentlich bekannt, und dämpfte dadurch in vielen Gemüthern den Enthusiasmus, den ein ungerechtes Mitleid und ein zu voreiliger Glaube an die Wahrheit der Geschichte für den kühnen Prätendenten erregt hatte. Dann erkundigte er sich insgeheim nach den inländischen Theilnehmern an dem Betruge, läßt sie unerwartet einziehen und als Empörer hinrichten. Er hatte sich jetzt allmälig in solchen Ruf der Wachsamkeit und Allwissenheit gesetzt, daß fast niemand mehr ein Wort zu flüstern wagte.

Gleich bey Perkins ersten Versuch, in England Fuß zu fassen, ging es schlecht. Von den

ersten

ersten Truppen, die er ans Land setzte, wurden ihm etwa 150 Mann gefangen, und mit barbarischer Strenge allen andern zur Warnung sämmtlich an den Galgen gehänkt. Er versuchte es hierauf noch einmal in Irland, allein auch hier fand er nicht mehr die alte Aufnahme, und so trieb ihn die Noth nach Schottland, wo sein Glückssstern wieder aufzugehen schien. König Jakob IV. (denn damals hatte Schottland noch seine eigenen Könige), der wahrscheinlich von Maximilian und Karl VIII. heimlich aufgereizt wurde, und eben Lust hatte, sich an Heinrich VIII. etwas zu reiben, erkannte den Pseudo-Richard nicht nur an, sondern vermählte ihm sogar mit seine schöne, tugendhafte und reiche Verwandte, und begleitete ihn zuletzt in Person mit einem Heere nach England, vor welchem er, der junge König, ein Manifest an die englische Nation ergehn ließ. Allein hier empfahl ihn eben die schottische Begleitung schlecht, zumal da diese Menschen überall, wohin sie kamen, barbarisch hauseten. Der geizige Heinrich benutzt diesen Einfall schnell, um der Nation eine neue Kriegssteuer aufzulegen, dann bricht er mit seiner gewohnten Entschlossenheit auf, und jagt den furchtsamen Jakob in sein Land zurück. Dahin verfolgt er ihn nicht weiter, denn er mußte nun erst fast sein halbes Reich durchziehen, um die Auf-

stände zu stillen, die wegen der neuen Kriegssteuer entstanden waren.

Dieser Zustand des Reichs nährte doch Perkins Hofnungen noch, und da der König von Schottland, einen siebenjährigen Waffenstillstand schloß, und seinen Schützling zwar nicht ausliefern wollte, ihn doch aber nicht weiter schützen konnte, ging dieser von Irland aus, mit seiner schönen Gemahlinn und seinem Anhange, nach Cornwall, in welcher Provinz die Unzufriedenheit mit dem neuen Steueredicte sich am lautesten geäußert hatte, und versammelte hier wirklich gegen 3000 Mißvergnügte unter seine Fahnen. Mit diesen belagerte er die Stadt Exeter. Ein thörichtes Unternehmen, da es ihm gänzlich an Belagerungswerkzeugen und Geschütz fehlte. Zudem schickt die Stadt hurtig Boten mit der Nachricht an den König, und dieser, sehr vergnügt, des Unruhstifters endlich einmal habhaft zu werden, geht ihm sogleich mit guten Truppen entgegen. Perkins Anhang bestand aus 17,000 Köpfen, und Perkin hatte nicht das Herz, dem allgefürchteten Könige damit Troß zu bieten, sondern floh wie ein Feiger in eine Capelle in Beaulieu, worauf die Rebellen theils sich zerstreuten, theils um Gnade flehten. Perkins edle Gemahlinn fiel in die Hände des Königs, dem es zur Ehre gereicht, daß er sie königlich behandelte. Ihn selbst ließ er durch einige in die Kirche gesandte Officiere

unter dem Versprechen der Begnadigung einladen, herauszukommen, und so ergab sich denn der Arme freiwillig. Er ward wie im Triumph nach London geführt, in den Tower gesetzt, und da er hier mit dem noch immer gefangenen Sohn des Herzogs von Clarence allerley listige Entwürfe zu ihrer gemeinschaftlichen Befreiung machte, und auch schon wirklich entwischt war, zuletzt nach einem dritten Versuche, in Tyburn gehenkt (1499). Zugleicher Zeit benutzte der König diese Gelegenheit, sich auch des Prinzen zu entledigen. Er ward angeklagt, zum Untergange des Königs eine Verschwörung mit Perkin angezettelt zu haben, und dafür enthauptet. Obgleich die Ermordung dieses letzten Yorks, die Gemüther erbitterte, wußte doch Heinrichs Wachsamkeit und Energie jeden Ausbruch zu verhüten. Von äußern Feinden hatte er nichts zu befürchten, vielmehr beeiferten sie sich um Bündnisse mit ihm. Der Erzherzog Philipp, der Kaiser Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische buhlten um seine Freundschaft. Sein Sohn, der Prinz von Wales, mußte eine spanische Infantinn, und seine Tochter Margarete den schottischen König Jakob IV. heirathen.

Eine 24jährige so nachdrückliche Regierung mußte wohl von den besten Folgen für die innere Organisirung des Königreichs gewesen seyn, wie man leicht vermuthen kann.. Die Macht des

höheren Adels*) ward merklich gebrochen, besonders durch ein Gesetz, welches demselben erlaubte, seine Güter zu theilen und zu veräußern; das Ansehen des Königs ward erhöht und befestigt, und eine Menge guter Gesetze **) beförderten die bürgerliche Ordnung und das Aufkommen der Handwerke, der Künste und des Handels. Zu den Kulturzweigen, die jetzt in England zu einer sonst nirgends erreichten Vollkommenheit gebracht sind, sieht man in dem Zeitalter Heinrichs VII. schon die Anfänge. Zu einer königlichen Marine wurden in den letzten Regierungsjahren dieses Königs Anstalten gemacht, auch ein Versuch, an den Eroberungen der Spanier in dem neu entdeckten Amerika Antheil zu nehmen, der aber damals die Mühe noch nicht lohnte. Dagegen schrieben freilich noch schädliche Gesetze, den Handwerkern ein gewisses Arbeitslohn vor, Monopole hemmten den Wetteifer, ja es war sogar durch ein Gesetz verboten, von ausgeliehe-

*) Auch erzählt man von ihm, was man auch von Ludwig XI. sagte, daß er sich bei seinen Unterhandlungen selten der Edelleute bediente, sondern Rechtsgelehrte und Geistliche.

**) Daher nennt ihn auch Baco den weisesten Gesetzgeber, dessen Gesetze nicht die Abhelfung eines gegenwärtigen Uebels, sondern die Hervorbringung eines künftigen Zustandes bezweckt hätten.

nen Geldern Zinsen zu nehmen. Daß sich bey jedem Aufstande gleich so viele Tausende von streitbaren Männern zusammen fanden, kam daher, daß die rohe Lebensart des größten Theils der Nation noch wenig künstliche Bedürfnisse geschaffen hatte, und daß es mithin an nützlichen Beschäftigungen und einträglichen Arbeiten für die niedern Stände fehlte. Um zu leben, schmachteten diese also lieber in der Leibeigenschaft der vornehmen Baronen, deren Macht sie im Kriege und deren Prunk sie im Frieden vergrößerten. Heinrich, der wohl einsah, wie verderblich dies Clientenwesen der königlichen Macht sey, und der nichts eifriger bezweckte, als die Macht des Adels zu schwächen, hob diese Dienstbarkeit der letzten Klasse gänzlich auf, und bestrafte die Edelleute hart, die sie heimlich beizubehalten suchten. Der Graf von Oxford, sein Lieblingsgeneral, hatte ihn einmal in seinem Schlosse prächtig bewirthet, und um ihn auch bey seiner Abreise noch angenehm zu unterhalten, ließ er alle seine Pächter und Handwerker, in eine Livery gekleidet, in zwei Reihen aufmarschieren. „Ey Mylord, sagte der König verwundert, sind das alles eure Bedienten?" Lächelnd erwiederte der Graf, so groß sey sein Vermögen nicht, es seyen nur seine Clienten. Der König stutzte einen Augenblick, und sagte dann ernsthaft: „Bey meiner Treue, Mylord, ich danke euch für eure

herrliche Bewirthung, aber ich darf nicht zugeben, daß meine Gesetze so vor meinen Augen gebrochen werden. Mein Fiscal wird mit euch sprechen." — Der Graf mußte nicht weniger als 15,000 Mark in die Strafkasse bezahlen.

Es kann wohl seyn, daß der Geiz Heinrichs VII. an diesem Verfahren einigen Antheil hatte. Diese Leidenschaft wuchs bey ihm mit den Jahren, und ein Paar gleichgesinnte Minister schmeichelten ihm darin nur allzusehr, und erwarben sich selbst ungeheure Reichthümer. Die Taxen nahmen kein Ende, und das Volk bezahlte sie um so unwilliger, da es wußte, daß der königliche Schatz ganz voll sey, und weder ein Krieg noch innere Einrichtungen neue Lasten nothwendig machten. Um nur seine Unterthanen auspfänden zu können, hielt er Spione im ganzen Reiche, die jedes gegen ihn und die Regierung gesprochene Wort nach Hofe berichten mußten, und dafür ward dann der Frevler sogleich an seinem Vermögen gestraft. Er starb von allen Unparteiischen bewundert, aber von allen seinen Untergebenen gehaßt im 63sten Jahre seines Alters, am 22. April 1509.

6.

Heinrich VIII.

(1509 — 1547).

Heinrich VIII., damals ein Jüngling von 18 Jahren, verfolgte nicht den Weg seines Vaters. Von ganz entgegengesetztem Karakter bildete er aus den Umständen unter denen er lebte etwas anders als jener gethan haben würde, und seine eidenschaftlichkeit in seinen Empfindungen mit der tiefen scholastisch-theologischen Gelehrsamkeit, worin ihn sein Vater hatte erziehen lassen, wurden der Quell einer ganz andern politischen Gestaltung Englands. Nicht strebend nach gleicher Selbstständigkeit, obgleich nicht ohne persönlichen Eigensinn, ward das lang gesparte Geld seines Vorgängers zu Festen angewendet, und die Talente einzelner Personen, die ihm umgaben, machten diese statt zu brauchbaren Werkzeugen, zu vielgeltenden Günstlingen, unter denen keiner so bedeutenden Einfluß auf den König und durch diesen auf den Einfluß Englands in die damaligen Weltangelegenheiten gehabt hat, als Wolsey, der Anfangs von dem Bischof Fox von Manchester, um das Ansehn, welches der Graf von Surrey beim König genoß, zu vermindern, eingeführt, auch bald seinen Beschützer selbst dem König entbehrlich machte. Denn die-

ser junge Geistliche verband mit einer einnehmenden Bildung, hoher Klugheit und mannigfaltigen Kenntnissen die Kunst sich beliebt zu machen in einem solchen Grade, daß man ihn unwiderstehlich nennen konnte. Schon der vorige König hatte ihn wegen dieser Eigenschaften sehr hervorgezogen *), aber Heinrich den Achten fesselten sie so an ihn, daß Wolsey, der Sohn eines Schlächters zu Ipswich, aus einem muntern Tischgenossen bald der Vertraute aller königlichen Geheimnisse, der einzeige Rathgeber, ja der unumschränkte Beherrscher des Königs ward. Umsonst warnte Fox den König, er möchte zusehen, daß der Diener nicht größer würde, als der Herr. Wolsey stieg von einer Ehrenstuffe zur andern, und nachdem er fast alle hohe Staatsämter in sich vereinigt, und zuletzt durch Hein-

*) Er schickte ihn einmal in eiligen Geschäften nach Brüssel hinüber. Am vierten Tage war er schon wieder da. „Mein Gott, ihr seyd noch nicht fort?" rief ihm Heinrich entgegen. — Verzeihung, ich komme schon wieder zurück. — „Mir auch nicht recht: Ich hatte noch etwas wichtiges vergessen, und habe euch darum einen zweiten Botschafter nachzusenden." — Der ist mir auf dem Rückwege begegnet. — „Also doch zu spät." — Nein, Ew. M., ich konnte wohl errathen, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und da habe ichs selbst auf gut Glück hinzugesetzt. — „Ey, ihr seyd ein trefflicher Mensch! Euch kann man brauchen!"

richs Vermittelung auch noch den Kardinalshut errungen hatte, sah man ihn nie anders als mit königlicher Pracht erscheinen. Er erbaute Paläste, dergleichen der König selbst nicht hatte. Oft erschien er mit einem Gefolge von 800 Personen, unter denen eine Menge Edelleute waren, die seine Gunst durch solche Demüthigungen erkaufen wollten. Wenn er an Festtagen in der Paulskirche die Messe las, so bedienten ihn Bischöfe und Aebte, und bey dem Sprengen des Weihwassers mußten ihm Personen vom höchsten Adel Wasser und Handtuch reichen. Ganz nach der Weise des Papstes, dem er nicht blos nachahmen, sondern, der er selbst werden wollte.

Diese Wünsche und Bedürfnisse Wolseys mußten die fremden Mächte zu erregen oder zu befriedigen, je nachdem sie die Unterstützung oder Vermittlung Englands suchten. Denn der Regent dieses Reichs befand sich in einer Lage, die ihm zum Schiedsrichter des Kampfs den die anderen Mächte führten, zu machen schien. Welchen Einfluß Heinrich VIII. ausübte, haben wir oben gesehen. Zuerst wollte er aus Anhänglichkeit an die Kirche den Papst an Frankreich rächen, und verschwendete unnütz sein Geld in Bündnissen gegen Ludwig XII.; dann, als die große Eifersucht zwischen Franz I. und Karl V. ausbrach, trat er auf des letztern Seite, bis der erstere bey Pavia gefangen ward. Von der Zeit

an gelang es den Franzosen, ihn wieder für sich zu gewinnen, bis er in den letzten Jahren des Streits doch noch einmal zu Karl V. überging. Außer den großen Geldsummen, mit denen er während dieser Kriege seine Freunde unterstützte, that er auch mehrere Landungen in Frankreich, doch ohne etwas auszurichten. Menschen und Geld wurden ganz unnütz aufgeopfert, und in wenig Jahren war der schöne Schatz seines Vaters, die Frucht einer mehr als 20jährigen Sparsamkeit, ausgeleert. Auch mit Schottland, das damals noch seinen eigenen König hatte, fing er mehrere Kriege an, um sich für die Folge einmal den Weg zum dortigen Throne zu bahnen, allein auch diese Unternehmungen waren ohne durchdachten Plan angefangen, schlecht unterstützt, und meist von kurzer Dnuer.

Weit folgreicher waren dagegen die Schritte, die Heinrich VIII. im Innern seines Reichs that, und die von einem häuslichen Verhältnisse ausgehend zu bedeutenden Veränderungen des Staats führten. Heinrich VIII. nämlich, war lange Zeit ein eifriger Verehrer der geistlichen Macht und ihres Repräsentanten des Papstes gewesen, so daß er, wie schon oben erwähnt, als ein gelehrter Kämpfer für denselben auftrat, und den Titel eines Beschützers des Glaubens erhielt. Auch war dies Reich dem Papste selbst so werth, daß dieser England den schönsten Edelstein in seiner Kro-

ne nannte, weil aus keinem Lande so große Einkünfte nach Rom flossen, indem die Geistlichkeit ein reiches und mächtiges Korps ausmachte, das, während der Adel unter der vorigen Regierung in engere Gränzen zurückgedrängt war, doch noch unangetastet in seinen Freiheiten und Besitzungen war. Aber bald ward dies ganze Verhältniß zwischen Kirche und Staat getrennt, und ein anderes an dessen Stelle gesetzt.

Heinrich VIII. war von seinem Vater schon in seinem zwölften Jahre gezwungen, die Wittwe seines verstorbenen Bruders zu heyrathen, um gewisse Freundschaftsverhältnisse mit Ferdinand dem Katholischen aufrecht zu erhalten, dessen Tochter diese Prinzessin war. Heinrich hatte von ihr eine Tochter, Marie, aber keine männlichen Erben, die er sich doch so sehnlich wünschte. Dies, so wie der Zwang, der diese Gemahlin ihm zugeführt hatte und das Mißverhältniß des Alters, machten sie ihm unerträglich, um so mehr, da er unter den Hoffräulein seiner Gemahlin eine, Namens Anna Boleyn, kennen gelernt hatte, deren Schönheit ihn ganz bezauberte. Da sie allen seinen Anträgen fest widerstand, und ihm durch diesen Widerstand nur noch reizender erschien, so beschloß er in seiner Leidenschaftlichkeit, sie — es koste was es wolle — auf den Thron zu erheben. Eine Trennung der ersten Ehe kostete nur ein Wort vom Papste,

denn da es nach kirchlichem Rechte eine Ehe im verbotenen Grade war, so konnte der Papst aus diesem Grunde sie mit einem Schein des Rechts trennen, so gut als Heinrich selbst durch diesen Gewissensskrupel, seinen Entschluß dazu äußerlich vertheidigte. Aber hier traten bey dem Papste Schwierigkeiten ein, die nicht so leicht zu beseitigen waren. Clemens VII. stand nämlich, wie wir wissen mit dem Kaiser Karl V. auf einem schlimmen Fuße; er hing ganz von ihm ab, und mußte nichts eifriger als seine Rache verhüten. Nun war Heinrichs Gemahlin Katharine, Karls V. Tante, und hatte sich hinter diesen geflüchtet, auch von ihm das Versprechen erhalten, sie in ihren Rechten zu schützen. Zum Unglück kam die Bitte des Königs eben zu Rom an, als der Papst in der Engelsburg gefangen saß, und bald nach ihr erschien eine nachdrückliche Verwarnung vom Kaiser, ja nichts in der Sache seiner Tante ohne sein Wissen zu gewähren. Der Papst, um sich doch nicht gar zu bloß zu geben, schickte darauf einen Legaten nach London, der in Gemeinschaft mit Wolsey die Sache untersuchen soll, doch mit der geheimen Weisung, die Untersuchung recht in die Länge zu ziehen, und endlich doch nichts auszumachen. Diese Kunst verstand der Legat meisterhaft. Doch kam ihm auch die Hartnäckigkeit der Königin nicht wenig zu Hülfe. Als diese vorgeladen worden war, fiel sie ihrem

Gemahl zu Füßen, und erinnerte ihn mit der durchdringendsten Beredsamkeit daran, wie sie nun 20 Jahre lang sein treues Weib gewesen sey; eine Erinnerung, die vermuthlich eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Nachdem die Sitzungen in langen Zwischenräumen bis zum Jul. 1524 fortgesetzt worden waren, ward der Legat unter einem Vorwande plötzlich nach Rom zurückberufen, und die ganze Sache schien sich wieder zerschlagen zu wollen.

Heinrich VIII. ward wüthend über den Papst und dessen ganzen Anhang, und diese Wuth ward zunächst Wolseys Unglück. Anna Boleyn und ihre Verwandten haßten diesen Minister, und ließen dem König merken, er sey vielleicht eine Haupttriebfeder dieser Verzögerung, und es mache ihm Vergnügen über seines Herrn Schicksal disponiren zu können. Dieser Argwohn, durch die Geliebte entzündet, faßte schnell und schrecklich Wurzel in des leidenschaftlichen Heinrichs Herzen. Vergessen waren auf einmal alle treue Dienste seines Ministers, die lange und geschickte Verwaltung aller Geschäfte, die vielen angenehmen Stunden, die er seiner Unterhaltung verdankte. Beschlossen war seine gänzliche Entfernung, und nicht sobald hatte das Parlament diesen Entschluß erfahren, als es bereitwillig war, die Verbrechen hervorzusuchen, mit

denen sich der Sturz dieses allbeneideten und mithin allgehaßten Günstlings beschönigen ließe. Man nahm ihm die Siegel ab, verbot ihm den Hof, zog seine Güter ein, und würde noch weiter gegangen seyn, wenn nicht Heinrich selbst in einer Anwandlung von Schaam und Mitleid den Befehl gegeben hätte, mit der weitern Verfolgung seines ehemaligen Freundes inne zu halten. So behielt er denn vor der Hand noch die Bisthümer York und Wincheſter, aber das konnte ihn über die Entsagung nicht trösten, die er hatte dulden müssen. So hoch gestanden zu haben, und so schnell von solcher Höhe herabgestürzt zu seyn: dies Schicksal kam auch den festesten Sinn zermalmen. Nur ein Jahr überlebte Wolsey diesen Schlag; er starb gerade, als seine Feinde damit umgingen, ihm auch noch die Trümmer seines ehemaligen Glücks zu rauben (1530).

Indem die neuen Günstlinge des Königs, meist Annas Verwandte, darauf sannen, wie man von dem Papste die Trennung der Ehe erlangen könne, hatte ein Bischof Cranmer den Einfall, man solle ein Gutachten von den berühmtesten Universitäten über die Rechtmäßigkeit derselben einholen, und wenn dies, wie zu erwarten sey, günstig ausfalle, es dem Papste zur Bestätigung vorlegen. Das geschieht, alle Rechtslehrer stimmen für die Scheidung, aber dennoch zaudert der Papst, aus Furcht vor Karl V.

Um eine neue Ausflucht zu gewinnen, ladet er Heinrichen ein, sich persönlich in Rom zur Untersuchung zu stellen. Dies beleidigte den König nur noch mehr. Ein herzhafter Gesandter ging statt seiner hin, aber nur um den Papst ernstlich zur Rede zu stellen. Heinrich VIII. zufrieden mit dem Ausspruch der Universitäten und der Erzbischöfe des Königreichs, vollzog endlich ohne Umstände am 14. Nov. 1532 seine Vermählung mit der Anna Boleyn, ließ die noch immer hartnäckige Katharine durch seine Erzbischöfe für eine unrechtmäßige Königinn erklären, und durch eine Parlamentsakte alle Appellationen englischer Unterthanen an den Papst aufheben. Alle Bezahlungen englischer Klöster und Stifter an den apostolischen Stuhl hörten nun auf einmal auf; der König erklärte sich selbst zum Haupte seiner Geistlichkeit, und zog nun alle jene reichen Einkünfte in seinen Schatz: keine Bullen und Dispensationen durften mehr ins Land kommen, und um das Volk an diese gewaltsame Neuerung zu gewöhnen, mußte alle Sonntage ein Geistlicher in der Paulskirche lehren, daß der Papst ein Bischof wie alle Bischöfe sey, und keine weitere Gewalt habe, als innerhalb seines Kirchsprengels. Vergebens donnerte nun Clemens mit Bannbullen auf den König von England los; vergebens nannte sich auch Katharine noch immer die einzige rechtmäßige Königinn von Eng-

land; das königliche Ansehn war zu fest gegründet, und wo der Widerstand von Folgen hätte sein können, setzte der König ihm schonungslose Gewalt entgegen. Der brave Kanzler Thomas More, und der eben so rechtschaffene Bischof von Rochester, Johann Fisher, die sich in ihrem Gewissen verbunden hielten, die geistliche Oberhauptschaft und die zweite Ehe des Königs für unrechtmäßig zu erkennen, wurden zum Tode verurtheilt, und legten mit der Ruhe eines Sokrates ihre Häupter auf den Block (1535).

Um diese Zeit waren bekanntlich in Deutschland die Reformation in voller Gährung, auch bis nach England hatten sich ihre Wirkungen verbreitet, und man sollte glauben, hier müßte sie bey den revolutionären Gesinnungen des Königs mit offenen Armen aufgenommen worden seyn. Aber zum Unglück hatte Luther selbst durch seinen heftigen Brief *) alles bey Heinrichen verdorben. Ohne diesen persönlichen Widerwillen des letztern gegen den Urheber der protestantischen Lehre hätten beide vielleicht sich zum Sturze des Papstthums verbrüdert; aber jetzt war Heinrich, der Luthern nun eben so sehr als dem Papste ausweichen wollte, gezwungen seine eigene Reformation vorzunehmen. Er ging einen Mittelweg zwi-

*) S. Th. VI.

zwischen beiden, und verfolgte die links und rechts abweichenden mit gleicher Strenge. Voll von Stolz auf seine eigene Gelehrsamkeit entwarf er selbst ein Lehrbuch des christlichen Glaubens, das in allen Schulen eingeführt werden mußte, und gab Befehl zu einer englischen Bibelübersetzung, die zu Paris gedruckt, und an jedermann verkauft wurde. Da indessen die ächten Lutheraner seine Glaubenslehren nicht annehmen konnten, so erfolgten nun blutige Auftritte, und an allen Ecken des Königreichs rauchten die Scheiterhaufen sowohl für die lutherischen als für die katholischen Ketzer.

Im Jahre 1536 that Heinrich einen andern kühnen Schritt. Er zog alle kleineren Klöster in seinem Lande ein, und um dies mit einem Schein des Rechts thun zu können, sandte er Visitatoren rings herum, die die allerabscheulichsten Gräuel von den Mönchen und Nonnen berichten mußten. Mag auch etwas davon wahr gewesen seyn, so ist doch nur allzu wahrscheinlich, daß die Visitatoren mit Fleiß so berichtet haben werden, wie sie wußten, daß es der König hören wollte. Die unanständigen Protocolle wurden sodann dem Publicum vorgelegt, und hierauf ging die Einziehung vor sich. Vor der Hand traf die Reihe 375 der kleineren Klöster, deren Einkünfte jährlich etwa 32,000 Pfund Sterling, der Werth an liegenden Gründen, Gebäuden und beweglk

chen Gütern aber wohl noch 100,000 Pfund mehr betragen mochten. Die jungen Mönche und Nonnen wurden entlassen, und den älteren wurden Pensionen gereicht. Viele derselben bemühten sich, in verschiedenen Provinzen das Volk aufzuwiegeln, aber allenthalben ward der Aufruhr durch des Königs Wachsamkeit und Strenge bald gestillt. Die Aufrührer büßten gewöhnlich mit dem Leben.

Aufgemuntert durch den guten Erfolg wagte er sich 1538 auch an die Einziehung der größeren Klöster, und innerhalb zweyer Jahre war er im Besitz aller geistlichen Güter des ganzen Königreichs. Zusammen wurden 645 Klöster, 90 Kollegien, 2374 Stifter und Freikapellen und 110 Hospitäler aufgehoben, deren Einkünfte zusammengenommen 161,100 Pfund betrugen. Man fand ungeheure Schätze, besonders bey den Gnadenbildern, an den Wallfahrtsörtern, wiewohl die Geistlichen das meiste davon vorher heimlich auf die Seite gebracht hatten. Aber vieles was der König bekam, verschenkte er meist an seine Lieblinge. Hätte Heinrich mit diesen neu erworbenen Gütern besser hausgehalten, und sie der Krone zugeschlagen, so würde er einer der reichsten Könige geworden seyn. Aber durch seine unbesonnene Großmuth brachte er sich sogar um die Vortheile die er vorher von den geistlichen Gütern genossen hatte. Denn sonst hatten bey

allgemeinen Landsteuer die Geistlichen immer das Meiste beigetragen; jetzt, da sie der Güter beraubt waren, fiel das weg, und Karl V. hatte also nicht Unrecht, wenn er scherzhaft sagte, der König von England habe mit eigner Hand die Henne todtgeschlagen, die ihm die goldenen Eier gelegt habe. Daß der Papst zu einem so ungeheuern Eingriff in die Rechte der Kirche nicht still geschwiegen habe, versteht sich von selbst. Hatte er vorher schon den König excommunicirt, so übergab er nun vollends in einer öffentlichen Proclamation seine Seele dem Teufel, und sein Land jedem, der Lust hätte, es zu erobern. In England selbst wurden die verwegensten Schriften gegen Heinrich VIII. wiewohl fruchtlos, ausgestreuet.

Den leidenschaftlichen König machte sein Glück immer übermüthiger. Er bildet sich steif und fest ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen, und berechtigt zu seyn, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Ein Schulmeister in London, Namens Lambert, der wegen der Behauptung, Christi Leib und Blut sey in dem Abendmahlswein und der Oblate nicht befindlich, von der Geistlichkeit sehr verfolgt wurde, wagte es, an den König zu appelliren, der übrigens der entgegengesetzten Meinung auch anhing. Heinrich würdigte den Ketzer, vom Thron herab mit ihm zu disputiren. Ringsum standen

die Peers und ersten Prälaten des Reichs. Nach fünfstündigem Hin- und Herstreiten ward der ermüdete Lambert endlich zum Schweigen gebracht. Heinrich fragte ihn darauf, ob er leben oder sterben wolle. Jener erwiederte, er überlasse sich ganz der Gnade Sr. Majestät. „Ich mag kein Beschützer von Ketzern seyn!" fuhr ihn der König an, und aus dieser Antwort drehte das Parlament sogleich ein Todesurtheil. Man glaubte, an einem Ketzer, der es sogar gewagt habe, den König herauszufordern, die Strafe recht exemplarisch einrichten zu müssen, und so ward er zu einem langsamen Feuer verurtheilt.

Der König fuhr nun ferner in seinen gutgemeinten Bemühungen eifrig fort. 1534 berief er ein Parlament zusammen, um gewisse Glaubensartikel festzusetzen. Man vereinigte sich in sechsen, 1) die Gegenwart Christi im Abendmahl, 2) das Abendmahl ohne Kelch für die Laien, 3) die ewige Verpflichtung einmal abgelegter Keuschheitsgelübde, 4) die Nützlichkeit der Privatmessen, 4) und der Ohrenbeichten, 6) das Cölibat der Geistlichen. Wer den ersten dieser Artikel läugnen würde, sollte sogleich verbrannt werden; auf die Bestreitung der andern stand das erste Mal Gefängniß und Verlust des Vermögens, das zweite Mal Tod. Den Uebertretern ward emsig nachgespürt, und in kurzem waren über 500 derselben in den Gefängnissen, von denen viele hingerich-

tet wurden. Das Parlament, weit entfernt sich zu wiedersetzen, erklärte vielmehr einmal in dem Eingange zu einem neuen Religionsedicte öffentlich: die Einrichtungen des Königs hätten nicht bloß Gesetzeskraft, sondern das Ansehn der Offenbarung selbst, und vermöge seiner königlichen Gewalt könne er alle Handlungen der Menschen ja sogar ihre innersten Gedanken und Empfindungen beherrschen.

Um Anna Boleyn zu besitzen, und zu religiös gesinnt, um die Liebe anderswo zu suchen als in der Ehe, war er ein Reformator, und um diese kirchliche Reformation zu behaupten, ein grausamer Verfolger geworden. Neue Grausamkeiten mußten ihn von dieser Gemahlinn trennen, als Anna Boleyn ihm durch den freiern Ton, den sie am französischen Hofe, wo sie erzogen, angenommen, einen scheinbaren oder gegründeten Anlaß zum Mistrauen gegeben hatte, das von den Feinden der Königinn genährt ward. Eine Beleidigung aber dieser Art, gegen einen König begangen, der so heilige Begriffe von der Ehe hatte, mußte nicht allein die Ehe aufheben, sondern die Schuldige auch straffällig machen. Es ward ihr der Prozeß gemacht, und trotz ihrer rührendsten Briefe an den König, trotz ihrer heiligsten Versicherungen vor den Richtern, daß nur ein Schein, keine Thatsache gegen sie spreche, ward

sie dennoch am 14. May 1536 nach Urtheil und Recht öffentlich enthauptet.

Je mehr sie mit Würde und Heiterkeit ihrem Gemahl verzeihend, und ihre Unschuld versichernd gestorben war, und der König am Tage nach der Hinrichtung seine Vermählung mit der Johanne Seymour, einer Hoffräulein der hingerichteten Königinn, die ihn schon lange durch ihre Schönheit angezogen hatte, vollzog, desto mehr war man geneigt zu glauben, daß die neue Leidenschaft ihn für Anklagen leichtgläubiger, und zur Trennung von der Anna Boleyn geneigter gemacht habe. Heinrich selbst indessen in einer bald darauf gehaltenen Parlamentsversammlung hielt eine Rede, worin er seine Räthe lobte, daß sie ihn, ungeachtet der Unglücksfälle in seinen beiden ersten Ehen, doch bewegt hätten, eine dritte zu wagen. Der Sprecher des Parlaments beantwortete diese Aeußerung mit einer Lobpreisung der wundervollen Gaben des Königs und verglich ihn in der Gerechtigkeit und Weisheit mit dem Salomo, in der Stärke mit dem Simson und in der Schönheit mit dem Absalon. Heinrich nahm diese Rede gnädig auf, und antwortete durch den Mund seines Kanzlers, wenn er diese Gaben wirklich besitze, so seyen es einzig Geschenke der göttlichen Gnade.

Am 12. Oct. 1537 ward dem Könige endlich sein heißester Wunsch gewährt, seine junge

Gemahlinn gebar ihm einen Sohn *), den er Eduard nannte; aber leider blieb sie selbst im Kindbett. Der König wünschte also eine neue Gemahlinn, und bewarb sich um die Tochter des Herzogs von Kleve, von welcher Heinrichen ein von dem berühmten Holbein gemaltes, aber viel zu schmeichelhaftes Brustbildniß zu Gesicht gekommen war. Im Vertrauen auf die Wahrheit des Gemäldes war die Heirath abgeschlossen und Heinrich so ungeduldig, seine neue Gemahlinn zu sehen, daß er ihr in einer Verkleidung bis Rochester entgegen ging. Aber wie fand er sich betrogen! Ihre ungraziöse Plumpheit schreckte ihn so zurück, daß ihn nur die Vorstellungen seines Ministers Cromwel bewegen konnten, sie nicht sogleich wieder zurückzuschicken, und in Hoffnung, daß eine nähere Bekanntschaft etwa neue Reize entdecken werde, volzog er die Vermählung endlich (6. Jan. 1540). Aber schon den Tag darauf erklärte er, daß es ihm unmöglich sey, länger mit dieser Person umzugehn, die ihm durch ihre Unkunde der englischen und französischen Sprache und durch ihre große Geistesarmuth noch unleidlicher werden mußte. Und wie es denn an solchem Hofe nie an Factionen fehlt, die sich bey dem ersten Anschein von Ungunst sogleich zum Sturze eines

*) Von der Anna Boleyn hatte er nur eine Tochter, die nachher so berühmt gewordene Elisabeth.

vielgeltenden Ministers vereinigen, so hatte man auch hier nicht sobald gemerkt, daß Heinrich wegen dieser Heirath mit seinem Liebling Cromwell grolle, als eine Menge bisher zurückgehaltener Anklagen auf einmal laut wurden, und — beim Könige soviel Eingang fanden, daß er nach seiner Art den Prozeß gegen ihn sogleich instruiren ließ, und der Mann, den Heinrich nächst Wolsey'n am meisten geliebt hatte, beschloß sein Leben — auf dem Blutgerüste (28. Jul. 1540.)

Noch in demselben Jahre mußte das Parlament dem Könige von seiner verhaßten Gemahlinn helfen, die sich ohne Widerrede die Scheidung der kurzen Ehe gefallen ließ, und einer reizenden Engländerin der Lady Katharine Howard, aus dem Hause der Norfolks, Platz machte, mit der der König die Heyrath wenig Wochen nach der Scheidung von jener vollzog. Er fühlte sich bey dem Tausche so selig, daß er Gott für diese Wohlthat in dem allgemeinen Kirchengebete danken ließ.

Aber schon im folgenden Jahre endeckte sichs, daß dasselbe Verbrechen, das man der unglücklichen Anna Boleyn zur Last gelegt hatte, von der gegenwärtigen Königinn wirklich begangen sey. Der König brach in einen Thränenstrom aus, als ihm die süße Täuschung von der Treue seines geliebten Weibes entrissen ward; allein da die deutlichsten Zeugnisse gegen sie sprachen, ward

sie und ein Haufe anderer in ihre Schuld verwickelter Personen zum Schaffot verurtheilt. Unter den letztern war auch die Gräfin von Rochefort, deren Zeugnisse einst den Prozeß der unschuldigen Anna Boleyn vorzüglich entschieden hatten, und die jetzt des strafbarsten Einverständnisses mit der treulosen Katharine Howard überwiesen worden war (1541.)

Weil Heinrich VIII. nicht lange ohne Gemahlin seyn konnte, versuchte er es 1543 zum sechsten Male mit einer Lady Katharine Parr, Wittwe des Lords Latimer, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen hatte. Der König, der mit jedem Jahre körperlich schwerfälliger, und geistig empfindlicher und übellauniger wurde, konnte zuletzt schon durch die geringste Abweichung von seiner Meinung bis zur Wuth erhitzt werden. Da nun die Vereinigung der religiösen Meinungen in seinem Reiche sein Steckenpferd war, das ihm alle Tage lieber ward, so führte er auch mit seiner Gemahlin nichts lieber als Religionsgespräche, und da sie von sehr vielen Dingen unterrichtet, zugleich beredt und artig, mithin eine sehr unterhaltende Frau war, so durfte sie während einer Krankheit ihres Gemahls, die mehrere Monate anhielt (1546) gar nicht von seinem Bette kommen. Weit entfernt von dem Eigensinn und Rigoris-

mus deſſelben in Glaubensſachen dachte ſie über viele Punkte weit gemäßigter, und da ſie zuletzt deutlich einſah, welch ein Vertrauen er zu ihr gefaßt, und welche Gewalt ſie über ihn allmälig bekommen habe, ſo glaubte ſie etwas Gutes zu thun, wenn ſie ihn ihren milderen Grundſätzen geneigt zu machen ſuchte. Aber ach! kaum hatte ſie ihm dieſe Grundſätze deutlich dargelegt, als er mit einem ſtieren, wilden Blicke, wie einer der ſeinen Ohren nicht traut, in ſie eindrang, um gleichſam die Wahrheit ihrer Ausſage aus ihren Augen zu erforſchen. Er theilte darauf ſeine Unruhe dem Biſchof Gardiner, einem Feinde der Königin mit, und dieſer ergriff nach Höflings Weiſe die Gelegenheit, des Königs Eifer für die Erhaltung der wahren Religion zu rühmen, und ihm vorzuſtellen, daß nichts kräftiger auf den großen Haufen wirken könne, als wenn der verachtete Wille des Königs an den glänzendſten Häuptern am ſtrengſten gerächt werde. Schon ward in der Stille ein Prozeß gegen die Unglückliche eingeleitet, als ſie noch eben zu rechten Zeit davon benachrichtigt ward. Sie unterdrückte ſchnell ihre Angſt, und machte ihrem Gemahl mit dem unbefangenſten Anſtande ihren gewöhnlichen Beſuch. Er fing darauf ſeine orthodoxen Geſpräche von neuen an, und betrachtete ſie dabey ſehr ernſthaft, allein ſie lenkte lächelnd mit der Bemerkung aus, ſo tiefe Unterſuchungen

überstiegen die Kräfte des weiblichen Geschlechts. Dies sey nur geschaffen, um den Männern zu gehorchen; dem Gatten gezieme es, über den Grund seiner Handlungen und seines Glaubens zu grübeln; der Gattin, ihn blindlings zu folgen. Dies werde ihr um so leichter, da sie einen Gemahl habe, der die richtigsten Grundsätze nicht bloß für seine Familie, sondern für ganze Nationen zu entwerfen im Stande sey. Der geschmeichelte König rief lachend aus: „Nein, nein, bey St. Marien, Käthe, du bist ein wahrer Doctor und taugst besser, Lehren zu geben als anzunehmen!" Bescheiden erwiederte sie; dies Lob verdiene sie nicht, und möge es auch nicht verdienen. Zwar habe sie zuweilen wohl versucht, sich den Schein der Widersprecherinn zu geben, um dem Gespräch, das ohne allen Widerstreit der Meinungen bald ermatte, einige Lebhaftigkeit, und dem Scharfsinne ihres Gegners eine kleine augenscheinliche Beschäftigung zu geben, aber sie habe bald gefunden, daß gegen die Allgewalt seiner Wahrheiten kein Scheingrund, auch noch so künstlich aufgestutzt, sich lange halten könne, und dadurch sey sie nur noch fester in seinem Glauben bestärkt worden. „Wie, süßes Herz? Ist es wirklich so? rief der entzückte Heinrich. Nun dann sind wir wieder vollkommene Freunde!" Man kann denken, wie leicht der armen Frau bey diesen Worten ums Herz geworden seyn möge.

So glücklich kam nicht jeder davon. Die letzten Lebensjahre des mißtrauischen und eigensinnigen Tyrannen kostete vielen, mit unter sehr angesehenen Personen das Leben. Mehrere wurden bloß darum als Verräther hingerichtet, weil sie während seiner Krankheit gesagt hatten, der König werde wohl nicht mehr lange leben. Noch den Tag vor seinem Ende verlangte er vom Parlament den Tod des Herzogs von Norfolk, eines der vordienstvollsten Männer des Königreichs. Zum Glück starb er selbst noch vor der Vollziehung des Urtheils, (28. Jan. 1547) im 56ten Jahre seines Alters, und im 38sten seiner Regierung.

So unnütz und unbedeutend auch die vielen Kriege waren, die Heinrich VIII. geführt hat, so dienten sie doch dazu, daß die Engländer während derselben, den Franzosen etwas von ihrer bessern Kriegskunst ablernten. Der Gebrauch des Pulvers wurde in England fast am spätesten allgemein, und Heinrichs beste Truppen bestanden noch aus Bogenschützen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller rühmt es als ein Wunder, daß in einem Seegefechte die englische Flotte von mehr als 100 Schiffen in 2 Stunden an 300 Schüsse gethan habe. Dies thut jetzt ein einziges Kriegsschiff mit der größten Bequemlichkeit.

7.

Eduard VI.

(1547 — 1553.)

Leider erfolgte nun wieder eine vormundschaftliche Regierung, denn Heinrichs VIII. einziger Sohn, Eduard, war noch nicht 10 Jahre alt. Zu seinem Stellvertreter bis zu seiner Mündigkeit hatte der Vater einen Rath von 16 Personen bestellt, der aber um der größten Einheit willen für gut fand, aus seiner eignen Mitte einen Protector zu ernennen. Die Wahl traf einen Oheim des jungen Königs, einen Grafen von Hartford (bald nachher Herzog von Sommerset), einen klugen und guten, aber nicht entschlossenen Mann, der sich jedoch in kurzer Zeit so in Ansehn setzte, daß er fast mit königlicher Unumschränktheit regierte. Er war den Reformirten günstig, und zugleich von solcher Mäßigung, daß er nichts mit Gewalt zu ändern versuchte. Der weise Erzbischof Thomas Cranmer leitete die Reformation höchst planmäßig und vorsichtig, behielt von den Aeußerlichen des katholischen Gottesdienstes soviel bey, als nur ohne Schaden gestattet werden konnte, und machte sich dadurch — beide Parteien zu Feinden.

Nächst der Religion, der größten Angelegenheit jenes Zeitalters, lag den Engländern die Vereinigung Schottlands, mit ihrer Monarchie, am meisten am Herzen. Dort regierte eben damals, nach dem Tode Jakobs V. im Namen seiner minderjährigen Tochter Maria Stuart, dessen Gemahlinn, eine Schwester der Guisen. Der Protector Sommerset schlug dieser eine Vermählung des jungen Königs von England mit jener Prinzessinn vor, allein die Schotten wiesen den Antrag mit einer Art von Abscheu zurück; denn dies abergläubische Volk dachte sich bey dem Namen Engländer, eine von Gott verfluchte und dem Teufel selbst übergebene Nation. Vor dem bloßen Gedanken an eine Abweichung vom Papste erschraken sie schon, und viele ihrer Priester waren so unwissend, daß sie das neue Testament für ein von Luthern geschmiedetes Ketzerbuch hielten. Sommerset glaubte durch das Schrecken am besten auf sie zu wirken; er zog daher mit einem ansehnlichen Heere vor Edinburg, und gewann auch wirklich einen blutigen Sieg, allein der Krieg konnte nicht mit Nachdruck fortgesetzt werden, und so mattete man sich bloß durch Ueberfälle und Räubereien ab, bis sich Frankreich, der alte Bundesgenosse der Schotten, ins Mittel schlug, und die junge Prinzessinn für den Dauphin (nachmaligen König Franz II.) entführte.

Bis dahin schien die vormundschaftliche Re-

gierung noch ziemlich glücklich zu gerathen. Aber das Unglück sollte noch kommen. Kaum sah man, daß der Protector auch furchtsame Schritte thue, so ward auch schon die Begierde wach, von seiner Unentschiedenheit Nutzen zu ziehen. Der erste, der in seinen Platz zu treten wünschte, war sein eigner Bruder, Lord Seymour. Ihn zu unterdrücken trat noch ein schlauerer und kühnerer, Graf Warwic, auf. Dieser brachte erst den Lord, dann später gar den Protector aufs Blutgerüste, machte sich zum Herzog von Northumberland, und beherrschte den Rath und den jungen König mit fast unumschränkter Gewalt. Wie gewöhnlich war die Furcht wiederum der mächtige Zauber, der alle die Tausende von starken Armen im Königreiche erstarrt hielt. Und Northumberland war der Mann dazu, sich Furcht zu verschaffen. Um Freunde und Anhänger zu gewinnen, schonte er weder seine eignen, noch der Krone Einkünfte, und seine und der übrigen Beamten schlechte Wirthschaft war Schuld daran, daß der Staat, ohne einen bedeutenden Krieg geführt zu haben, doch in eine Schuldenlast von 2 Millionen Thaler versunken war, und daß das ausgesogene Volk in mehreren Theilen des Reichs zu den Waffen griff, und nur mit Mühe besänftigt werden konnte.

So gute Eigenschaften der junge König entfaltete, so verkündigte doch sein schwächlicher Kör-

per nur ein kurzes Leben, und diese Aussicht machte den herrschsüchtigen Northumberland so kühn, daß er einen Plan entwarf, die Herrschaft an seine Familie zu bringen. Eduard VI., ein eifriger Freund der protestantischen Lehre, haßte ohnehin seine älteste Schwester Marie, wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den sie von ihrer spanischen Mutter in seiner ganzen Strenge eingesogen hatte. Weit lieber als ihr hätte er also seiner zweiten Schwester Elisabeth die Nachfolge gegönnt, aber Northumberland stellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schwester übergehen wolle, man sie nothwendig beide übergehen müsse. Dies stehe aber in seiner Gewalt, da er die Thronfolge nach Belieben bestimmen könne, und zum Glück habe er noch eine Verwandte, die die vortreflichsten Eigenschaften einer Regentinn in sich vereinige. Dies war die schöne und tugendhafte Lady Johanne Gray, eine Enkeltochter der jüngsten Schwester Heinrichs VIII., ein junges Frauenzimmer von der seltensten Bildung. Sie redete nicht bloß mehrere neuern Sprachen, sondern las auch die Griechen und Römer in der Ursprache, und war von den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit sehr gründlich unterrichtet. Northumberland erhielt sie mit leichter Mühe für seinen vierten Sohn Guilford Dudley zur Gemahlinn, und kaum hatte Eduard das neue Erbfolge-

Edict

Edict unterschrieben, so ward er so sichtlich kränker, daß man sich nicht enthalten konnte, seinen bald darauf erfolgten Tod dem Herzog Schuld zu geben. († 6. Jul. 1553.)

8.

Maria.

(1553 — 1558.)

Noch wußte niemand etwas von Eduards Testament, und man glaubte nichts anders, als daß seine Schwester Maria seine nächste Erbinn sey. Northumberland suchte daher des Königs Tod vor dieser so lange geheim zu halten, bis er mit seiner Schwiegertochter die sich fern auf ihrer Eltern Landsitze aufhielt, seinen Einzug halten könnte. Aber einer der Mitwissenden verrieth ihr alles, und sie besaß Entschlossenheit genug, sogleich nach Suffolk zu entfliehen, dort den Adel durch Briefe aufzubieten, und alle brave Engländer zur Vertheidigung ihrer rechtmäßigen Königinn aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk bedachten sich eine Weile, denn Mariens Eifer für die katholische Religion war ihnen ein Anstoß. Kaum aber hatten sie von ihr die Ver-

ſicherung erhalten, daß niemand durch ſie in ſeiner Religion gekränkt werden ſolle, ſo flog ihr alles zu, und ſie ſah ſich in kurzem an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jenes Uſurpators Troß bieten konnte.

Johanne Gray war ſelbſt erſchrocken, als ſie erfahren hatte, daß ſie zur Königinn gewählt ſey. Nach langem Sträuben hatte ſie bloß dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben, und war dem Herzog nach London gefolgt. Das Volk, das dieſen innig haßte, erblickte auch ſie in ſeiner Geſellſchaft mit Widerwillen, und die Anhänglichkeit an des allverehrten Heinrichs Kinder war ſo groß, daß bey der Ausrufung Johannens zur Königinn kein Laut des Beifalls gehört ward. Vergebens ſuchten die von Northumberland beſtochenen Prediger dem Volke die bigotte Marie verhaßt zu machen; man verachtete ſelbſt die ſonſt ſo wichtige Rückſicht auf die Religion, aus Liebe zur Gerechtigkeit, aus Ehrfurcht gegen das Andenken Heinrichs VIII. und aus Haß gegen den herrſchſüchtigen Northumberland. Dieſer brachte in der Geſchwindigkeit etwa 6000 Mann zuſammen, mit denen er Marien entgegenzog. Kaum aber war er aus der Stadt, als die ſämmtlichen Räthe des vorigen Königs ſich raſch entſchließen, das Tyrannenjoch Northumberlands abzuwerfen, und ſich laut für Marien zu erklären. Als das Volk dieſen Na-

men ausrufen hört, jauchzt es lauten Beifall, und die bescheidene Johanne Gray geht, mehr froh als betrübt über ihr kurzes Glück, zu ihren Eltern zurück. Ihr Beschützer sieht sich bald von allen seinen Freunden verlassen, und muß sich der triumphirenden Maria ergeben. Er konnte sich bey einem so plötzlichen Sturz von solcher Höhe so schnell nicht fassen; man sah ihn zu den Füßen des Grafen von Arundel, der ihn gefangen zu nehmen kam, knieend um sein Leben bitten, ihn, vor dem noch vor wenigen Tagen die höchsten Häupter in England gezittert hatten. Doch half ihm jetzt keine Reue mehr; er starb nebst mehreren seiner vertrauteren Gehülfen den Tod der Hochverräther auf dem Blutgerüste (22. Aug. 1553). Auch gegen die unschuldige Johanna Gray und ihren jungen Gemahl (beide waren erst 17 Jahre alt) ward die nämliche Sentenz ausgesprochen, aber nicht vollzogen.

Die alten Szenen der Grausamkeit, die man mit Heinrichs Tode geendet glaubte, begannen von neuem, denn Maria, die neue Regentinn, war entschlossen, die mit Blut befestigte Schöpfung ihres Vaters, auch mit Blutvergießen wieder zu zerstören. Dazu trieb sie die ganze Natur ihres Wesens, das Produkt ihrer Erziehung. Diese hatte sie von einer Mutter empfangen, die sie früh genährt hatte, mit den Lehren der katholischen Religion, und sorgfältig ihre eigene Erbit-

terung über ihre Umgebungen, in das Herz des jungen Kindes übertragen Die Erbitterung faßte um so eher Wurzel, jemehr sie selbst lange zurückgesetzt worden war von ihrem eigenen Vater, unterdrückt von dessen späteren Frauen, wenig geliebt wegen ihrer Häßlichkeit, und doch mit einem Herzen voll eigner glühender Begierde; und endlich fast vierzig Jahre in der Einsamkeit brütend und bald in trostlosen Wünschen, bald in giftigen Racheplänen, bald in tödtender langer Welle sich selbst verzehrt hatte. Drey Wünsche hoffte sie nun als Königinn befriedigen zu können, die katholische Religion und die Herrschaft des Papstes wieder einzuführen, einen Mann zu bekommen, und sich an dem ganzen englischen Volke Tag für Tag auf das empfindlichste zu rächen.

Alle Katholiken wurden zuerst hervorgezogen, alle Reformirten entfernt, und auf tausenderley Art gedrückt. Die katholischen Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wurden in ihre Stelle wieder eingesetzt. Das Gepränge des katholischen Gottesdienstes, die Bilder, die lateinischen Messen wurden wieder eingeführt. Ein Einwohner von Suffolk, welcher die Königinn an ihr Wort, die protestantische Lehre zu schützen, erinnert, wird für diese Verwegenheit öffentlich gezüchtigt. Alle verheyrathete Priester werden abgesetzt. Die

erste Parlamentsversammlung wird mit einer lateinischen Messe an den heiligen Geist eröfnet, und ein Bischof, der dabey nicht niederfallen will, wird gewaltthätig zum Hause hinausgestoßen. An ihrer Schwester Elisabeth rächt Maria jetzt mit doppelter Wuth alle die Kränkungen, die einst ihre Mutter durch Anna Boleyn erlitten hatte. Sie wagt es laut, diese eine bloße Maitresse ihres Vaters, und deren Tochter, Elisabeth, einen Bastard zu nennen, und als solche weiset sie der letztern einen der untersten Plätze am Hofe an. Die arme Prinzessinn ist endlich gezwungen, sich in einen entlegenen Landsitz zu begraben, um nur den täglichen Verfolgungen ihrer Schwester zu entfliehen. Da sie durch ihre Freundlichkeit und ihre glänzenden Talente der Liebling der Nation geworden war, so erweckte ihr trauriges Schicksal der Königinn allgemeinen Haß. Noch mehr aber entflammte die Härte, mit der man überall die Reformirten verfolgte, das Volk zur Wuth. Die Rebellion brach allenthalben aus, allein da es an Einheit und geschickten Anführern fehlte, so unterdrückten die königlichen Truppen alles bald wieder. Ein schreckliches Gericht ward nun über die Häupter des Aufruhrs gehalten. Selbst die Verdächtigen mußten schon bluten. Unter diesen war auch der junge Guilford Dudley, Graf von Suffolk, mit seiner edlen Gemahlinn Johanna Gray. Er

hatte nichts begangen, als daß er etwas frey von der Regierung gesprochen hatte, sie war ganz unschuldig, und mußte bloß für die zehn Tage büßen, in denen sie sich die aufgedrungene Krone hatte gefallen lassen. Beide wurden zum Block verurtheilt. Im Gefängnisse marterte man sie noch mit katholischen Pfaffen, die man ihnen zuschickte, um ihre Seelen aus dem ewigen Verderben zu erretten. Aber die heldenmüthige Johanna vertheidigte standhaft ihren Glauben, und schrieb ihrer Schwester noch einen Brief in griechischer Sprache, worin sie dieselbe zur festen Beharrlichkeit bey dem wahren Glauben ermahnte. Am Tage ihrer Hinrichtung schickte ihr Gemahl der getrennt von ihr war, zu ihr, und bat sie um einen nochmaligen Abschied. Sie ließ ihm sagen, sie getraue sich nicht diese erschütternde Scene mit der Fassung zu ertragen, die sie so gern auf ihrem letzten Gange zeigen möchte; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, denn in wenigen Augenblicken würden sie ja beide auf ewig vereinigt seyn, und in einem Lande, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe stören würden.

Ihr Gatte sollte zuerst sterben. Sie stand am Fenster, als er über den Hof des Towers geführt ward, und warf ihm zärtliche Zeichen der Erinnerung zu. Als sie selber abgeholt ward, begegneten ihr die Henkersknechte mit dem kopf-

losen Rumpfe, und erzählten ihr, wie standhaft der Graf gestorben sey. Das schien sie zu erfreuen, und mit erneuter Heiterkeit bestieg sie selbst das Schaffot. Sie hielt eine Rede an das Volk, die jeden zu Thränen rührte, verzieh allen ihren Beleidigern und empfahl Gott und dem Heilande ihre Seele. Dann ließ sie sich ruhig von ihren Frauen entkleiden, und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt von selbst auf den Block.

Maria hatte indessen schon alle Anstalten zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches, ihrer Vermählung, gemacht. Unter mehreren Vorschlägen gefiel ihr der junge Philipp, Kronprinz von Spanien am meisten, und da dessen Vater, Karl V., dies Projekt sehr eifrig betrieb so kam es zu Stande. Die Vermählung hatte noch gefehlt, um Marien vollends bey allen ihren Unterthanen verhaßt zu machen. Aber so nachgebend sonst das Parlament sich in den Willen der Könige gefügt hatte, so standhaft behauptete es doch jetzt seine Rechte, und die Bedingungen, unter welchen Philipp zum König von England anerkannt ward, waren so wohl erwogen und dem Fremdlinge so wenig günstig, daß sein ganzes Königthum nur im Namen bestand. Vermuthlich ließ sich Karl V. nur darum diese Bedingungen gefallen, weil er darauf rechnete, daß sich im wirklichen Besitze nachher wohl vie-

les ändern würde; aber zum Glück für England lebte Maria nicht lange, und die Ehe blieb kinderlos.

Es versteht sich, daß Philipp bey dieser Verbindung bloß ein politisches Interesse hatte. Nicht so die jungfräuliche Maria. Sie sah in ihm den lange ersehnten Geliebten, und erwartete ihn mit dem Feuer einer 20 Jahre lang umsonst bekämpften Leidenschaft. Sie war schon zum Sterben in ihn verliebt, ehe sie ihn noch gesehen hatte, und konnte es ihm kaum vergeben, daß er noch nicht ein einziges Mal auf ihre Briefe geantwortet hatte, und noch immer nichts bestimmtes von seiner Ankunft meldete. Sie ward krank vor Sehnsucht, und so heftig sie ihn bey sich zu haben wünschte, so scheute sie sich doch auch wieder, ihm in der dürren Gestalt, und mit dem gelblichten, verfallenen Gesichte entgegen zu treten. Zum Unglück war er auch volle 11 Jahre jünger als sie. Endlich, am 19. Jul. 1554 kam er in Southampton an, wenige Tage darauf ward die Vermählung in Westminster vollzogen, und dann hielten sie beide einen prächtigen Einzug in London. Kein froher Jubel des Volks begleitete sie. Ja die Erbitterung gegen diese spanische Verbindung war so groß, daß, als Marie kurz vorher gewünscht, dem Ankommenden eine Eskorte von englischen Schiffen entgegenzuschicken, der Admiral geantwortet

hatte, er stehe nicht dafür ob Philipp unter den Händen des englischen Schiffsvolks sicher seyn werde. Seine Gegenwart widerlegte das üble Vorurtheil nicht, denn er benahm sich so steif und vornehm, sprach so wenig, und nahm von den Bemühungen der englischen Großen, sich ihm verbindlich zu bezeigen, so geringe Notiz, daß alle dadurch beleidigt wurden. Nur die Königinn freute sich darüber, denn sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie schon über jede freundliche Miene unruhig wurde, die er einem andern zuwandte.

Sobald die erste Freude über die glücklich vollzogene Heurath vorüber war, ging sie wieder an ihr Restaurationswerk. Sie brachte das Parlament dahin, daß es eine Deputation an den Papst (Julius III.) bewilligte, welche ihn wegen des langen strafbaren Abfalls der englischen Kirche von seiner Oberherrschaft um Verzeihung bitten, sich ihm aufs neue gehorsamst unterwerfen und ihn um einen beständigen Legaten in England ersuchen sollte. Man kann denken, wie vergnügt der heilige Vater darüber war. Als ihm Maria für seine Bereitwilligkeit zu verzeihen danken ließ, nannte er sich selbst lachend ein Glückskind, dem für etwas gedankt werde, daß er nicht gegeben, sondern empfangen habe. Das Verbrennen der reformirten Prediger hatte nun wieder guten Fortgang. Man rechnete in den nächsten

drey Jahren gegen 300 Ketzer, die auf dem Scheiterhaufen starben, und darunter waren 55 Weiber und 4 Kinder. Es ward eine förmliche Inquisition eingeleitet. Spione wurden allenthalben herumgeschickt, um ketzerische Reden aufzuhaschen; schon die Verdächtigen wurden angehalten und auf die Folter gespannt. Ein Edict ward gegeben, daß jeder, der ein reformirtes oder lutherisches Buch besitze, und es nicht gleich verbrenne, oder es gar einem Andern mittheile, als ein Rebell betrachtet und hingerichtet werden solle. Aber vergebens stemmt sich die plumpe Gewalt der unaufhaltsam fortschreitenden Aufklärung entgegen; die Dämme, die sie ihr in den Weg baut, dienen nur dazu, ihren Lauf rauschender und majestätischer zu machen. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Hunderte zu seinem Glauben bekehrte, und so erlangte man durch die thörichte Grausamkeit grade das Gegentheil von dem, was man damit bezweckt hatte.

Rogers, Pfarrer an der Paulskirche, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, hatte eine Frau und 10 Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen Widerruf konnte er sein Leben retten, aber dennoch that ers nicht. Als er zum Scheiterhaufen abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter im tiefen Schlaf. Er bat um die Erlaubniß, seine Frau noch einmal sprechen zu dürfen, aber der Erzbischof Gardiner, der englische

Großinquisitor, ließ ihm sagen, er sey ein Priester, und könne also gar keine Frau haben. — Hooper, Bischof von Gloceſter, sollte zu desto größerer Warnung in seiner eigenen Diöceſe verbrannt werden. Aber das erhöhte nur seine Freude, denn nun konnte er seinen Pfarrkindern an seinem eigenen Beispiel die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher so warm empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein Blatt von der Königinn vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung versprach, wenn er noch widerrufen wollte. Aber so hoch achtete er sein Leben nicht, um es durch eine Verläugnung seiner innigſten Ueberzeugung zu erkaufen. Der Scheiterhaufen ward angezündet, aber da ein heftiger Wind die Flamme seitwärts wegtrieb, so berührte sie nur seine unteren Theile und marterte ihn drey Viertelstunden lang, während welcher er mit der Begeisterung eines Stephanus seinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung seines Beispiels einschärfte. — Ein anderer, Namens Sanders, ward zu Coventry verbrannt. Auch dieser verwarf den vorgehaltenen Pardon, umarmte seinen Brandpfahl, und rief voll Entzückung aus: „Willkommen, Kreuz Christi; willkommen, ewiges Leben!“ Andere starben singend, und alle dankten Gott, für die Ehre seines heil-

gen Wortes sterben zu können, und darin Christo ähnlich zu seyn.

Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer stieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonner, Bischof von London, Gardiners thätigster Gehülfe, verdammte nicht bloß die Ketzer, sondern machte sich sogar ein Vergnügen daraus, sie eigenhändig zu geißeln, und verlies nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der nicht abschwören wollte, riß er den Bart aus, und um ihm doch einen Vorschmack vom Verbrennen zu geben, hielt er dessen Hand mit Gewalt so lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. Ein junger Mensch von 19 Jahren, Namens Hunter, hatte einmal unvorsichtiger Weise im Streit mit einem Priester die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geläugnet. Er ahnte schnell die Gefahr die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Bischof Bonner dessen Vater ergreifen, und drohte ihm mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt seines Sohnes nicht anzeigte. Das erfuhr der Jüngling nicht so bald, als er sich wieder einstellte und sich selbst angab; aber Bonner ward von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er auf der Stelle sein gewöhnliches Urtheil: Tod durchs Feuer! über ihn aussprach. Die

schrecklichste von diesen Barbareien ist wohl folgende: Eine protestantische Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen sie zuerst berührten, machte, daß ihr Leib barst, und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergriff es schnell, um es zu retten, aber eine Magistratsperson, die dabey stand, befahl ihm sogleich, es zurück zu werfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe. So wirkte die Religion auf beiden Seiten dasselbe: Haß und Trotz gegen die feindliche Partey.

Maria ging nun damit um, ihrem hochverehrten Papste auch alle seine vormaligen Einkünfte aus England wieder zu verschaffen. Dies konnte nicht ohne die größten Ungerechtigkeiten geschehen, denn alle sonst geistlichen Güter waren unter unzählige fleißige Wirthschafter vertheilt, die ihren Unterhalt davon zogen. Sie fing auch an, mehrere neue Klöster zu erbauen, so nöthig der Staat das Geld auch anderswo brauchte. Auf die Vorstellungen vernünftiger Männer, daß das Land darüber zu Grunde gehen müsse, erwiederte sie, das Heil ihrer Seele sey ihr mehr werth als zehn solche Länder.

Philipp war schon den nächsten Sommer (1555) wieder nach Brüssel zurück geschifft, weil ihm der Aufenthalt in England und bey seiner

widrigen Gemahlinn unerträglich war. An die letztere schrieb er nicht anders als wenn er Geld brauchte, und sie, deren Liebe zu ihrem Gemahl nicht erkaltete, beraubte sich selbst desselben, um seine Wünsche nur befriedigen zu können. Ein Mal über das andere schrieb sie neue Steuern aus, und schickte ihm den Ertrag derselben, und darin bestand fast allein noch seine Regierung. So unbarmherzig war sie in ihren Forderungen, daß viele Edelleute ihre Diener entlassen mußten, um das Geld das ihre Erhaltung bisher gekostet hatte, in den Schatz liefern zu können; und als diese darauf aus Mangel an Nahrung als Räuber im Lande herumschwärmten, erging ein Edict, daß jeder Edelmann gezwungen seyn sollte, seine entlassenen Bedienten wieder anzunehmen (1556). In diesem Jahre ward endlich auch der Erzbischof Cranmer verbrannt, der unter der vorigen Regierung die Reformation so glücklich eingeführt hatte.

Als Philipp seinem Vater in der Regierung von Spanien und den Niederlanden gefolgt war, verlangte er (1557) von dem Parlamente, daß es an seinem Kriege mit Frankreich Theil nehmen solle, und als es sich dessen weigerte, drohte er, keinen Fuß mehr in England zu setzen. Nun bewegte Maria Himmel und Erde, um seinen Zweck durchzusetzen, und solche Heiligkeit hatte der bloße königliche Wille, daß ihr wirklich die

ungerechte Forderung zugestanden ward. Mit erhöhter Strenge wurden die neuen Steuern erpreßt, den Einwohnern von Norfolk und Suffolk wurden alle ihre Kornvorräthe ohne Bezahlung weggenommen, und wer sich widersetzte, oder nur murrte, ward des Nachts im Stillen aufgehoben und in den Tower geschleppt. Die letzten Kräfte des erschöpften Landes wanderten so über die See zu einem Despoten, der nicht einmal dafür dankte, und noch lange nicht zufrieden war. Die Verzweiflung der so schwer gedrückten Engländer war ihrem Ausbruche nahe, als die Nachricht einlief, Maria sey gestorben. Sie war am 17. Nov. 1558, sich und dem Lande zum Glücke, verschieden. Philipps Ansprüche auf die Regierung waren dadurch zugleich völlig vernichtet.

9.

Elisabeth.

(1558 — 1603.)

Eben in der Stunde, als Maria starb, war das Parlament versammelt. Als der Kanzler die eben erhaltene Nachricht bekannt machte,

riefen beide Häuser wie aus einem Munde: „Gott erhalte die Königinn Elisabeth! Lange und glücklich möge sie regieren!“ Ein Eilbote war sogleich nach dem Landsitze geschickt worden, auf welchem diese Prinzessinn so lange einsam und wie verbannt gelebt hattte, und man kann sich denken, mit welcher Freude sie ihn empfangen habe. Sie kam sogleich nach London, wo ein rauschender Jubel des Volks sie empfing, stieg dann, nach der Sitte, zuerst im Tower ab, um daselbst die gewöhnligen Huldigungen anzunehmen, fiel im Angesichte Aller auf die Knie, und dankte Gott für ihre wunderbare Errettung aus so vielen Verfolgungen und Todesgefahren.

Elisabeth war beinahe durch dieselbe Schule gegangen, welcher ihre ältere Schwester jenen widerwärtigen Charakter verdankte. Ihre Mutter, Anna Boleyn, war unter dem Beile des Henkers gestorben, spätere Stiefmütter hatten sie unter dem Drucke erhalten, und zuletzt hatte ihre eigene Schwester 5 harte Jahre lang die Tyranninn über sie gespielt. Um sich in ihrer Einsamkeit die lange Weile zu kürzen, hatte sie sich mit Wissenschaften, weiblichen Arbeiten und Musik beschäftigt, ja sogar die alten Sprachen studirt. Jetzt war sie 25 Jahre alt, und, trotz ihrem Grame, von trefflicher Gesundheit. Sie hatte etwas Edles und Freyes in ihren Zügen, und wußte den Mangel der Schönheit durch eine

ange-

angenehme Freundlichkeit zu ersetzen. Ihr Wuchs war schlank, nur ein wenig stark; zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehn.

Im übrigen ruhte der Geist ihres Vaters auf ihr, nur daß weibliche Wünsche für sie andere Verhältnisse und Verwickelungen herbeiführten. Elisabeth fühlte durch ihr ganzes Leben die heftigste Begierde nach männlichem Umgange, doch wagte sie es nie sich zu verheurathen, weil ihre Liebe zur Ungebundenheit noch größer als ihre Geschlechtsliebe war. Der erste der sich ihr mit Heyrathsvorschlägen näherte, war ihr Schwager Philipp II., aber dieser war gerade am wenigsten ein Mann für sie. Außer ihm meldeten sich Königssöhne aus Norden und Süden, ja mancher englische Peer von ihrem Hofe schmeichelte sich, ihre Hand davon zu tragen, allein sie wich allen Einladungen dieser Art mit Feinheit aus, und erwiederte sogar dem Parlamente, das um der ruhigern Succession willen einen Erben von ihr zu sehn wünschte, mit Affectation, England sey ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl so vieler Tausende erfordere ihre gange Sorge und Neigung. Ihre näheren Vertrauten wußten es freilich wohl besser, doch wagte niemand davon zu sprechen, wiewohl sie es nicht ungern sah, wenn man an dem Ernst ihres Entschlusses, unvermählt zu bleiben, zu zweifeln schien. Ihr ganzer Hof

mußte, mehr oder weniger, den Ton der zärtlichen Sehnsucht in den der Ehrfurcht mischen, und selbst in ihrem sechzigsten Jahre wurde sie gar nicht böse darüber, wenn man sie einen Engel an Schönheit, eine Göttinn, oder geradezu eine Venus nannte.

Den größten Einfluß auf ihren Charakter hatte die unselige Nebenbuhlerschaft mit ihrer Nichte, der berühmten Maria Stuart. Diese, eine Tochter des verstorbenen Königs Jakob V. von Schottland, und Enkelinn einer Schwester Heinrichs VIII. hatte die nächsten Ansprüche auf die Nachfolge in England, wenn Elisabeth kinderlos sterben sollte. Ja, es gab sogar eine bedeutende Partey in England, die kühn behauptete, der Thron gebühre ihr schon jetzt, und Elisabeth, als Tochter einer vom Papst nicht approbirten Gemahlinn, sey durchaus nicht als rechtmäßige Königinn von England anzusehen. Dies war die Partey der Katholiken, die unter der vorigen Regierung sehr stark gewesen war, und die in der That so eifrige Anhänger hatte, daß viele Geistliche ihr Amt freiwillig niederlegten, weil sie es nicht nach den Befehlen einer ketzerischen Königinn verwalten wollten. Denn so fest Maria der katholischen Religion anhing, eine so erklärte Freundinn des Protestantismus war Elisabeth.

Maria war in Frankreich, dem alten Bun-

beslande der Schotten, erzogen, und kürzlich dem Dauphin Franz, der 1559 König wurde, zur Gemahlinn gegeben worden. Ihre Oheime, der Herzog Franz von Guise und der Kardinal von Lothringen deren herrschsüchtigen Charakter wir schon aus der französischen Geschichte kennen, beredeten die beiden jungen Fürsten, den Titel eines Königs und einer Königinn von England anzunehmen. Grund genug für Elisabeth, die verwegene Nebenbuhlerinn wie ihre Todfeindinn zu hassen. Wie also wenn diese Nebenbuhlerinn sie gar noch außerdem in Gefahr gesetzt hätte, und zwar in einem Punkte, der für ein Weib der allerempfindlichste ist? Und so war es wirklich; Maria war von so ausgezeichneter Schönheit und Anmuth, daß der Ruf davon Trotz aller Behutsamkeit der Hofleute bis zu Elisabeths Ohren gedrungen war. Nun hatte sie keine Vergebung mehr zu hoffen.

In Schottland führte um diese Zeit ihre Mutter die Regierung. Dies Land war damals noch der Schauplatz der fürchterlichsten Revolutionen. Nichts war dort befestigt und beruhigt, die Kämpfe zwischen dem Adel und dem Königthume waren hier blutiger und wilder, als irgendwo, und die schottische Geschichte dieses und der vorigen Zeiträume ist nichts als ein Gewebe der unmenschlichsten Grausamkeiten und der rohesten Barbareien. Hier war noch kein Ferdi-

nand oder Ludwig XI. aufgestanden, der die Macht des Adels kühn und listig gebrochen hätte, und da die katholischen Pfaffen hier nicht an dem Landesherrn einen so kräftigen Rückhalt, als in Frankreich und Spanien hatten, so griff das Lutherthum von dem Tage an, da der erste Hauch davon aus England hinüber geweht war, nirgends so schnell und mächtig um sich, als in Schottland. Gierig theilte sich der Adel in die Güter der Geistlichkeit, und rief den protestantischen Predigern lauten Beifall zu, die dies Verfahren aus der Schrift als rechtmäßig bewiesen, und den Katholicismus für das Werk des Satans und für himmelschreienden Götzendienst erklärten. Nirgends hingegen war auch der Eifer dieser Reformatoren wüthender als hier. Denn da ihre Existenz von dem Beifall der Menge abhing, so war jeder Tadel ihrer Lehre ein Angriff auf ihr Leben.

Sehr unglücklich lief daher für die Königinn Mutter der erste Versuch ab, Strenge gegen die reformirten Prediger zu gebrauchen. Als man einige derselben gefangen nehmen wollte, entstand ein Aufruhr, alle Bilder in den Kirchen wurden zerfetzt oder zerbrochen, und viele Katholiken erschlagen. Von der Hauptstadt aus verbreitete sich der Bürgerkrieg in die umliegende Gegend, und bald ward er allgemein. Die Regentinn bittet ihre Brüder, die Guisen, um Hülfe, und

ein französisches Heer landet an der schottischen Küste. Die Reformirten sehn sich gleichfalls nach fremdem Schutze um, und finden ihn bei der Elisabeth. Im Januar 1560 erscheint eine englische Flotte an den schottischen Küsten; die Truppen landen, gehn auf die Franzosen los, diese können sich nicht halten und kapituliren. Es wird mit den schottischen Ständen (denn die Regentinn war kurz vorher gestorben) ein Friede geschlossen, unter der Bedingung, daß Franz und Maria das englische Wappen und den angemaßten Titel ablegen, und die französischen Truppen aus Schottland abrufen sollen. Bis zur Ankunft Mariens soll ein Ausschuß, den Elisabeth bestätigt, die Regierung führen. — Dies war die erste auswärtige Unternehmung Elisabeths, deren besonnene Anordnung und rasche, nachdrucksvolle Ausführung gleich die kräftige Herrscherinn ankündigte und ihr bey Einheimischen und Fremden Respekt verschaffte.

Eben so planvoll und sicher waren ihre Schritte zur Wiedereinführung der protestantischen Religion. Wie hätte sie nicht die alte Lehre hassen sollen, da ihre Schwester eine Katholikinn gewesen war, und diese Marie es noch war, sammt allen denen, die deren näheres Recht an die englische Krone behaupteten? Allmälig und mit Vorsicht wurden der lateinische Gottesdienst, dann die Messe, und mehrere andere katholisch-

Gebräuche abgeschafft, die neuerlich erbauten Klöster wieder aufgehoben, die Zehnten und die Erstlingsfrüchte der Königinn wieder zuerkannt, und dem Papste aller Einfluß, den ihm die vorige Königinn eingeräumt hatte, wieder entzogen. Da aber Elisabeth eine Freundinn von äußerm Prunke war, so behielt sie vieles von der Pracht und den Feierlichkeiten des katholischen Gottesdienstes bey, zu großem Aergerniß der strengern Reformirten, die auch nicht einmal Bilder, Altäre und Chorröcke mehr dulden wollten, und sich durch ihren Eifer für die reine Gottesverehrung den Namen der Puritaner zuzogen, den sie noch jetzt tragen *). Die andere Partey, welche außer manchen andern Dingen auch die Bischofswürden beibehielt, nannte man Episcopalen.

Maria Stuart, von den Guisen aufgehetzt, zauderte noch immer, den Vertrag zu bestätigen, Kraft dessen sie gehalten war, Titel und Wappen von England abzulegen. Zu Elisabeths großer Freude starb noch in demselben Jahre (1560) ihr Gemahl, der schwache Franz II. und Maria war nun genöthigt, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Jetzt fühlte sie auch die Nothwendigkeit, mit ihrer künftigen Nachbarinn auf einem guten Fuße zu

*) Auch Presbyterianer werden sie genannt.

leben, und wandte sich daher zuerst mit der Bitte an sie, ihr die Durchreise durch England zu erlauben. Aber wie hätte sich das mit dem Argwohn und der steten Eifersucht Elisabeths vereinigen lassen? Diese schlug daher nicht nur das Gesuch ab, sondern dachte auch noch darauf, Marien bey dieser Gelegenheit eine förmliche Verzichtleistung auf alle Ansprüche in England abzuzwingen. Zu dem Ende ließ sie im Kanale ein Paar Fregatten kreuzen, angeblich gegen die Seeräuber, im Grunde aber bloß, um Marien aufzufangen. Dies gelang ihr jedoch nicht, und Maria landete unangefochten an der schottischen Küste. Traurig hatte sie auf der ganzen Fahrt das Gesicht nach der Gegend hingewendet, wo ihr geliebtes Jugendland lag, daß sie nun verlassen hatte, und hätten nicht ihre jüngern Oheime sie begleitet, sie hätte sich nicht zu fassen gewußt.

Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat sie das Land, das sie regieren sollte. Das Jubelgeschrey der Edinburger unter welchem sie eingezogen war, verstummte bald, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzosen, ihr freieres Betragen und ihren Hang zu französischen Hoflustbarkeiten sah, dergleichen in dem rohen Schottland bisher unerhört gewesen waren, und die von den reformirten Predigern als höllische, sündhafte

Gaukelspiele verflucht wurden. Als aber gar Maria den Ständen die Bitte vorlegte, daß man ihr doch die Freiheit lassen möchte, sich in ihrer eignen Kapelle täglich eine Messe lesen lassen zu dürfen, erhob sich ein Lärmen, als ob sie die Verfassung des Reichs hätte umstürzen wollen. Die reformirten Prediger schrien laut, das ewige Heil des Landes stehe in Gefahr, eine satanische Götzendienerinn stehe an dessen Spitze. Das Volk, von seinen Führern hingerissen, läuft nach der Kapelle hin, welche zu dem verruchten Teufelsdienste eingerichtet werden soll, und da man der Königinn nicht habhaft werden kann, so vergreift man sich an ihren Dienern. Ein unschuldiger Mann, den man mit Tapeten hineingehn sieht, wird ergriffen, niedergeworfen und fast getödtet. „So recht! so recht! schrien die Prediger. Götzendiener müssen des Todes sterben!“ In allen Kirchen ward für die Bekehrung der ruchlosen Königinn gebetet. Kaum wagte sie noch, sich öffentlich zu zeigen, und mehrmals drohte ihr wirklich Lebensgefahr. Die Geistlichkeit legte ihr eine förmliche Addresse vor, worin sie um des allgemeinen Besten willen aufgefordert ward, ihrer gotteslästerlichen Religion zu entsagen, und die verfluchte Messe abzuschaffen, die die Quelle alles Unglücks für das ganze Königreich werden könne, insofern sie unfehlbar den Zorn Gottes erregen müsse. Johann Knox

ein Genfer aus Calvins Schule, ſtand an der Spitze dieſer tollen Eiferer. Er hielt ſich Kraft ſeines Amts zu allen Frechheiten berechtigt, und gefiel ſich recht in der ungebundenſten Impertinenz. Seine Predigten waren nichts als wüthende Schmähreden gegen die Königinn, die er mit einer Anſpielung auf eine altteſtamentaliſche Perſon die andere Jeſabel nannte *).

Es iſt ein trauriger Beweis von der Kraftloſigkeit der ſchottiſchen Königsmacht, daß Maria ſo etwas dulden, ja ſogar ſich zu liebreichen Beſänftigungen dieſer unſinnigen Menſchen herablaſſen mußte. Sie bat namentlich den Knox ihrer doch nicht mehr öffentlich zu erwähnen, ſondern alles, was er gegen ſie auf dem Herzen habe, ihr lieber unter vier Augen zu ſagen, wo ſie ſich ja gern belehren laſſen wolle. Aber der Unverſchämte antwortete ihr, er ſey ein öffentlicher Lehrer, und wer etwas von ihm lernen wolle, müſſe zu ihm kommen, er habe nicht Zeit, zu den Leuten einzeln herumzulaufen. Doch kam er wirklich einige Male, und ſetzte mit ſeiner donnernden Beredſamkeit die arme Maria ſo in Angſt, daß ſie bittere Thränen vergoß, an die ſich aber der Eiferer gar nicht kehrte. Jede neue Mode die die Hofdamen trugen, gab ihm und einem Kollegen Stoff zu ſalbungsreichen Predig-

*) 2 Kön. 9.

ten, deren Anfang und Ende immer die Prophezeihung war, daß die Hoffarth des Hofes die Rache Gottes über das ganze Land bringen werde. Man kann denken, wie gehässig solche Reden die arme Königinn ihrem Volke machen mußten. Jedes Vergnügen, zu dem ihre Jugend sie einlud, ward ihr verbittert, und als endlich ihre französischen Oheime genöthigt waren, wieder nach Frankreich zurückzureisen, und sie in der Umgebung roher Schotten zurückzulassen, ward sie gar trostlos.

Elisabeth, die stets gute Kunde von dem Befinden ihrer Nebenbuhlerinn hatte, war im Herzen sehr vergnügt über deren traurige Lage. Je unglücklicher sie sie wußte, desto mehr söhnte sie sich mit ihr aus, ja sie unterhielt einen wöchentlichen Briefwechsel mit ihr, worin sie der „lieben Schwester" recht viel verbindliche Dinge sagte, und die herzlichste Theilnahme äußerte. Diese suchte die guten Gesinnungen ihrer Feindinn auf daß sorgfältigste zu erhalten, und bediente sich dazu eines Mannes, den sie gar nicht geschickter hätte wählen können, eines Lords Melvil. Dieser wußte sich durch sein feines Betragen und seine angenehme Unterhaltungsgabe so bey Elisabeth einzuschmeicheln, daß sie ihn sogar zum Vertrauten ihrer Schwächen machte. Als er ihr von seinen Reisen erzählte, und von den verschiedenen Landestrachten, darin die Da-

men zu gefallen suchten, sagte sie ihm, daß sie Kleider von allen Formen habe, und daß er sich selbst davon überzeugen solle. Sie erschien hierauf täglich in einem andern Anzuge, bald spanisch, bald französisch, bald italiänisch gekleidet, und fragte ihn zuletzt, welche Tracht er ihr am vortheilhaftesten fände. Der feine Hofmann entschied für die italiänische, weil sich dazu ihr wallendes Haar am besten ausnehme. Er wußte nämlich, wie eitel sie auf diesen Theil ihrer Schönheit sey, obgleich ihr Haar mehr roth als gelb war. Sehr zufrieden mit seiner Antwort fragte sie ihn darauf, welche Farbe des Haars er für die schönste halte, ob seine Königinn wohl eben so schönes Haar habe, ja zuletzt rückte sie mit der Hauptsache heraus: welche von beiden er überhaupt für die schönere erkenne. Schlau antwortete Melvil, seine Königinn sey die schönste Person in Schottland, ihre Majestät in England. „Welche von uns beiden ist schlanker?" fragte sie weiter: „Meine Königinn," antwortete Melvil. „Dann ist sie zu dünn! rief Elisabeth, denn ich habe gerade die rechte Proportion." Als sie ferner von ihm hörte, daß Maria auch mit Fertigkeit die Harfe spiele, ein Talent, auf welches sie selbst sich etwas einbildete, befahl sie heimlich einem ihrer Vertrauten, den Lord an einem Morgen, wie durch Zufall, vor der Thür ihres Kabinets vorbey zu führen. Es

geschah und Melvil hörte, wie emsig sie sich auf ihrer Harfe zerarbeitete. Er war Schalk genug, um ihre Thür zu erbrechen, und sich, wie von Entzücken berauscht, zu ihren Füßen zu stürzen. Elisabeth spielte einige Augenblicke die Bestürzte und Zornige, ließ sich aber durch seine Schmeicheleien so schnell besänftigen, daß sie bald darauf die Frage wagte, ob seine Königinn auch wohl so spielen könne, welches natürlich verneint ward. Nachdem Melvil sie ganz kennen gelernt hatte, ging er nach Schottland zurück, und konnte nach seiner besten Ueberzeugung seiner Königinn keinen andern Rath geben, als den, sich vor der Elisabeth zu hüten, und keiner noch so feierlichen Freundschaftsversicherung von dieser eiteln und eifersüchtigen Nebenbuhlerinn zu trauen.

Wie weise dieser Rath war, zeigte sich bald Maria ward von ihren Unterthanen gedrängt, sich zu vermählen, und unter mehreren Vorschlägen ward der eines Grafen Lenox für den dienlichsten erachtet, der seinen Neffen und Mariens Vetter, den jungen Grafen Darnley, empfahl, einen schlanken, wohlgebildeten und lebhaften Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren, der auf den ersten Anblick Marien selber nicht mißfiel. Kaum hörte Elisabeth von dem Vorschlage, als ihre ganze Furcht auf einmal wieder rege ward, denn dieser Darnley hatte Güter und

angesehene Verwandte in England, und der alte Graf Lenox selber war mehr Engländer als Schotte. Mehr bedurfte es nicht um alle Nerven der immer zitternden Elisabeth zu spannen. Zwar äußerte sie Anfangs nichts, als man sie Ehren halber um ihre Einwilligung fragte, aber kaum war der Bräutigam abgereiset, als sie ihn wieder zurück haben wollte, und als er nicht kam, seine Verwandte in den Tower warf, und deren Güter einzog. Mehr konnte sie vor der Hand nicht thun, und die Heyrath ward richtig vollzogen (1565). Aber kaum erfuhr sie, daß der neue König sich des katholischen Glaubens verdächtig gemacht habe, und deshalb bey dem Volke gar nicht beliebt werden könne *), ja daß sogar mehrere Unzufriedene vom Adel in eine Verschwörung gegen ihn zusammengetreten seyen, so hielt sie es nicht unter ihrer Würde, geschwind diesem Bunde beizutreten, und demselben die kräftigste Unterstützung zu versprechen. Die Sache ward aber ruchtbar und zerschlug sich wieder, und jetzt, da der Plan so schimpflich mißlungen war, und auf die Königinn von England ein so

*) Vergebens war es, daß er die reformirte Kirche besuchte, die Prediger gaben das für Heucheley aus, und eiferten ihm ins Gesicht. Knox rief laut von der Kanzel, Gott habe das Königreich, um es zu strafen, in die Hände von Weibern und Knaben gegeben.

häßliches Licht warf, erklärte sie laut, daß alle die Gerüchte von ihrer geheimen Theilnahme an der Verschwörung schändliche Lügen seyen.

Ach, sie hätte wahrlich so schlechter Künste nicht bedurft um ihre Nebenbuhlerinn zu erdrükken. Der armen Maria war schon Unglück genug von ihrem bösen Schicksal zugewogen. Sie hatte Darnley geheyrathet, ohne ihn genauer zu kennen, nur sein Aeußeres hatte ihre Wahl bestimmt, aber jetzt, da er ihr Gemahl war, lernte sie einen ganz andern in ihm kennen. Er war nur liebenswürdig wenn er schwieg und ruhte; in seinem Gespräch und seinen Handlungen war er der ungezogenste und roheste Mensch, ohne alle zarte Empfindung und brutal in seinen Vergnügungen wie in seinen Sitten. So vertrauenvoll sich Maria ihm ergeben hatte, so schlecht lohnte er ihr ihre Liebe, und nach mancherley Kränkungen trennten sie sich stillschweigend von einander. Sie schenkte darauf ihre Neigung einem jungen Italiäner Namens Rizzio, der zuerst als Musikus in ihren Dienst gekommen, dann ihr Sekretär geworden war, und sich ihr so nothwendig gemacht hatte, daß er alles bei Hofe galt. Es ging sogar das Gerücht, er werde nächstens Kanzler werden. Diese Begünstigung eines gemeinen Mannes und noch dazu eines Fremden erregte die ganze Eifersucht des schottischen Adels, und viele von Darn-

lers Anhängern lockten diesem die Einwilligung zu seiner Ermordung ab. Eines Abends (6. März 1566) speisete Maria in ihrem Zimmer mit ihrer natürlichen Schwester, mit Rizzio und einigen ihrer Frauen, als plötzlich durch eine Seitenthür ihr Gemahl, begleitet von mehreren Edelleuten in Waffen hereintrat, und sich hinter ihren Stuhl stellte. Erschrocken fragte sie nach der Ursache dieses seltsamen Besuchs. Man sagt ihr, sie habe nichts für ihre Person zu fürchten, nur der Elende, der dort sitze, solle zu seiner verdienten Bestrafung gezogen werden. Angstvoll springt Rizzio auf, und flüchtet zu den Füßen der Königinn, deren Kleid er ergreift. Sie droht, bittet, weint: umsonst. Einer der Herren stößt mit dem Degen nach dem Unglücklichen, darauf pakken ihn die andern, reißen ihn mit Gewalt von der Königinn los, werfen alles, was im Wege steht, über den Haufen, schleppen ihn in das Vorzimmer, und ermorden ihn daselbst mit 56 Stichen und Hieben. Maria kam von Thränen zur Wuth, und schwur, diese schändliche That an den Mördern zu rächen, allein zu ohnmächtig dazu, mußte sie zuletzt das Geschehene vergessen. Daß sie es aber ihrem Gemahl nicht vergaß, vielmehr ihre Abneigung gegen ihn in Haß verwandelte, kann man leicht denken. Wenige Monate nach Rizzio's Ermordung (19. Jun.) ward sie von einem Sohne entbunden, der in der Folge unter

dem Namen Jakobs VI. ihr Nachfolger ward. Elisabeth erhielt die Nachricht davon auf einem Balle, und hörte sie nicht ohne Neid und Verdruß.

Die Königinn von Schottland fuhr darauf mit dem ihr eigenen französischen Leichtsinn fort, sich für den Mangel eines guten ehelichen Verhältnisses durch gefälligere Lieblinge zu entschädigen An Rizzio's Stelle war der Graf von Bothwell getreten, eine eben so unglückliche Wahl als Darnley, denn auch er war ein roher Wollüstling, und empfahl sich nur durch seinen wohlgebauten Körper. Man glaubte, er habe sich ihr dadurch werth gemacht, daß er sich erboten habe, sie von dem ihr so tödtlich verhaßten Gemahl zu befreien. Darnley wurde 1567 so plötzlich krank, daß man auf Gift muthmaßte, doch endlich erholte er sich langsam, und Maria fing seitdem an, ihn wieder zu besuchen, ja sie bewegte ihn, unter dem Vorwande, daß das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung hindere, mit ihr ein kleines Landhaus unweit Edinburg zu beziehen. Hier blieb sie Tag und Nacht bey ihm, und pflegte ihm mit aller Sorgfalt. Nur eine Nacht wünschte sie in der Stadt zubringen zu können, um der Hochzeit einer ihrer Haffräulein beizuwohnen, und in dieser nämlichen Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt (10. Febr.).

Ob

Ob Maria an dieser schwarzen That einen Antheil gehabt habe, wagte man sogleich nicht zu untersuchen, aber zu Bothwells Anklage vereinigte sich das ganze Publikum. Zwar schwieg man öffentlich davon, aber des Nachts ließen sich in den Straßen der Hauptstadt fürchterliche Stimmen hören, die ihn Königsmörder nannten. Auch in nächtlich angeschlagenen Zetteln thaten die furchtsamen Freunde des Rechts ihren Abscheu kund. Darnleys Vater verklagte ihn geradezu, aber der Angeklagte ward von der scheuen Jury losgesprochen, und ein Edict erschien, durch welches das Gerücht von seiner Theilnahme am Königsmord für eine nichtswürdige Verläumdung erklärt wurde. Man sieht daraus, welch einen mächtigen Anhang dieser Bothwell unter den Großen gehabt haben müsse. Die Furcht des schottischen Parlaments ging sogar so weit, daß es die Königinn ersuchte, sich wieder zu vermählen, und ihr dazu eben den Bothwell vorschlug, unstreitig weil man wußte das dies ihr eigner Plan sey. Sie willigte auch unbedenklich ein, und die Umstände, die diese Vermählung begleiteten, machten sie in den Augen rechtlicher Männer noch hassenswürdiger. Bothwell mußte um deswillen von einer Gemahlinn geschieden werden, die er erst sechs Monate vorher geheyrathet hatte. Die Gründe der Scheidung waren erbärmlich, und der ganze Pro-

zeß dauerte 4 Tage. Gleich darauf (15. May 1566) war die Hochzeit. Welch eine Kette von Nichtswürdigkeiten und Freveltaten! Eine war aus der andern geboren, und was war die Quelle der ersten? Leichtsinn.

Aber schwerer hat wohl selten ein Weib diesen Leichtsinn gebüßt, als die unglückliche Maria. Nicht genug, daß ihr eignes Volk sie verabscheute; eine Anzahl mächtiger Edelleute vom höchsten Range traten zusammen, warben Truppen, und eilten damit auf daß Schloß Borthwic zu, in der Absicht, sie und den Grafen daselbst zu überfallen und aufzuheben. Diesmal entfliehn die Verfolgten zwar noch, und Bothwell rafft Soldaten zusammen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, allein von diesem losen, in der Eil aufgetriebenen Gesindel war weder Treue noch Tapferkeit zu erwarten. In dieser Noth wirft sich Maria freiwillig den Conföderirten in die Arme, und ihr Gemahl entflieht nach den Orkneysinseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberey treibt, dann, von den Jagdschiffen der Verbündeten verfolgt, seine Schiffe einbüßt, und auf einem Boote nach Dännemark entschlüpft. Aber auch hier ereilte ihn das Schicksel, dem er dort hatte entfliehen wollen; er ward gefangen, schmachtete zehn Jahre lang im Kerker, verlor den Verstand, und starb eines jämmerlichen Todes.

Mariens Schicksal war nicht minder traurig. Im Triumph von ihren Feinden nach Edinburg geführt, mußte sie die Schmähreden und Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Straße mit anhören, mußte sehen, wie man eine Fahne vor ihr hertrug, auf welcher Darnleys Tod abgebildet war, und sich endlich in das Schloß Lochlevin einsperren lassen, wo sie mit rücksichtsloser Strenge behandelt ward. Endlich bringt man ihr ein Blatt, das sie unterschreiben soll. Es enthält die Bedingungen ihrer Freiheit. Sie soll die Regierung niederlegen, den Grafen Murray zum Regenten ernennen, und bis zu dessen Ankunft einen Regierungsausschuß festsezzen. So ist sie also förmlich abgesetzt, und ihr kleiner Sohn wird unter dem Namen Jakob VI. zum König ausgerufen.

Muthig, wie sie war, wollte sie noch einmal ihr Glück versuchen. Sie entwischt aus dem Verhafte, ruft ihre Freunde zu ihrem Beistande auf, und versammelte dadurch wirklich einen Haufen Edelleute um sich her. Aber die Conföderirten gehen rasch auf diesen noch unentschlossenen Haufen los, zerstreuen ihn mit leichter Mühe, und hätten auch beinahe die Königinn wieder bekommen. Diese weiß nun keinen andern Zufluchtsort mehr, als England. Elisabeth hatte während ihrer Gefangenschaft zu Lochlevin ihre freundschaftliche Vermittelung angeboten; diese

nahm die arme Maria für Ernst, und baute darauf ihre Hoffnungen. Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fischerkahne geflohen war, (16. May 1568) schrieb sie der lieben Schwester einen rührenden Brief. Sie erhielt zur Antwort, die Königinn könne sie nicht eher sehen, als bis sie sich von dem Verdacht eines geheimen Antheils an ihres Gemahls Ermordung hinlänglich gereinigt hätte. Das sey sie ihrer Ehre schuldig; sie wolle daher selber diese Untersuchung anstellen lassen, Maria könne aber darauf rechnen, daß sie dabey auf das möglichste geschont werden solle. Die Arme weinte und ließ es sich gefallen. Sie ward darauf von Carlisle auf das Schloß Bolton in Yorkshire gebracht, damit man sich ihrer mehr versichern könnte, und die Untersuchungen, zu denen eine Commission von englischen Lords festgesetzt war, nahmen ihren Anfang. Bald aber hielt man auch Yorkshire noch nicht für sicher genug, und brachte sie nach Tutbury in Staffordshire. Getäuscht in ihren Hoffnungen und ergrimmt über Elisabeths unwürdiges Betragen, verlangte sie endlich kurz und gut, entweder in Schottland wieder eingesetzt, oder nach Frankreich entlassen zu werden; aber Elisabeth, die keins von beiden wollte, hielt sie immer mit Liebkosungen und mit Vertröstungen auf einen baldigen frohen Ausgang hin.

Man mußte die Gefangene erst schuldig ma-

chen, um sie in England schuldig finden zu können. Und dazu konnte es ja an Veranlassungen nicht fehlen. Gleich 1569 fand sich ein kühner Mann, der Graf von Norfolk, der den Plan entwarf Marien zu befreien, dann sie zu heyrathen, und ihre Wiedereinsetzung in Schottland zu ertrotzen. Wie hätte die Unglückliche nicht blindlings in jeden Vorschlag willigen sollen, der ihr die Freiheit und Rache an Elisabeth verhieß? Es versteht sich, daß Elisabeths Späher die Verschwörung bald ausspürten, und so hatte diese dann die Wirkung, daß Norfolk in den Tower geworfen und Maria noch strenger bewacht ward. Damit aber die auswärtigen Mächte, schon aufmerksam und erzürnt über diese Ungerechtigkeit, sich nicht in die Sache mischen möchten, so stellte sich Elisabeth, als läge die Schuld an Mariens langer Beschränkung an den Schotten, und als gebe sie sich alle Mühe, ihr gute Bedingungen daselbst auszuwirken. In der That überreichte auch ihr dortiger Gesandter eine Note nach der andern, aber weislich waren immer solche Vorschläge mit eingemischt, von denen sie bestimmt wußte, daß die schottische Regierung sie nimmermehr eingehen würde. In ihren Briefen an Marien nahm sie den Ton der theilnehmenden und tröstenden aber zum helfen leider zu schwachen Freundinn an, versprach ihr auch bey einer schicklichen Gelegenheit eine persönliche Zusammen-

kunft, vermied aber weislich alle Gelegenheiten, die dazu hätten schicklich scheinen können. Wirklich haben sich die beiden Nebenbuhlerinnen nie von Angesicht gesehen.

Als der freigelassene Norfolk 1572 noch einen Versuch machte, Marien zu befreien, und in demselben Jahre die schreckliche Kunde von der pariser Bluthochzeit nach England kam, die nicht nur als Beispiel von der Wuth des Katholicismus, sondern auch von der Macht der Guisen, Elisabeths Besorgniß ungemein vergrößerte, war es bey ihr beschlossen, ihre Feindinn nie wieder los zu lassen. Norfolks Angriffe gaben ihr einen Vorwand her, sie noch enger einzuschließen, und ihr unglücklicher Retter selbst mußte mit dem Leben büßen.

So vergingen 15 Jahre! Maria, vom Kummer tief gebeugt, gab endlich selber jeden Wunsch nach Glanz und Größe auf, versprach, ihrem Sohne gern die Regierung zu überlassen, und selbst in einer Art von Aufsicht in England leben zu wollen, und bat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängnisses und um einen anständigen Wittwensitz. Umsonst. Je älter Elisabeth wurde, desto mißtrauischer blickte sie auf ihre Thronerbinn hin, und der Gedanke, daß die jüngere Maria sie wohl überleben, nach *ihrem* Tode noch über sie triumphiren, und von *ihrem* Throne herab aus Rache alles umstür-

zen könne, was sie so lange und künstlich gebauet habe — dieser Gedanke war ihr unerträglich. Nein, wenn sie ruhig leben sollte, so mußte sie die Gewißheit haben, daß diese verhaßte Nebenbuhlerinn weder jetzt noch in Zukunft über England herrschen werde. Zum Unglück für Marien hatten die Katholiken in England schon mehrmals fanatische Menschen ausgesandt, um Elisabeth zu ermorden. Immer waren diese Versuche mißlungen, aber jeder derselben hatte die leidenschaftliche Monarchinn in ihrem Abscheu gegen die Katholiken, mithin auch gegen die arme Maria bestärkt.

Als Mariens Sohn erwachsen war, und der König von Dännemark ihm 1586 seine Tochter zur Ehe vorschlug, erwachten Elisabeths Besorgnisse stärker als jemals. Wie wenn Jakob sich seiner Mutter annähme? Wenn eine dänische Flotte seinen Angriff unterstützte? Wenn ihr Todfeind Philipp II. und Mariens Verwandte in Frankreich sich mit jenen vereinigten? Sie zitterte bey dem Gedanken, und daß sie darüber in eine Art von Verzweiflung gerathen sey, sieht man daraus, daß sie ein verzweifeltes Mittel ergriff. Sie gab ihrem Gesandten in Schottland den heimlichen Auftrag, sich des Königs mit List zu bemächtigen, und ihn geheim und schnell nach England zu bringen. Als aber der boshafte Plan entdeckt ward, und der Gesandte Hals über

Kopf aus Schottland fliehen mußte, stellte sie sich ganz entrüstet über die unerhörte Beschuldigung die man ihr mache; brachte die Mitwissenden durch starke Geldsummen zum Schweigen, und überströmte den gutmüthigen Jakob mit Freundschaftsversicherungen, ja schloß, allen bösen Schein zu vermeiden, ein Bündniß mit ihm.

Endlich ereignete sich ein Vorfall, wie sie ihn längst gewünscht hatte. Ein Paar fanatische Katholiken, Ballard und Babington, voll tödtlicher Hasses gegen die Ketzerköniginn, entschließen sich sie zu ermorden, und Marien zu befreien. Sie ziehn eine Anzahl entschlossener Edelleute mit in das Geheimniß, eröffnen durch listige Spione Marien selber ihren Plan, und errichten mit ihr einen geheimen Briefwechsel in Chifferschrifft. Auch diese Verschwörung wird durch die Wachsamkeit des englischen Ministers Walsingham entdeckt, alle Theilnehmer werden eingezogen, und bey Marien werden über 60 verschiedene Schlüssel zu Chiffern gefunden. Selbst an Beweisen fehlt es nicht, daß sie insgeheim Frankreich und Spanien um Hülfe gegen Elisabeth angerufen habe.

Entdeckungen dieser Art, schienen die Besorgnisse Elisabeths zu einer allgemeinen Sache zu machen, zumal für alle die, welche an der Regierung Elisabeths Theil genommen hatten. Als sie ihre Räthe zusammen rief, fand sie sie daher treflich

gestimmt, denn schon lange hatten diese Herren mehr für sich als für die Königinn gefürchtet. Diese war schon 53 Jahre alt, und wie leicht konnte nicht eine Krankheit oder ein Mörder mit mehr Glück als die bisherigen, ihrem Leben ein Ende machen. Dann würde Maria Königinn von England, und an wem würde diese wohl ihre Rache zunächst und schlimmer ausgelassen haben, als an den Vertrauten und Rathgebern ihrer Feindinn? Wahrlich, nichts mußte emsiger verhütet werden, als daß diese so lange und so gewaltsam gepreßte jemals wieder den freien Gebrauch ihrer Macht erhielte.

Nach diesen Grundsätzen ward der Prozeß eingeleitet. Man brachte die Beklagte nach dem Schlosse Fotheringhay in der Grafschaft Northampton, und setzte eine Commission von 40 Richtern fest, den Rechtshandel zu schlichten. Vergebens berief sich Maria darauf, daß eine Königinn nur von den Peers ihres eigenen Reiches gerichtet werden könne, doch als sie sich weigerte, jenen Rede zu stehen, schmeichelte man ihr mit Vorstellungen, daß es Elisabeth nicht so ernstlich meine, so lange, bis sie nachgab. Nicht bloß ihr Antheil an Babingtons Verschwörung war es, den man untersuchte, sondern die Ermordung Darnleys kam hier abermals zur Sprache, wiewohl sie vor dies Forum gar nicht ge-

hörte. Man zeigte Briefe vor, die sie ihren Sekretären diktirt haben sollte, und aus denen ihr Mitwissen um den Mord hervorging; aber sie läugnete standhaft diese Briefe zu kennen, und verlangte, daß man ihr die Sekretäre vorstellen solle, welches aber weislich abgeschlagen ward. Endlich (25. Oct. 1586) erfolgte das Urtheil: die Königinn von Schottland habe als Königsmörderinn und Hochverrätherinn den Tod verdient. Das Parlament bestätigte dasselbe, und ließ es der Elisabeth zur Unterschrift vorlegen. Sie stellte sich erschrocken, gerührt, verlegen, und als ob sie nimmer geglaubt hätte, daß ein gekröntes Haupt in solche Schuld fallen könne. Sie gab dann zu, daß ein Beispiel gegeben werden müsse, klagte über die beständige Gefahr in der ihr Leben stehe, sprach von ihrer liebreichen Gesinnung gegen ihr Volk und wie sie ja gerne bereit sey, für das allgemeine Wohl zu sterben, wenn sie das Land nicht zur Zufriedenheit der Unterthanen regiere; betheuerte, daß sie den Prozeß bloß in der Absicht zugelassen habe, ihre Schwester zu warnen, keinesweges aber, um ihr solches Unglück zuzuziehen; fragte, ob es denn nicht möglich gewesen sey, ein gelinderes Urtheil zu fällen, und was dieser Heuchelkünste mehr waren. Vorläufig ward die Sentenz bekannt gemacht, und von allen reformirten Unterthanen mit Beifall aufgenommen. Jakab VI. verwandte sich dagegen

sehr ernstlich für seine Mutter, und als von Menschen kein Erbarmen zu hoffen schien, befahl er den Predigern seines Reichs, Gott im Kirchengebete um Barmherzigkeit für seine Mutter zu bitten. Aber dazu war keiner zu bewegen, für eine Papistinn zu beten. Damit indessen doch wenigstens er selber nicht beleidigt würde, so ersuchte er den Erzbischof von St. Andrews, auf dessen Willfährigkeit er rechnen konnte, vor ihm zu predigen. Als die übrigen Prediger das erfuhren, fielen sie auf ein seltsames Mittel, des Königs Absicht zu vereiteln. Sie bestellten einen jungen Geistlichen, Namens Couper, der noch nicht ordinirt war, früh am Morgen von der Kanzel Besitz zu nehmen, und so lange fortzupredigen, daß der Erzbischof gar nicht hinauf könnte. Als der König in die Kirche kam, und die Kanzel schon von einem andern besetzt fand, rief er ihm zu, dieser Platz sey heut für den Erzbischof bestimmt, indessen weil er einmal da stehe, so könne er bleiben, wenn er nur dem gegebenen Befehle gemäß der Königinn Mutter in seinem Gebete gedenken wolle. Der Predicant erwiederte keck: er werde thun, was ihm der Geist eingeben werde. Jetzt befahl ihm der König, herabzusteigen, und als er dazu nicht geneigt schien, ward der Oberst der Leibwache hingeschickt, um ihn mit Gewalt herunter zu holen. Auch da sträubte er sich noch mächtig, und rief laut,

dieser Tag werde ein Zeuge seyn gegen den König am großen Tage des Gerichts. Er sprach das Wehe über die Einwohner Edinburgs aus, daß sie solchen Frevel an einem Diener des Evangeliums ungeahndet hingehen ließen, und schwieg nicht eher, als bis er vor der Kirchthür war. Anfangs war das Volk unruhig geworden, allein die Gegenwart des Königs hinderte doch alle Excesse, und des Erzbischofs ermahnende Predigt beruhigte die Gemüther völlig.

Elisabeths Verlegenheit war jetzt größer als jemals. Das Urtheil war zwar gesprochen, aber sie fürchtete doch die allgemeine Meinung. Der Hüter des Gefängnisses, Sir Amias Paulet, erhielt daher einen versteckten Wink, daß man der Vollstreckung des Urtheils durch Gift zuvorkommen möchte, aber dieser wollte sich nicht dazu verstehen. Elisabeth flüchtete sich hinter ihre List. Gerüchte wurden ausgebreitet, als seyen Rebellionen in den Provinzen ausgebrochen, Guise sey gelandet, eine spanische Flotte im Anzuge, Maria aus dem Verhaft entsprungen, und stehe an der Spitze der Insurgenten. Unaufhörlich ließ sie sich erinnern, daß das Wohl des Landes und der Religion die Hinrichtung Marlens nothwendig mache: immer schien sie dies traurige Aeußerste noch aufschieben zu wollen. Sie affectirte oft stundenlang Tiefsinn und Bekümmerniß, saß in Gedanken und seufzte schwer. Endlich läßt

sie den Staatssekretär Davison kommen, und befiehlt ihm, auf alle Fälle einen Befehl zur Vollstreckung des Urtheils aufzusetzen. Er thuts, und wird damit zum Kanzler geschickt, das Siegll darunter drücken zu lassen. Am andern Tage schickt sie zu ihm, und läßt ihm sagen, er möchte doch noch ein wenig mit dem Befehle warten. Bestürzt erwiedert er, das Siegel sey schon darunter. Sie schien darüber unwillig, druckte sich aber so zweideutig aus, daß Davison, ein mit Hofkabalen noch nicht sehr vertrauter Mann, nicht wußte, was er thun sollte. Er fragte die Staatsräthe, und diese, bessere Kenner ihrer Königinn, riethen ihm geradezu, den Befehl vollstrecken zu lassen, und versprachen ihm dafür, den ganzen Zorn der Monarchinn auf sich zu nehmen. Der arme Davison ging in die Falle; er schickte den Befehl den beiden Wächtern der Maria, und die Sache war gemacht.

Am 7. Febr. 1587 kündigten die Grafen Shrewsbury und Kent der unglücklichen Gefangenen an, sich zu morgen um 8 Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das schreckliche Wort mehr mit Erstaunen als mit Entsetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend, und ließ dann ihre sämmtliche Dienerschaft hereintreten. Weinend erscheint eine treue Seele nach der andern, sie knieen nieder und bitten sie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen sie unwissend

beleidigt habe. Sie giebt ihnen die Bitte zurück, versichert ihnen daß sie allen wohlgewollt habe, giebt ihnen Empfehlungsschreiben an ihre Verwandte in Frankreich mit, theilt den kleinen Ueberrest ihrer Güter unter sie aus, und nimmt den zärtlichsten Abschied von ihnen. Dann schlief sie einige Stunden, und brachte den Rest der Nacht im Gebete zu. Der Beistand eines katholischen Geistlichen um den sie gebeten hatte, war ihr versagt worden; dafür wollte man ihr einen reformirten Eiferer aufdringen, der, wie es hieß, ihre Seele retten sollte. Am Morgen des traurigen Tages genoß sie mit kindlicher Andacht eine Hostie, vom Papste Pius V. geweiht, die sie längst zu diesem entscheidenden Augenblicke aufgespart hatte. Dann zog sie ein reiches seidenes Kleid an, und putzte sich mit Sorgfalt, um recht als Königinn zu sterben. Als sie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafschaft in ihr Zimmer, und sagte ihr, es sey Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Gesichte, gestützt auf die Schultern zweier Soldaten, denn eine Krankheit hatte sie sehr abgemattet. Vor ihrer Thür fand sie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeister Andreas Melvil, und dieser unerwartete Freund hätte sie doch fast aus der Fassung gebracht. Er warf sich schluchzend ihr zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides, und rang

trostlos die Hände bey dem jämmerlichen Anblick. Sie entließ den ehrlichen Diener mit dem sanftesten und frömmsten Zuspruch, küßte ihn, wollte ihn trösten, und weinte selbst. Beim Eintritt in die schwarz ausgeschlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Mariens Diener zurückbleiben. Auf vieles Bitten erhielt sie endlich für einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes seyn zu dürfen. Bitterer als alles übrige war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten, den man aus der nahen Stadt Peterborow geholt hatte, um sie, wo möglich, noch vor ihrem Tode zum wahren Glauben überzuführen. Er selber rühmte die große Gnade, die ihr Elisabeth dadurch erweise, daß sie ihn zu ihr schicke, denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob sie in den Himmel oder in die Hölle kommen wolle. Vergebens bat sie ihn in den sanftesten Ausdrücken, ihr nicht durch sein quälendes Geschwätz die letzten Augenblicke zu verbittern, erst die Grafen mußten ihm Schweigen gebieten; aber auch nicht aus Menschengefühl, sondern aus Aerger, denn als sie nachher für sich betete, und dabey das Crucifix in die Höhe hielt, schalt einer von ihnen mit harten und höhnischen Reden dies „papistische Gaukelspiel.“ Sie betete für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn, und zuletzt auch für Elisabeth, der sie alles verzieh. Dann

ließ sie sich von ihren Frauen den Hals entblößen. Bei diesem Geschäfte griff einer der Henkersknechte mit zu, und jagte der verschämten Königinn eine flüchtige Röthe ab, wobey sie lächelnd sagte, solcher Diener sey sie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr schluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf sie niederkniete, und selber ihr Haupt auf den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe flog es herunter.

So starb Maria Stuart, im 46sten Jahre ihres Alters und im 19ten ihrer Gefangenschaft. Als man der Elisabeth die Nachricht brachte, betrug sie sich ohngefähr eben so, wie Karl V. als er von Franzens Gefangenschaft hörte. Sie schien bestürzt, betäubt; sie verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Leute, die ohne bestimmten Befehl die ungeheure That, beinahe ganz wieder ihr Wissen und Wollen vollführt hätten. Man sah sie oft und lange starr wie eine Bildsäule stehen, dann wieder Thränen vergießen, kraftlos niedersinken, und die Ungewißheit menschlicher Größe beklagen. Allen ihren Räthen drohte sie mit einer scharfen Untersuchung, ließ auch den unschuldigen Davison ins Gefängniß werfen, und ein Urtheil über ihn sprechen. Und jetzt erkannten eben die Herren die er vorher um Rath gefragt, und die sich für ihn verbürgt hatten, seine schwere Strafbarkeit an. Er mußte eine Geldbuße von 10,000 Pfund Sterling erlegen,

die

diel ihn ganz ruinirte. Sie schrieb einen zärtlichen Brief an Mariens Sohn, in welchem sie ihm den unerwarteten und ganz ohne ihre Zustimmung erfolgten Tod seiner Mutter meldete. Sie wünschte, daß er bey der Nachricht nur einen kleinen Theil von dem leiden möchte, was sie selbst dabey gelitten habe, und versicherte, daß ihr die Hand zittere, und daß der oberste Richter Zeuge ihrer Unschuld sey. Sie hasse alle Verstellung, nehme aufrichtigen Theil an seinem Schmerze, und hoffe, er werde jeden als seinen Feind ansehen, der ihn gegen sie aufbringen wolle. — Jakob dachte freilich anders, aber die Rücksicht auf die künftige Nachfolge, seine Ohnmacht, und der Rath seiner zum Theil von Elisabeth erkauften Freunde lehrten ihn schweigen.

Jetzt erst fing Elisabeth an, ihrer Herrschaft recht froh zu werden, denn vorher glaubte sie nicht mit voller Sicherheit ihren Blick über Englands Gränzen hinaus richten zu können. Was sie bis dahin gethan, hatte mehr auf die innere Befestigung ihrer Macht abgezweckt. Sie hatte Schiffe gebaut, den Handel erleichtert und befördert, ihre Gränzen befestigt, und mit weiser Sparsamkeit ihren Schatz gefüllt und die Schulden ihrer Vorgänger abbezahlt. Ihr Parlament hatte sie zum Schweigen und Gehorsam gewöhnt, und sie beherrschte es mit solcher Keckheit, daß sie gerade dann immer die stolzesten

Reden an dasselbe hielt, wenn sie, z. B. in Steuersachen seiner am meisten bedurfte. Die Katholiken duldete sie, aber sie blieben immer in einer gewissen Abhängigkeit und wurden scharf beobachtet. Als die Jesuiten 1580 einen Versuch machten, ihren Sitz auch in England aufzuschlagen, und geheime Werbungen für ihren Orden anzustellen, ward einer derselben hingerichtet und die andern aus dem Lande gejagt.

In auswärtige Angelegenheiten hatte sich Elisabeth bisher nur mit großer Mäßigung und Vorsicht gemischt. Damals brauseten in Frankreich die wilden Gährungen zwischen Katholiken und Hugenotten, und die Niederländer hatten gegen den bigotten und tyrannischen Philipp II. die Waffen ergriffen, und die Fahne der Empörung aufgesteckt. In beiden Ländern streckten die bedrängten Reformirten flehende Arme nach Elisabeth aus, ja die Niederländer erboten sich sogar, sich dem englischen Scepter auf ewig zu unterwerfen, wenn sie ihre Vertheidigung gegen Spanien übernehmen wolle. So lachend dieser Antrag war, so wagte sie doch nicht, ihn anzunehmen, wohl aber unterstützte sie die Holländer gegen Verpfändung einiger Seestädte mit Truppen und Geld, und schickte auch dem Prinzen von Condé und seinem Freunde Coligny Hülfe. Am meisten interessirte sie sich für das Seewesen. Die Reichthümer der Portugiesen und

Spanier und der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer reizte auch in England ehrgeizige Gemüther, den Wegen nachzuspüren, auf denen jene Helden ihre Schätze und ihre Lorbeern gepflückt hatten; ein Rittergeist von jener romantischen Art, wie wir ihn in der portugiesischen Geschichte kennen gelernt haben, befeuerte eine Menge junger Engländer, ihr Heil auf dem Weltmeer zu versuchen, und ein glücklicher Erfolg lockte tausend Nachahmer herbey. Unter vielen andern sind die Namen Drake und Cavendish berühmt. Jener, der erste englische Weltumsegler, und unter allen der erste, der selber glücklich von dieser Reise zurückkam (denn Magellan war bekanntlich unterweges umgekommen) brachte unermeßliche Beute mit, und seine Ankunft war für ganz England ein Freudenfest. Als er seine Anker in die Themse geworfen hatte, gab er ein großes Bankett auf seinem Admiralschiffe, dem die Königinn selbst beiwohnte (1580), und stach bald darauf von neuem in die See, um die spanischen Besitzungen auf den amerikanischen Küsten zu zerstören. Durch einen dieser Züge, (1586) glaubt man, sey der Gebrauch des Tabacks in Europa bekannt geworden, der sich von England aus mit so unglaublicher Schnelligkeit durch alle Länder unsers Welttheils verbreitet hat. Cavendish, nicht minder unternehmend und glücklich, suchte 1587 die spanischen Besitzungen an den

Küsten von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung heim, und sein Einzug in die Themse war ein Triumphzug. Seine Segel waren von Damast, seine Masten vergoldet, und seine Schiffsleute in Seide gekleidet.

Diese Unternehmungen mußten Philipp II. noch von einer andern Seite ärgern, und er beschloß nun, um dieses große Hinderniß seiner Plane aus dem Wege zu räumen, ganz England auf einen Schlag zu vernichten. Er ließ sich vorläufig vom Papste Sixtus V. das Land schenken, und rüstete nun seine unüberwindliche Flotte aus, von der im vorigen Theile S. 225 geredet ist, und mit welcher ein so großer Theil seines Ruhms und seiner Schätze zu Grunde ging. Die Gefahr und die Angst war wirklich in England nicht klein gewesen, so lange das Ungewitter noch im Aufziehen war, aber man muß es sagen, daß Elisabeth sich bey dieser Gelegenheit trefflich nahm. Außerdem, daß sie alles anwandte, um ihre Küsten wohl zu verwahren, und Schiffe und Truppen in möglichst größter Anzahl aufzubringen, befeuerte sie auf alle Weise ihre Nation zur Tapferkeit. Prediger mußten auf den Kanzeln das Fürchterliche der spanischen Tyranney und Glaubenswuth, die Schrecken der Inquisition, den Druck der Abgaben recht lebhaft schildern, und an die traurigen Zeiten erinnern, da dieser Philipp und Maria

England tyranniſirten. Die Königinn ſelber begab ſich zu Pferde in die verſchiedenen Lager und ermunterte die Truppen durch frohen Zuruf und liebreiche Anreden. So groß ihre Furcht war, ſo wenig ließ ſie ſich davon merken. Die Unterthanen beeiferten ſich, ihr Beweiſe von ihrem Patriotismus zu geben. Einzelne Reiche und ganze Geſellſchaften bauten Schiffe auf eigene Koſten, und ſchenkten ſie ihr. Daraus entſtand eine Flotte von 140 Schiffen, die, weil ſie alle von weit geſchickterer Bauart waren, ſich mit der ſpaniſchen unüberwindlichen Armada hinreichend meſſen konnten.

Als die Gefahr vorüber war, wollte man ſoviel Schiffe nicht umſonſt gezimmert haben. Engliſche Kaufleute ſegelten durch den Belt nach Schweden und Rußland hin, andere trugen ihre Waaren vor den ſpaniſchen Küſten kühn vorüber nach der Türkey, nach Afrika und Oſtindien, und unzählige Kaper machten Jagd auf die ſpaniſchen Gallionen, die die Schätze Amerika's nach Liſſabon und Cadix bringen ſollten. Einer derſelben brachte unter andern einmal zwey ſpaniſche Schiffe auf, welche 1400 Kiſten Queckſilber und über zwey Millionen Ablaßbullen enthielten, die zwar den Engländern nichts helfen konnten, aber Philippen doch in Rom 300,000 Gulden gekoſtet hatten, und ihm in Indien wenigſtens 5 Millionen

würden eingebracht haben *). Außerdem schadete Elisabeth ihrem Feind auch dadurch, daß sie die Holländer und den jungen Heinrich von Navarra fortdauernd unterstützte, ja 1589 eine ansehnliche Flotte daran wandte, um den Prior von Crato auf den Thron von Portugal zu heben. (S. Thl. VI.) So gelangs Elisabeth mittelbar Philipps Absichten auf eine Universalmacht, die an den Katholicismus sich anschließen sollte, zu hindern, oder zu zerstören.

Elisabeth, nun 65 Jahre alt, widmete den Rest ihres Lebens der inneren Verbesserung ihres Reiches, und ihren geheimen Vergnügungen. Immer war sie eine außerordentliche Freundinn des männlichen Geschlechts gewesen, und schöne Lieblinge mit denen sie häufig wechselte, hatten ihr den Mangel eines Gemahls ersetzen müssen.

*) Es gehörte mit zum ökonomischen Etat einer katholischen Familie, jährlich einige hundert Thaler an die päpstliche Kammer zu zahlen für die Vergünstigung, in den Fasten und andern Feiertagen der magern Kost überhoben zu seyn, die das Gesetz vorschrieb. Jeder Braten am Fasttage verzehrt, mußte also erst durch einen Ablaßzettel vom Papste entsündigt werden. Um nun den amerikanischen Kolonisten diese geistliche Wohlthat nicht zu entziehen, gingen ganze Schiffsladungen solcher Ablaßbriefe jährlich übers Meer, und damit der König noch für seine Bemühung etwas hätte, so verkaufte er sie um den sechsfachen Einkaufspreis.

Da sie die äußere Decenz mit größter Strenge behauptete, und das Volk in solcher Furcht erhielt, daß unanständige Aeußerungen über ihre Person schon wie Majestätsverbrechen bestraft wurden, und da sie endlich im Uebrigen eine so thätige Regentinn war, so ging ihr jener Fehler leichter hin, der jedes andere Weib verächtlich gemacht haben würde. Der letzte ihrer Liebhaber ist der durch sein tragisches Ende berühmte Graf von Essex. Sein edles Aeußere, verbunden mit einem feurigen Temperament und einer alle Herzen gewinnenden Freundlichkeit, hatte ihm die Neigung der Königinn erworben, die noch jetzt der Schmeicheleien *) und der Liebe

*) Sir Heinrich Unton, ihr Gesandter in Frankreich, meldete ihr seine Aufnahme bey Heinrich IV., und erzählte nebenbey, der König habe ihn seiner schönen Geliebten, Gabriele von Etrees vorgestellt, und ihn gefragt, wie diese ihm gefiele. „Ich sagte, fährt er fort, etwas weniges zu ihrem Lobe, versicherte aber, daß ich das Gemälde einer weit schönern Dame besäße, die dies Gemälde noch weit an Schönheit übertrafe. Er verlangte es zu sehen, und als ich es nach einigem Zaudern hervorzog, stand er wie in Bewunderung verloren, rief: je me rends, küßte es wiederholentlich mit Ehrerbietung und Entzücken, und versicherte, daß er nie etwas ähnliches gesehen habe. Auch ließ er nicht eher mit Bitten nach, als bis ich es ihm überlassen hatte."

nicht entbehren konnte. Unfähig, in einem so hohen Alter noch durch ihre Persönlichkeit einen jungen Mann zu fesseln, bediente sie sich anderer Zaubermittel, wodurch sie sein Herz unauflöslich an das ihre zu befestigen hoffte. Der Schatzmeister hat ihr über 300,000 Pfund Sterling nachgerechnet, die Essex binnen wenig Jahren zum Geschenk erhalten hat. Außerdem zog sie ihn bey Hofe auf alle Weise hervor, und überhäufte ihn mit Ehrenstellen, die weit über seine Verdienste gingen. Besonders erregte es allgemeinen Neid, als er 1599 zum Gouverneur von Irland ernannt ward, mit einer Macht, dergleichen keiner seiner Vorgänger besessen hatte. Dieser Posten erforderte einen ganz vorzüglichen Mann, denn ganz Irland war damals in den Waffen, mehrere Feldherren hatten sich schon vergebens bemüht, den Aufruhr zu stillen, und das sumpfige, bergige und waldige Terrain erschwerte den Krieg für jeden Ausländer in eben dem Grade, als es den Rebellen, die es kannten, vortheilhaft war. Aller Augen waren daher auf diese neue Expedition gerichtet, deren Zurüstungen ungeheure Summen gekostet hatten, und zu welcher diesmal ein Heer aufgebracht worden war, desgleichen Irland bis dahin noch nicht gesehen hatte. Aber hier zeigte sichs, daß Essex der Mann nicht war, ein solches Werk auszuführen, und der Tadel fiel desto schwerer

auf ihn, da man ihn vorher so stolz von seinen Thaten hatte prahlen, und alle seine Vorgänger so weise meistern hören. Der größte Theil des Heeres kam um, der ganze Feldzug war vergebens, alles Geld fruchtlos weggeworfen. Der Graf, durch seine Freunde in London von Elisabeths Zorne unterrichtet, und mit einem schimpflichen Zurückruf bedrohet, entschließt sich, dem zuvorzukommen, und reiset heimlich, ohne Erlaubniß, aus seinem Winterquartiere ab, kommt hastig nach London, eilt ohne anderswo abzusteigen, auf den königlichen Pallast zu, stürzt sich unangemeldet zu der Königinn Füßen, küßt ihre Hände und bittet um Verzeihung. Die Ueberraschung und der unerwartete Anblick ihres Lieblings lassen sie ihren Zorn im ersten Augenblick vergessen, und sie entläßt ihn gnädiger, als er erwarten konnte. Aber bald überlegte sie, daß sein Betragen ganz etwas anders verdient habe, und daß sie um des Beispiels willen wenigstens einige Strenge affectiren müsse. Sie wollte eine Art von mütterlicher Züchtigung über ihn ergehen lassen, die ihn eine Zeitlang schmerzen sollte, ohne ihn für immer zu Grunde zu richten. Zu dem Ende läßt sie ihn verhaften und verhören, ernennt einen andern Gouverneur für Irland, und nimmt ihm ein Monopol über die süßen Weine ab, welches sie ihm einmal geschenkt hatte, und das ihm viel einbrachte. Bald dar-

auf erhält er seine Freiheit wieder, doch mit der Einschränkung sich nicht am Hofe sehen zu lassen. Essex, zu wenig fein, um die Gerechtigkeit, ja die unverdiente Schonung, die ihm wiederfuhr, zu erkennen, überließ sich jetzt den unbesonnensten Eingebungen des Ehrgeizes und der Rachsucht. Er spricht mit ungebundener Zunge über die Königinn und ihre Schwächen, sagt öffentlich, sie sey ein altes Weib, eben so krumm am Geiste wie am Körper, und reizt dadurch den Zorn seiner Wohlthäterinn, die alles wieder erfuhr, immer mehr. Aber er geht noch weiter. Er macht sich einen Anhang unter den Puritanern, die der Königinn nicht gewogen waren, eröfnet einen Briefwechsel mit Jakob VI. von Schottland, und verspricht ihm es durchzusetzen, daß Elisabeth ihn noch bey ihren Lebzeiten für ihren Nachfolger erklären solle, ja er will den gegenwärtigen Gouverneur in Irland bewegen von der Königin abzufallen, und mit seiner ganzen Macht nach England überzusetzen; eine Zumuthung, die natürlich abgelehnt ward. Endlich, im Vertrauen auf die Volksgunst, die er wirklich besaß, leitete er eine förmliche Verschwörung ein, er will den Tower und das Schloß überrumpeln, sich der Königinn bemächtigen, und ihr eine veränderte Regierungform und die Bestimmung des Nachfolgers abtrotzen. Zu rechter Zeit erfährt Elisabeth den verwege-

nen Entwurf. Sie schickt einige hundert Mann zu ihm, ihn gefangen zu nehmen. Bestürzt über ihren Anblick ruft er die Seinigen zusammen, schreit das Volk auf den Straßen zu seinem Beistand auf, und hofft, ganz London werde für ihn streiten. Aber obgleich alles vor die Thüren lief, so schloß sich doch niemand an ihn an; der Sheriff, sein Freund, in dessen Haus er gehen will, entschlüpft durch eine Hinterthür, und auch von seinen übrigen Freunden läßt sich keiner sehen. Verzweiflungsvoll kehrt er mit seinen Begleitern um, und ergiebt sich endlich nach einigem Widerstande der königlichen Wache. Im Gefängnisse gehen ihm die Augen über seine Thorheiten und Vergehungen auf, aber er wagt nun nicht mehr, seine schwer beleidigte Gebieterinn noch einmal um Vergebung zu bitten. Hätte er nur gewußt, wie sehnlich sie diese Bitte erwartete, und wie bereit sie zur Gewährung war. Aber da er so stumm blieb, so konnte sie sein Schweigen für nichts als Trotz und Verstocktheit halten, und mußte am Ende den Gesetzen, die längst sein Todesurtheil gesprochen hatten, ihren Lauf lassen. Am 25. Febr. 1601 ward er nebst mehreren seiner Mitschuldigen im Tower hingerichtet. Er war 34 Jahre alt.

Elisabeth konnte seinen Verlust nicht verschmerzen, auch sagt man, daß eine spätere, ihn betreffende Entdeckung an der Melancholie Schuld

gewesen sey, die zwey Jahre hernach ihr eignes Leben verkürzte. Essex, heißt es, hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit seines Glücks beseufzt, daß Frauengunst etwas so vergängliches sey, und daß eine Abwesenheit von mehreren Monden die innigste Neigung bis zur Vergessenheit schwächen könne. Da hatte ihm Elisabeth geschworen, daß sie ihn nie vergessen wolle, und gleichsam als Talisman ihm einen Ring gegeben, der die Kraft haben sollte, ihn auf der Stelle mit ihr zu versöhnen, wenn er ihr auch mitten in ihrem größten Zorne denselben vorzeigte. Nun war kein Ring erschienen während er im Gefängniß geschmachtet hatte, und diese Halsstarrigkeit hatte sie eben am meisten gekränkt. Zwey Jahre nach seinem Tode ward die Gräfinn Nottingham krank, und entlud sich vor dem Beichtiger eines Geheimnisses, das sie mit Recht zu ihren schwersten Sünden zählte. Essex, tief gebeugt, hatte sie den Tag vor seinem Tode in seinen Kerker rufen lassen, und ihr den Ring gegeben, mit der Bitte, ihn der Königinn einzuhändigen; aber das neidische Weib hatte ihn still unterdrückt und erst jetzt konnte die Todesangst sie bewegen ihn auszuliefern. Elisabeth neigte sich seit dieser Entdeckung nur zu tieferer Schwermuth, in der sie ihr Haus bestellte, Mariens Sohn zu ihrem Nachfolger einsetzte,

und am 3. April 1603 im 70sten Jahre ihres Alters verschied.

Der Wohlstand der englischen Nation ist durch die Regierung dieser Königinn sehr vermehrt worden, indem sowohl Ackerbau als Handel durch sie einen neuen Schwung erhielten. Der letztere bedurfte um so mehr dieser Begünstigung, jemehr noch die deutsche Hanse mit ihren Privilegien ihn niederdrückte. Die Verfassung hatte noch nicht die Beschränkung der königlichen Macht, welche diese spätethin erfahren hat, und Elisabeth herrschte mit großer Eigenmacht. Indem alle Richterstellen nur auf so lange Zeit als es der Königinn gefiel, besetzt wurden, so waren alle Gerichtshöfe in ihren Händen. Ferner existirten auch eigene Gerichte, z. E. die Sternkammer, die hohe Commission, das Kriegsgericht, die der Königinn ganz allein zu Gebote standen. Sie verhinderte fremde Einwirkungen, indem niemand ohne ihre Erlaubniß außer Landes reisen durfte, und hatte die Familienverhältnisse in ihrer Gewalt, dadurch, daß kein Edelmann sich verheyrathen konnte, ohne es ihr anzuzeigen. Ein Graf von Southampton mußte lange im Gefängnisse schmachten, weil er sich ohne ihr Vorwissen mit einer Cousine des Grafen Essex vermählt hatte. Als ein Beweiß ihrer Willkühr möchte man es ansehen, daß, weil ihr einmal der Geruch des Waids zuwider geworden war, sie einen Befehl

erließ, dies nützliche Färbekraut im Reiche nicht mehr anzubauen, und als einmal eine ihr mißfallende Mode, lange Degen und hohe Kragen zu tragen, aufkam, sie ihre Officiere umher schickte, um jedem auf der Straße den Degen zu zerbrechen oder den Kragen abzuschneiden, der nach dieser Mode gemacht war. Diese Unumschränktheit des Herrschens unterstützte sie durch ihre Oekonomie, welche sie in den Stand setzte, nicht zum Parlamente, welches zum wenigsten das Recht Subsidien zu bewilligen sich bewahrt hatte, ihre Zuflucht zu nehmen. Zugleich wußte Elisabeth, wie ihre Vorgänger, andere Mittel zu finden, um Geld zu erhalten. Monopolien unter andern wurden, nicht zum Vortheil des Handels, verkauft. Die alte Gewohnheit, die aus den Zeiten des Lehnssystems herrührte, daß der hohe Adel dem Könige prächtige Neujahrsgeschenke machen mußte, suchte Elisabeth emsig aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die sie von ihren Unterthanen machte, waren auch so gut als eingeforderte Geschenke, oder Abgaben, denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinsen zu denken. Einen reichen Bischofssitz ließ sie einmal 19 Jahre unbesetzt, um so lange die Einkünfte desselben zu ziehen, und selten vergab sie eine gute Pfründe, ohne von den Revenüen derselben etwas abzuziehen. Ihre jährlichen Einkünfte betrugen

etwa 500,000 Pfund, aber die Summe aller ihr bewilligten außerordentlichen Steuern mochte sich wohl auf drey Millionen belaufen. Dafür waren aber die Niederländer und Heinrich IV. sehr tief in ihrer Schuld, und der spanische und irländische Krieg kostete ihr große Summen. In ihrem Hauswesen war sie sehr wirthlich, nur ihre Garderobe, das Arsenal ihrer Eitelkeit, verschlang viel Geld. Sie hinterließ mehr als 3000 vollständige Anzüge, von denen sie viele nur ein einziges Mal getragen hatte.

Troß dem erweiterten Handel war doch unter Elisabeths Regierung der Erwerbsfleiß in England noch gar nicht beträchtlich. Die Manufacturen waren unbedeutend, und ausländische Waaren hatten noch lange den Vorzug. Aus Mangel an Nahrung trieb ein Theil der Einwohner See- und Straßenräuberey, und die Provinzialgerichte waren viel zu schwach, diesem Unfug zu steuern. Andere schlossen sich an die reichen Gutsbesitzer vom hohen Adel an, die noch immer nach alter Art täglich offene Tafel für ein ganzes Haus voller Diener halten mußten, und Hunderte solcher Armen in ihrem Gefolge hatten.

10.

Wilhelm Shakspeare.

(Geb. 1564, † 1517.)

„Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen."

In die Regierungsperiode der Königinn Elisabeth fällt die Geburt und der erste öffentliche Auftritt des größten englischen, und überhaupt neuern Dichters, des durch Eigenthümlichkeit so ausgezeichneten Shakspeare. Die Dichtkunst hatte bis dahin unter einer so rohen und tumultuarischen Nation noch nicht recht Fuß fassen können; nur die dramatische Poesie nahm unter Elisabeth einen besondern Schwung, weil diese Königinn selber eine Freundinn des Theaters war, und sich mit ihrem Hofe häufig daselbst einfand, auch viele einzelne edle Häuser auf ihren Landsitzen Familientheater hatten. Die Einfachheit dieser Theater, welche nur aus einem Saale mit kahlen Wänden ohne Decorationen bestanden, war übrigens berechnet auf die Regsamkeit und Lebendigkeit der Zuschauer, die mit ihrer Phantasie diesen Mangel ersetzen mußten.

Dieser neu entstehende Geschmack, erzeugte nun auch neue Bearbeiter und Schöpfer dramatischer Werke. Man fing an den geistlichen Komödien

mödien und biblischen Historien, die man sonst unter dem Namen Mysterien und Moralitäten aufführte, mehr Abwechselung zu geben, auch wohl die Tragödien der Alten hervorzusuchen und endlich eigene Stoffe zu beartbeiten.

Der glücklichste hierin war Wilhelm Shakspeare, der Sohn eines wohlhabenden Wollhändlers zu Stratfort in Warwieshire, der eine zahlreiche Familie hatte, und diesen Sohn mit den übrigen in eine Freischule schickte, wo er etwas Latein, und Schreiben und Rechnen lernte, und dann das väterliche Gewerbe übernahm. Er heyrathete früh ein bemitteltes Frauenzimmer, lebte lustig, und galt für einen treflichen humoristischen Kopf. Eine leichtsinnige Gesellschaft, in die er gerathen war, verleitete ihn, an einem Wilddiebstahl im Park eines benachbarten Edelmanns Theil zu nehmen, der ihn aber dafür festsetzen und bestrafen ließ. Um seiner Rachlust Luft zu machen, schrieb der genialische Wollhändler ein bitteres Spottgedicht gegen den Lord, welches die Wuth desselben so sehr erregte, daß der muthwillige Poet Frau und Kinder und Gewerbe im Stich lassen mußte, um nur den Verfolgungen seines Feindes zu entgehen. Er floh nach London, und seine Neigung trieb ihn auf die Bühne, wo er als Schauspieler und Dichter auftrat. Das erstere Talent ist nur der Erinnerung werth geblieben, wegen des letztern, das ihn gleichsam

zum Repräsentanten einer neuen poetischen Welt, die aus dem Norden hervorgehen sollte, machte. Seine gänzliche Unbekanntschaft mit gelehrter Bildung macht es nicht sowohl wunderbar, daß sein Genie so herrliche Produkte lieferte, denn jedes Genie ist schöpferisch und original zugleich, als es vielmehr eine Beschränkung weniger war um die ganze Eigenthümlichkeit seines Geistes rein auszusprechen, welche alle die, so von erlernter Bildung gewisser Formen und Regeln frey sich erhalten haben, mit großer Rührung anspricht. Die unergründliche Anschauung, der sich die ganze Tiefe des menschlichen Gemüths enthüllt, und aus derer die größesten, fast gigantischen Gebilde zu lebendigen Gestalten hervorruft, mischt sich mit dem freiesten Scherz und Humor, wodurch sich das tiefe Geheimniß mit heiterer Klarheit vereinigt. Alle diese Elemente bewegten sich in schöner Vollendung gleich in einem seiner frühesten Stücke, Romeo und Julie, das man, so schwierig es freilich ist, die chronologische Ordnung seiner Stücke aufzufinden, in das Jahr 1597 zu setzen pflegt. In andern, den sogenannten historischen Stücken, welche der englischen Nation Begebenheiten zum Inhalte haben, wie zum Beispiel Richard II. und III. Heinrich V. VI. VIII. lebten frisch und kräftig zu gleicher Zeit, die nationalen Sitten, zu denen man den historischen Sinn mitbringen muß. Zu jenen Mei-

sterstücken aber, wie z. B. Hamlet, Macbeth, Lear, Otpello, Julius Cäsar, wird die ewige Gesinnung eines menschlich zu bewegenden und für moralische Größe empfänglichen Seele zu aller Zeit mit Lust hinzutreten. Er gehört daher auch nicht bloß seinem Volke an, und die deutsche Nation hat sich diesen Geist mit so vieler Einsicht und so vieler Gründlichkeit in Urtheil und Empfindung angeeignet, daß er ihr, welche die Elemente seiner Schöpfungen in ihrer Bildung selbst ursprünglich hat und zum Bewußtsein bringt, geistig mehr anzugehören scheint, als der Nation, mit welcher ihn die Zeit und der Raum in Verbindung gesetzt hat.

Elisabeth schätzte den Shakspeare sehr hoch, und auf einen Wunsch von ihr verfertigte er sein Lustspiel: die lustigen Weiber von Windsor, worin er den Sir John Fallstaff, einen originellen Charakter aus dem Schauspiel Heinrich IV., der ihr ungemein gefallen hatte, verliebt vorstellen mußte. Auch Elisabeths Nachfolger zeichnete ihn aus, und die vornehmsten Herren vom Adel suchten seinen Umgang. Ein Graf von Southampton machte ihm einmal ein Geschenk von tausend Pfunden. Man hat noch Komödienzettel, worin er unter den spielenden Personen aufgeführt ist. Hauptrollen hat er nie bekommen. Im Hamlet stellte er den Geist vor. Gegen das Jahr 1610 scheint er das Theater

und die Hauptstadt verlassen zu haben. Seine letzten Jahre verlebte er in seinem Geburtsorte Stratford im Schooße seiner Familie und im Genusse eines ansehnlichen Vermögens, nicht uneingedenk der Musen, die ihm so hold gewesen waren, und starb daselbst allgemein verehrt im 53sten Jahre seines Alters. Eins seiner letzten Stücke war der Othello.

II.

Jakob I.

(1603 — 1625.)

Jetzt endlich wurden die beiden Nachbarsreiche, England und Schottland, mit einander vereinigt. Die Schotten waren unzufrieden damit, und die Engländer verdroß wenigstens das, daß der Vereiniger, eben ein Schotte war. Man sah daher dem fremden Könige schon im Voraus ein wenig kalt entgegen, und er, der aus angestammtem Nationalhasse gleichfalls gegen sein neues Land eingenommen war, that wahrlich auch nichts dazu, das Vorurtheil zu entkräften. Schon daß er bey seinem Einzuge alle Anstalten, die der Frohsinn des gutmüthigen Vols zu seiner

Einholung und Unterhaltung getroffen hatte, allenthalben untersagen ließ, und sich dem Anblick der schaulustigen Menge recht absichtlich entzog — mag es nun aus Furchtsamkeit oder aus übler Laune, ja möchte es selbst aus einer gutgemeinten Schonung geschehen seyn — verstimmte alle Gemüther. Die getäuschten Bürger gingen unmuthsvoll nach Hause, und weissagten sich schon aus diesem ersten Zuge eine traurige Regierung.

Das wurde sie auch in der That. Jakob I. (in Schottland der Sechste) lernte sein Volk nie ganz kennen, und hatte durchaus nicht diejenige Aufklärung erhalten, die demjenigen Noth ist, der die bürgerlichen Verhältnisse eines grossen Volkes verbessern soll. Er hatte gar keinen Begriff von dem Geiste seines Zeitalters, und so sehr er den Willen hatte, zu despotisiren, so sehr gebrach ihm dazu die Klugheit und die Kraft. Gleich im Anfange ging er mit der Ausspendung von Ehrenstellen so verschwenderisch um, daß er allein die Ritterwürde innerhalb der ersten sechs Wochen an 237 Personen vertheilte; eine unverzeihliche Unklugheit, fast noch schlimmer als die, mit welcher er die Einkünfte des Reichs unwürdigen Lieblingen zuwandte, und in Vergnügungen und Prachtfesten vergeudete. Zum Unglück hatte er eine sehr gelehrte theologische Erziehung erhalten, und quälte sich und sein

Volk mit Religionsstreitigkeiten, die nur dazu dienten, ihn noch verhaßter zu machen. Und nicht zufrieden damit, wie Elisabeth, die ihm verhaßten Parteien in der Stille zu unterdrücken, wollte er noch öffentlich sein Recht, die Engländer unumschränkt zu beherrschen, anerkannt wissen. Vielleicht schwebte ihm das Beispiel Heinrichs VIII. vor, allein dann bedachte er nicht, daß Heinrich Eigenschaften besaß, die das Volk mit seiner Tyranney wieder ausgesöhnt hatten, und daß zu Heinrichs Zeiten der Untersuchungsgeist des Volks noch bei weitem nicht so rege gewesen war, als jetzt, besonders bei den republikanisch gesinnten Puritanern, die kein Bedenken trugen, neben den theologischen Disputationen auch wohl die Frage, wie weit sich die Gränzen der Königsgewalt erstreckten, zur Sprache zu bringen.

Die Unzufriedenheit würde jedoch vielleicht so heftig nicht gewirkt haben, hätten sich nicht die Jesuiten, die sich seit Jakobs Erhebung wieder eingeschlichen hatten, ins Spiel gemischt. Sie befeuerten schon im zweiten Jahre der neuen Regierung (1605) die katholische Partey, die, indem sie anfangs große Erwartungen sich von diesem Könige gemacht hatte, diese nicht so erfüllt sah als sie wünschte, zu einem gewaltsamen und verwegenen Streiche, der unter dem Namen der Pulververschwörung bekannt ist. Der Zweck die-

ser Verschwörung war, den König und sein ganzes Parlament auf einmal umzubringen, und dann die katholische Religion zur herrschenden zu machen. Der zur Ausführung des ungeheuren Frevels bestimmte Tag war der 5. November, auf welchen eine Sitzung des Parlaments angesagt war. Zehn Tage vorher empfängt Lord Monteagle, ein katholisches Parlamentsglied, einen Brief von unbekannter Hand, folgendes Inhalts: „Mylord, aus Liebe für Sie bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rathe Ihnen, wenn Sie Ihr Leben lieben, erscheinen Sie nicht bey diesem Parlamente. Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Verachten Sie diese Warnung nicht; ich sage Ihnen, dieses Parlament wird einen schrecklichen Streich empfangen, und doch nicht sehen von wannen er kommt. Die Gefahr wird so geschwind vorüber seyn als Sie diesen Brief verbrennen.

Der Lord, obgleich Katholik, liebte doch das allgemeine Beste viel zu sehr, um sein Geheimniß zu verschweigen. Er gab den Brief dem Staatssekretär, und dieser legte ihn dem Könige vor. Jakob rieth aus den letzten Worten desselben auf eine Pulvermine, und ließ in der Nacht vor dem Versammlungstage die Keller des Parlamentshauses untersuchen, in welchen man 36 Tonnen Pulver und eine gewaltige Menge Koh-

len fand. Zugleich ward ein spanischer Officier Namens Fawkes mit brennenden Lunten dabey ergriffen, der aus Religionsschwärmerey sein eignes Leben für die Vernichtung der Ketzer hatte Preis geben wollen. Von ihm erfuhr man beim peinlichen Verhör, daß die Verschwornen ein angränzendes Haus ausdrücklich dazu gekauft hätten, um aus den Kellern desselben die Mauern des Parlamentshauses untergraben zu können, daß sie ein ganzes Kohlenmagazin ausgeleert und das Pulver aus Holland heimlich eingebracht hätten. Sie wurden recht eigentlich mit ihrer eigenen Münze bezahlt. Sie flohen nämlich nach Straffordshire, und verrammelten sich daselbst, 80 an der Zahl, in einem Hause, aus dem sie wüthend auf ihre Verfolger schossen; aber ein Funke fiel durch Zufall in ihren eigenen Pulvervorrath, und das ganze Haus flog in die Luft.

Was wir von der folgenden Regierung Jakobs I. noch erzählen könnten, würde zu nichts dienen können, als zur Bestätigung der Wahrheit, daß kein verderblicherer Mensch gedacht werden kann, als ein ungeschickter Regent. Seine Räthe waren unfähige und treulose Menschen, seine Plane waren Eingebungen einer eigensinnigen Laune, nicht einer das Wohl des Ganzen berechnenden Klugheit, und er hat vielleicht nicht eine einzige That gethan, die mit den Wünschen der Nation übereingestimmt hätte. Anstatt daß

seine Vorgänger das spanisch-östreichische Haus aus allen Kräften unterdrückt hatten, buhlte er um die Freundschaft desselben, bemühete sich fünf Jahre lang um eine Infantin für seinen Sohn, und ließ darüber seinen Schwiegersohn in Deutschland zu Grunde gehen. Daß die allgemeine Unzufriedenheit des Volks jetzt noch nicht ausbrach, kam wohl nur daher, daß man sich auf seinen nahen Tod vertröstete. Aber im Anzuge war das Gewitter schon, und es brach aus unter seinem Sohne, wie künftig erzählt werden wird.

VII.

Die Niederländer.

I.

Entstehung und Zustand der niederländischen Staaten.

Der burgundische Name hatte sich längst dem Rheine hin erhalten, nachdem das alte Königreich dieses Namens, das zu Chlodowigs Zeiten blühte, längst zerstückelt war. Im 14ten und 15ten Jahrhundert gab es eine Grafschaft Burgund, deren Hauptstadt Dijon war, und zugleich war Burgund der allgemeine Name aller der kleinen Herrschaften, die die Vorfahren Karls des Kühnen durch Belehnung, Schenkung, Eroberung und Heyrathen allmälig an sich gebracht hatten. Schon früh hatte es Grafen von Holland, Seeland, Friesland, Geldern, Hennegau, ꝛc. Herzoge von Brabant, Limburg, Luxemburg,

ein Bischof von Utrecht, und viele andere kleine Länderbesitzer in jenem Bezirke gegeben, die anfänglich Lehnsträger des deutschen Reichs gewesen waren, dann aber allmälig bey ihrer Entlegenheit und bey der Schwäche der deutschen Kaiser sich eben so wie die größeren Fürsten unsers Vaterlandes unabhängig gemacht hatten. Mehrere dieser kleinen Grafschaften waren bereits durch Erbschaften und Heyrathsbündnisse in eins zusammen geschmolzen, als sie endlich durch neue Heyrathen an einen französischen Prinzen, den vierten Sohn König Johannes des Guten, fielen (1361), dem sein Vater die eben erledigte Grafschaft Burgund zum Eigenthum geschenkt hatte. Der Enkel dieses Herzogs war der Vater Karls des Kühnen, Philipp der Gute, den wir schon aus der französischen Geschichte kennen. Er hat vorzüglich viele Besitzungen seiner Nachbarn mit seinem Herzogthume vereinigt, denn er war Herr von Brabant, Limburg und Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Antwerpen und Mecheln. Sein Sohn Karl brachte noch das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen hinzu. Weil alle diese Landschaften (Flandern und Artois ausgenommen) deutsche Reichslehne waren, so mußten die Herzoge von Burgund dem römischen Kaiser jedesmal den Lehnseid leisten, und als der Kaiser Maximilian I. 1512 das deutsche Reich in zehn

Kreise theilte, wurden die sämmtlichen Niederlande gleichfalls für einen, bekanntlich den burgundischen, mitgerechnet.

Die Lage dieses Landes an der Nordsee und mehreren großen Flüssen, recht in der Mitte zwischen England, Frankreich und Deutschland, die große Volksmenge und die natürliche Liebe zur Thätigkeit die man noch jetzt dort antrifft, erzeugten bald große Städte, blühende Manufacturen und einen geschäftigen Handel. In manchen großen Manufacturstädten war die Betriebsamkeit so außerordentlich, daß man Abends um 6 Uhr, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, mit der Glocke den Eltern ein Zeichen gab, ihre Kinder von der Straße zu nehmen, damit sie nicht von dem stürmenden Gedränge zertreten würden. Alle englische Wolle wurde damals in den Niederlanden verarbeitet, und bald fanden holländische Schiffe den Weg nach Amerika, Afrika und Ostindien. Der schöne Handel der deutschen Hanse wurde durch den niederländischen allmälig ganz vernichtet.

Seitdem Karls des Kühnen Tochter Maria den Erzherzog Maximilian geheyrathet hatte *), und dessen Sohn, Philipp der Schöne, König von Castilien geworden war **), flossen

*) S. Th. VI.

**) S. Th. VI.

die Reichthümer der fleißigen Niederländer in den spanisch österreichischen Schatz, und wir wissen, wie groß daher billig Karls V. Vorliebe für diesen Theil seiner weitläuftigen Staaten war. Aber die vornehme Verbindung war dem Lande mehr drückend als erfreulich. Nicht nur, daß es zu den ewigen Kriegen Karls V. über 40 Millionen Dukaten an außerordentlichen Steuern hat beitragen müssen, es mußte sich auch stehende Truppen in seinen Städten gefallen lassen, die es sonst immer als Werkzeuge der Sklaverey verabscheut hatte, ja es mußte sich in den barbarischen Gewissenszwang fügen, den der Despotismus Karls V. zu seiner Sicherheit für nöthig erachtete.

Leichter als irgendwo außer Deutschland hatte die Reformation in den Niederlanden Eingang gefunden, wo sie noch durch religiöse Schauspiele, die auf die Verspottung des Pfaffenthums abzweckten, befördert wurde. Die Menschen, die diese Schauspiele aufführten, nannte man Rederyker (Rhetoriker). Ein solcher war eine Zeitlang jener berühmte Johann von Leiden gewesen, und zwar hatte er immer Könige vorgestellt, wodurch er sich vermuthlich die Würde im Betragen erworben hat, die späterhin die Wiedertäufer an ihm bewunderten. Der Kaiser, der diese kirchliche Revolution mit einer politischen für unzertrennlich hielt, verfuhr mit der furchtbarsten

Strenge gegen die Ketzer. Im Jahre 1550 ward die Inquisition eingeführt, und diese Verordnung brachte, besonders in Antwerpen, Handel und Gewerbe fast zu einem gänzlichen Stillstande. Da man dem Angeber eines Ketzers die Hälfte der Güter desselben versprach, so stieg die Zahl der Angegebenen bald in die Tausende. Die fürchterlichsten Leibes- und Lebensstrafen (meistens Feuer und Schwerdt) wurden an den Ketzern vollzogen, und man rechnet Karln V. an 100,000 Unglückliche nach, die seine Inquisition allein in den Niederlanden gemordet hat.

2.

Die Revolution.

(1565 — 1609.)

Aber wie auch der gewaltige Tyrann erliegen muß, wenn er gegen den Geist der Zeit unklug ankämpfen will, so fand auch der blinde spanische Despotismus in der wachsenden Aufklärung der Niederländer seine Klippe. Karl V. erlebte den Ausbruch des allgemeinen Hasses nicht mehr, denn vor seinem Alter und Ansehn scheute man sich noch, und durch Klugheit hatte

er doch hin und wieder seine Strenge gemildert oder sie versteckt. Aber sein Sohn Philipp II., mit spanischem Stolze, und katholischer Einseitigkeit, brachte dieses innere Misvergnügen zum Ausbruch. Er blieb gleich nach dem Antritt seiner Regierung drey Jahre in den Niederlanden, um den Wirkungen seines heiligen Ketzertribunals einen rechten Nachdruck zu geben, und setzte vor seiner Abreise seine Halbschwester, Margarete von Parma, Karls V. natürliche Tochter, zur Statthalterinn ein, eine Frau von männlichem Geiste und nicht minder strengen Grundsätzen als er selberr hatte. Ihr zugeordnet ward ein Staatsrath, der aus den reichsten und vornehmsten Gliedern des niederländischen Adels, aber auch aus mehreren Spaniern bestand. Der gefährlichste unter diesen war Philipps gewiegter Minister Granvella, Bischof von Arras, der das Interesse seiner Religion auf das eifrigste verfocht. Die spanische Besatzungen in den Städten, welche Philipp bei seiner Abreise den Ständen binnen 4 Monaten wegzuführen versprochen, blieben deshalb und zu gleicher Befestigung des katholischen Glaubens wurden zu den 4 Bisthümern, die im Gebiet der Staaten lagen, noch 14 neue auf einmal errichtet, über welche alle Granvella das Primat sammt dem Kardinalshut vom Papste erhielt. Das Volk murrte laut, und die drey vornehmsten Glieder des Adels, der Prinz Wil-

Helm von Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorne, die jeder noch besondern Grund zum Unwillen mit dem Bischof Granvella hatten, weil er ihren Zwecken immer in den Weg trat, kamen nicht mehr in den Staatsrath. Sie wollten dort, schrieben sie der Regentinn, nicht länger einen Schatten vorstellen. Margarete theils wegen der Folgen besorgt, theils selber auf Granvella's Ansehn neidisch, bat den König, ihn zu entfernen, und nach manchem Widerspruch geschah dies auch (1564 13. März). Seine Ansichten blieben in der Partei der Kardinalisten. Auch die Inquisition blieb nach wie vor, und der König verlangte sogar die Einführung der Schlüsse des tridentmischen Conciliums. Um sowohl diese Beschwerden als auch andere die in der Verwaltung sich fanden zu heben, reisete nach dem Wunsch der Statthalterinn und des Prinzen von Oranien, Egmont selber nach Madrid, aber er richtete nichts aus. In die vorgeschlagene Veränderung wollte Philipp nicht willigen, weil die Niederländischen Großen dadurch zu viel Einfluß erhielten, wie er meinte, und noch bestimmter erklärte er sich gegen das andere, indem er versicherte er wolle lieber das Leben verlieren, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten. Ein wiederholter scharfer Befehl, die Schlüsse des damals eben geendigten Conciliums von Trident anzunehmen, und die fortdauernden Ketzerverbrennungen

nungen wurden die nächste Veranlassung zum allgemeinen Aufstande.

Die entschlossensten Herren des niederländischen Adels verbanden sich im November 1565 mit einem feierlichen Eide schriftlich, sich mit aller ihrer Macht der Inquisition zu widersetzen, und in einer Verfolgung wegen der Religion einander brüderlich beizustehen. Im April 1566, als die Statthalterinn eine Versammlung des ganzen Staatsraths berufen hatte, zogen die Verbündeten, wohl 300 an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein, und gingen in einem feierlichen Aufzuge gliederweise nach Hofe, Heinrich von Brederode, einen Sprößling der alten Grafen von Holland, an ihrer Spitze. Ehrfurchtsvoll überreichen sie eine Bittschrift wegen der Religionsfreiheit, und bekommen eine zweideutige Antwort. Die Statthalterinn ist betroffen, aber der Herr von Barlaimont, einer ihrer Räthe, sagt ihr auf Französisch, sie dürfe sich vor diesem Haufen von Bettlern (gueux) gar nicht fürchten. Um diese Schimpfrede zu adeln, nannten sich die Dissidenten von nun an selbst Gueux oder Geusen, und trugen als Ehrenzeichen am Halse eine Medaille mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: Getreu bis zum Bettelsacke. Diesem Gelübde gemäß verfuhren sie bey allen ferneren Schritten mit der größten Bescheidenheit, so daß es einzig des Königs Schuld war,

als er in der Folge durch seine hartnäckige Unbiegsamkeit die Herzen seiner treuen Niederländer verlor. Die Reformation griff unterdessen so mächtig um sich, daß von Seiten der Obrigkeit kein Haltens mehr war. Die fremden Prediger versammelten sich auf den Plätzen, in den Straßen, ja vor den Thoren auf freiem Felde ein Auditorium, und lehrten mit Eifer und Begeisterung die Gleichheit der Menschen vor Gott und die Schriftwidrigkeit der päpstlichen Gesetze. Jede solcher Feldpredigten erwarb der neuen Lehre neue Anhänger, und wie das aufgeregte Volk keine Mäßigung kennt, so schritt es auch hier sogleich zu den ausschweifendsten Handlungen. Mit Prügeln, Beilen und Aexten bewaffnet zogen sie aus, dem katholischen Gottesdienst ein Ende zu machen. Zuerst fielen sie über die Kreuze und Bilder an der Landstraße her, dann kamen sie in die Dörfer und zuletzt in die Städte. Kapellen, Klöster und Kirchen wurden mit Gewalt geöffnet, Bildsäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräthe wüthend zertrümmert, ja selbst Grabmäler wurden erbrochen und die Todten herausgeschleppt. In drey Tagen zählte man 400 verwüstete Kirchen.

Die Calvinisten in Antwerpen glaubten den König bey seiner schwachen Seite zu fassen, wenn sie seine Habsucht vergnügten. Sie boten ihm daher 30 Tonnen Goldes für die Religionsfrei-

halt an. Aber dies Anerbieten wie jene Verwegenheit reizten gleich heftig seinen Zorn, und die Statthalterinn erhielt den Auftrag, Truppen zu werben. Mit diesen wurden einige rebellische Städte schnell überfallen und zum Gehorsam gebracht, und die Geusen, die, wie in Deutschland die schmalkaldischen Fürsten, aus angeerbter Ehrfurcht vor der Majestät nicht Gewalt zu brauchen wagten, so lange noch ein friedliches Mittel übrig schien, zerstreuten sich vor der Hand; der Prinz von Oranien und sein Bruder gingen auf ihre Güter, und Heinrich von Brederode entfloh nach Deutschland. Willig ließen sich die größeren Städte mit drückenden Besatzungen belegen, und niemand regte sich, als den Bilderstürmen auf barbarische Weise der Prozeß gemacht ward.

Um noch nachdrücklicher zu verfahren, erhielt der durch seine Grausamkeit und seinen Ketzerhaß bekannte Herzog von Alba, der ein eben so muthiger Feldherr als schlauer Unterhändler war, den Auftrag, ein frisches Kriegsheer von Spaniern und Italienern in die Niederlande zu führen. Auf das bloße Gerücht von dieser Verfügung verließen schon viele Kaufleute und Handwerker das Land, und wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen andern Ländern zu. Im August 1567 erschien der furchtbare Rächer. Er hatte nicht bloß den Auftrag, künftigen Unruhen

vorzubauen, sondern auch die vorigen zu untersuchen und zu bestrafen, nebst vielen geheimen Befehlen, die ihm eine solche Autorität gaben, daß die Statthalterinn, die sich durch ihn ganz verdunkelt sah, ihre Entlassung begehrte, nach deren Empfang Alba völlig in ihre Stelle rückte.

Von nun an hörte und sah man nichts als Gewaltsamkeiten. Die beiden Grafen Egmont und Hoorne, welche von dem Herzoge von Alba berufen unter dem Scheine, den großen Rath mit ihnen zu halten, gekommen waren, wurden ohne Umstände gefangen gesetzt. In allen grossen Städten wurden bastillenartige Schlösser auf der Bürger eigene Kosten gebaut, um diese Städte besser zu zwingen, und endlich ward ein Blutrath eingerichtet, an dessen Spitze Alba selber stand, und dessen Beisitzer ihm möglichst ähnlich waren. Einer derselben, Johann de Vargas, des Herzogs Liebling, that den Ausspruch, daß die Niederländer alle den Galgen verdient hätten. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang. Wer nicht erschien, verlor seine Güter. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Am ersten Jun. 1568 wurden 22 Edelleute enthauptet. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien wurden für Majestätsverbrecher erklärt, und die Grafen von Egmont und Hoorne, die bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen

gesessen hatten, öffentlich auf dem Markte zu Brüssel enthauptet. (6. Jun. 1568). Diese Abscheulichkeiten machten, daß mehr als 100,000 treffliche Arbeiter und Kaufleute auswanderten und daß die Zurückbleibenden dem Prinzen von Oranien, der nach Deutschland geflüchtet war, allen Vorschub thaten. Er kam auch wirklich mit einem Heere nach Brabant, konnte sich aber gegen Alba's geübte Truppen nicht halten, und mußte gegen den Winter nach Strasburg fliehen. Die Niederländer seufzten, aber Alba erhielt als der Vertheidiger der römischen Kirche vom Papste Pius V. einen geweihten Hut und Degen, und ließ sich als den Ueberwinder des Adels und des Volks in Erz abbilden, auf zwey Menschen mit den Füßen tretend, und mit andern Sinnbildern ihm zur Verherrlichung, den Niederländern zur Schmach, wie denn das Erz aus den umgeschmolzenen Kanonen bestand, welche Alba in der Schlacht bey Jemgam dem Ludwig von Nassau abgenommen hatte *).

Während Alba durch ein strenges Censuredikt die Geister zu beherrschen suchte, machte er zugleich

*) Thuanus erzählt, daß der Stolz Alba's, den er hierdurch an den Tag legte, selbst Philipp beleidigt habe, und ein Grund gewesen, ihm bald einen Nachfolger zu setzen. Requesens ließ dieses Denkmahl auch wegnehmen.

größere Forderungen an das Vermögen. Das spanische Abgabesystem ward eingeführt, und da es für Holland noch unpassender seyn mußte, vermehrte es nur die Noth. Jeder, der etwas verkaufte, sollte nämlich den zehnten Pfennig des Gelösten abgeben. In Brüssel schlossen die Krämer, Fischer, Bäcker und Brauer ihre Läden. Alba drohete die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufzuhängen und machte schon alle Anstalten dazu, aber die Nachrichten von den Bewegungen der äußern Feinde zwangen ihn zur Milderung. Es hatten nämlich die vielen ausgewanderten Holländer in englischen Häfen 40 Schiffe zusammengebracht, womit sie den Spaniern vielen Schaden thaten. Auf die nachdrücklichsten Vorstellungen Alba's hatte ihnen Elisabeth endlich ihre Häfen verboten, und sie durch die Noth gedrungen bemächtigten sich nun der Insel Briel, auf welcher sie sich festsetzten. Der Versuch sie davon zu vertreiben, mißglückte den Spaniern, jenen aber unterwarf sich auch Vließingen, und bei der Ermächtigung des vortreflichen Hafens Enkhuysen fiel den Vereinigten sogar eine Flotte in die Hände. Eine Menge von andern Städten folgten freiwillig oder gezwungen der Partei der Mißvergnügten und der Prinz von Oranien hatte indessen von Frankreich aus mit Gelde unterstützt ein ansehnliches Heer in Deutschland geworben, mit welchem er sich den Niederlanden näherte.

Alba ward daher von allen Seiten bedrängt, ohne indessen irgend den gewohnten Muth zu verlieren, daher auch der Herzog von Medinaceli, welchen Philipp eigentlich dem Herzog Alba zum Nachfolger bestimmt hatte, lieber diesem Letztern die Statthalterwürde ließ, einem so allseitig beunruhigten und in Bewegung gesetzten Lande vorzustehen sich nicht getrauend. Denn des Prinzen Wilhelm von Oranien Bruder, Graf Ludwig von Nassau beschäftigte zugleich die Spanier in Hennegau, und da Alba die Behauptung dieser Provinz und ihrer Festungen für das wichtigste hielt um gegen Frankreich gesichert zu sein, so hatte der Prinz Wilhelm von Oranien um so freiern Spielraum in Nordholland, woraus er auch die Spanier ganz vertrieb. Seeland, Geldern und Oberyssel führten daher im Jul. 1572 den reformirten Gottesdienst ein und der Adel und die Städte die es mit dem Prinzen hielten, kamen nun am 15. Sept. in Dortrecht zusammen, und hier ward der erste Grund zu dem Staate der vereinigten Niederlande gelegt. Der Prinz ward für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt. Er bemächtigte sich von hier aus noch der Städte Rotterdam, Schiedam, Delfshaven, Woerden, Schoonhofen und Roermonde. Delft trat von selbst über. Nun drang er in Brabant ein, wo er nicht minder glücklich war. Manche von den

weggenommenen Städten nahm Alba wieder ein, aber dieser benutzte diese glückliche Zeit, bat um seine Entlassung um noch mit Ruhm von dem Schauplatz abzutreten, da er wußte, daß Philipp ihn sonst würde abrufen, der endlich selbst eingesehen, daß die Härte Alba's und sein strenger Sinn die Niederlande nur noch mehr der spanischen Regierung entfremdet habe. 1573 verließ Alba die Niederlande, wo er während der sechs Jahre seiner Statthalterschaft wenigstens 18000 Ketzer und Aufrührer durch des Henkers Hand aus der Welt geschafft hatte.

Sein Nachfolger war der bisherige mailändische Statthalter, Don Louis de Requesens y Zuniga, der den Ruhm eines gleich geschickten Feldherrn und Staatmanns hatte. Er, der immer laut die Verfahrungsart des Herzogs Alba getadelt, versuchte sogleich durch gütliche Unterhandlungen zu seinem Zweck zu kommen, aber ohne Erfolg. Allein diese Gesinnungen und Mangel an Geld machten ihn daher weniger kühn, die Gegner aber wurden es immer mehr. Die nun schon ganz revolutionirten nördlichen Provinzen verbanden sich immer fester und unterstützten ihren Feldherrn Wilhelm von Oranien treflich. Vergebens versuchten die Spanier die verlohren Städte wieder zu gewinnen; die Geusen vertheidigten sich eben so sinnreich als tapfer. Da sie kein Mittel sahen, die von Requesens be-

lagerte Stadt Leiden zu entsetzen, so schlug der Prinz vor, die Schleusen zu öfnen, die Dämme zu durchstechen, und so die Spanier wegzuschwemmen. Es geschah. Die seeländischen Schiffer, meistens zerschossene Krüppel, bestiegen ihre Kähne und ruderten über die überschwemmten Felder hin, indeß die Spanier Hals über Kopf davon liefen, um nicht zu ertrinken. Die brave Stadt hatte selbst durch den Hungerstod von 6000 armen Bürgern nicht zur Uebergabe bewegt werden können. Aus Dankbarkeit bewilligten ihr die vereinigten Niederlande die Zollfreiheit auf einige Jahre, oder eine Universität. Die Bürger wählten das letztere, und seitdem besteht dort diese durch treffliche Gelehrte hochberühmte Anstalt (1575). Noch immen hatten die Staaten soviel Ehrfurcht für den König, daß sie den Stiftungsbrief in seinem Namen ausfertigten. Um eben die Zeit ernannten sie den Prinzen von Oranien zum Gouverneur aller verbündeten Staaten während des Krieges und entwarfen einen eigenen Regierungsplan für Holland und Seeland.

Erst im Herbste dieses Jahres, da Philipp immer neue Truppen aus Spanien schickte, und die Verbündeten in größere Bedrängniß geriethen, that der Prinz den Vorschlag, sich der spanischen Herrschaft ganz zu entziehen, nnd bei einer andern Macht Schuß zu suchen. Seitdem

überschwemmten deutsche, englische und französische Völker die Niederlande, die dadurch allerdings nicht wenig unterstützt, aber auch nicht wenig ausgesogen wurden.

Im März 1576 starb der Statthalter Requesens. Hatte er auch nicht wie Alba durch das Schwerdt so viele hingerichtet, so hatte er doch nicht minder durch Verbannungen das Land einer fast eben so großen Anzahl arbeitsamer Leute beraubt. Wie mußte der Wohlstand sinken, wenn nun auch die losgelassenen spanischen Soldaten wütheten, um sich für das lange Ausbleiben des Soldes schadlos zu halten. Reiche Städte, wie Mastricht und Antwerpen überfielen sie, und unter den schrecklichsten Mißhandlungen der Einwohner plünderten sie sie rein aus. Einen Theil der letztern Stadt legten sie ganz in Asche, und die Summe der daraus geraubten Güter rechnete man auf vier Millionen. Vorfälle dieser Art dienten nur dazu noch immer mehrere Städte zum Beitritt zu den Freiheitsbunde zu bewegen.

Jetzt wankte die spanische Herrschaft in den Niederlanden mehr als je. Mit bösen Ahnungen zog am 4. Nov. 1576 der neue Statthalter Don Jouan d'Austria, des Königs natürlicher Bruder in Luxemburg ein. Beschränkt durch das Mißtrauen seines Bruders und durch unaufhörlichen Geldmangel mußte er schon Unterhandlungen mit den Dissidenten schließen und

schimpfliche Bedingungen eingehen. Selbst die mit einem zehnjährigen Raube beladenen spanischen Soldaten mußte er nach Hause schicken, ehe er als Statthalter seinen Einzug in Brüssel halten konnte. Und dennoch ward er von den Staaten von Holland und Seeland nicht anerkannt. Bald wurden die Aussichten wieder kriegerisch, und die Staaten sahen sich aufs neue nach fremdem Beistande um. Einige, die dem Prinzen von Oranien die allzuhohe Macht mißgönnten, sandten heimlich nach Wien, und baten sich den östreichischen Erzherzog Matthias zum Statthalter aus. Seine Ankunft erregte bey den übrigen, die von dem Handel nichts wußten, großes Mißvergnügen, da man ihn indessen, als des Kaisers Bruder, nicht wieder zurückzuschicken wagte, so schlug Oranien vor, ihn zum allgemeinen Statthalter zu ernennen, und Don Juan abzusetzen, übrigens aber sich nicht an ihn zu kehren. Im August 1578 kam auch der Herzog Franz Herkules von Anjou, Katharinens von Medici jüngster Sohn, mit einem französischen Heere den Staaten zu Hülfe. Auch Elisabeth sandte noch immer kleine Truppencontingente herüber. Die Unruhen gährten immer brausender durch die Provinzen, als Don Juan d'Austria starb. (1. Oct. 1578).

Auf seinen Vorschlag ward der Prinz und nachherige Herzog Alexander von Parma

sein Nachfolger, ein kluger und thätiger Regent, und besonders als trefflicher Feldherr berühmt. Nur ein solcher Mann konnte den völligen Abfall der Niederlande verhindern. Er bediente sich dabey sehr listig der innern Zwistigkeiten, die unter den Bundesgenossen selbst ausgebrochen waren. Theils neideten sich die verschiedenen fremden und einheimischen Befehlshaber einander um ihr Ansehen, theils diente die Religion zum Zankapfel. Ein Edict der Stände, das beiden Religionsparteien gleiche Rechte zusicherte, wurde von den reformirten Predigern mit dem größten Eifer angefochten, und zu einer Zeit, wo alle für einen hätten stehen sollen, zankten sie sich um Glaubenslehren, und verabscheuten sich unter einander mehr als die Spanier. Noch jetzt wäre es dem Könige von Spanien leicht gewesen, sie wieder zum Gehorsam zu bringen, hätte er seinem Statthalter mehr Nachdruck geben können, und alle Religionsrücksichten beseitigen wollen. Wirklich traten einige Große von der Dissidentenpartey, des langen Haders müde, freiwillig wieder zum Könige über. Der Erzherzog Matthias kehrte schon 1581 nach Wien, und der Herzog von Anjou 1583 nach Frankreich zurück. Doch war während aller dieser Uneinigkeiten die eigentliche Verbindung der nachher so genannten vereinigten Niederlande zu Utrecht 1579 geschlossen worden. Sie bestand aus

den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebst Zütphen), Oberyssel, Gröningen und Friesland.

Der Prinz von Parma führte indessen den Krieg mit dem größten Nachdruck fort. Um die Dissidenten ihres treflichen Hauptes, des Prinzen von Oranien, zu berauben, erklärte er denselben für einen Rebellen und Majestätsverbrecher, und setzte einen Preis von 25,000 Kronen und den Adel darauf, wenn ihn jemand lebendig oder todt liefern würde. Der erste, der sich diesen Preis zu verdienen eilte, war ein Biscayer, Johann Janregui, dessen Finanzen durch Unglück im Handel zerrüttet worden waren. Er offenbarte sein Vorhaben einem Dominicaner in der Beichte, und empfing die Lossprechung und das Abendmahl von ihm. Hierdurch gestärkt ging er am 18. März 1582 nach dem Schlosse wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittschrift, und drückte, während er sie las, eine Pistole auf ihn ab. Der Schuß streifte den Hals, und der Prinz fiel in Ohnmacht. Der Mörder war in der ersten Hitze von den Umstehenden getödtet worden, und noch nachher wurde sein Leichnam von Pferden zerrissen.

Verschiedene andere Versuche, den Prinzen zu ermorden, mißlangen gleichfalls. Endlich übernahm es ein Franzose, der sich Franz Guion

nannte, mit besserem Erfolge. Er empfahl sich dem Herzog durch seine verstellte Ergebenheit und durch seinen Eifer für die reformirte Religion, und ward von ihm zu verschiedenen geheimen Geschäften gebraucht. Für das Geld, das ihm der Prinz geschenkt hatte, kaufte er sich ein Paar Pistolen, die er, jede mit drey Kugeln geladen, zu sich steckte. (10. Jul. 1584). Er stellte sich vor die Thür des fürstlichen Speisesaals (es war zu Delft), während der Prinz zu Tische saß, und schoß ihn, eben da er nach der Mahlzeit heraustrat, so geschickt mitten durch den Leib, daß er auf der Stelle todt niederfiel. *) Der Mörder ward auf der Flucht ergriffen, und gestand im peinlichen Verhör, daß er aus der Grafschaft Burgund gebürtig sey, und eigentlich Balthasard Gerhard heiße, daß er den Mordanschlag gegen den Prinzen schon lange gehegt, und bloß deswegen nach Holland gekommen sey. Auch er hatte nicht nur von einem Franziskaner zu Tournay die Absolution für seine That im Voraus erhalten, sondern er war sogar von einem Jesuiten recht eigentlich zuerst dazu beredet worden, der ihm die Versicherung gegeben hatte, daß er sich durch die Ermordung dieses Rebellen und Ketzerhaupts die Märtyrerkrone und hohe Ehre im Himmelreich verdienen

*) Im 52sten Jahre seines Alters.

werde. Ja er hatte dem Prinzen von Parma selbst sein Vorhaben eröfnet, und nicht bloß dessen Beifall, sondern auch das Versprechen der auf die That gesetzten Belohnung erhalten. Aber beides half ihm jetzt nichts, da er noch im Gebiete der vereinigten Staaten ergriffen worden war. Seine Strafe war, dem Geiste der Zeit gemäß, entsetzlich. Außer ihm waren noch vier andere Kerle in Delft mit demselben Anschlage gegen den Prinzen umgegangen.

Der Verlust dieses treflichen Staatsmanns war gleichwohl nicht unersetzlich. Außer einem in spanischer Gefangenschaft schmachtenden Sohne hinterließ er noch 2 andere, die seines Namens vollkommen würdig waren. Der älteste von diesen, Graf Moritz von Oranien, der sich bisher auf der Universität zu Leiden mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, zeigte, obgleich kaum 17 Jahr alt, einen so reifen und zu Geschäften tüchtigen Verstand, daß ihm die Staaten unbedenklich den ehrenvollen Posten seines Vaters übertrugen. Indessen dauerte das Kriegsglück des Prinzen von Parma fort, und 1585 fiel auch Antwerpen nach langer Belagerung in seine Hände. Die Belagerten hatten sich muthig vertheidigt, bis der Herzog von Parma durch eine mit vielen Mechanismus angelegte Schifbrücke ihnen die Zufuhr sperrte. Ein italiänischer Baumeister Gianibelli ließ zwar zwey Bran-

der mit besonderer Kunst verfertigt dagegen loßziehen, von denen der eine auch einen Theil der Brücke zerstörte und durch seine gewaltsame Explosion 800 Spanier tödte, aber die Ausgeschickten selbst über diese ungeheure Erschütterung erschreckt, waren entflohen und hatten also von den Wirkungen nur unvollständige Kunde in die Stadt gebracht, so daß man nun hier nicht solche schnelle Vorkehrungen traf, als nöthig gewesen wäre, die Brücke vollends zu zerstören. Die Stadt ergab sich also endlich, und weil die Niederländer nun immer mehr in Sorge geriethen, so boten sie endlich ihr Land dem Könige Heinrich III. von Frankreich an. Aber dieser fürchtete zu sehr die Gewalt der Ligue am Ende, wenn die Unterstützung die ihr Spanien bis jetzt heimlich gab, nun öffentlich konnte zufließen lassen, und in dem Könige lebte wohl nicht soviel Kühnheit um einem zwar glänzenden aber so schwierigen Unternehmen sich zu unterziehen. Man wandte sich hierauf an Elisabeth von England, und diese, obgleich ihre erste Antwort verneinend ausfiel, war doch gar nicht so abgeneigt, den Vorschlag anzunehmen. Sie wollte es aus Furcht vor Spanien nur nicht so offenbar, und dann auch unter bessern Bedingungen thun, als ihr die Staaten anboten. Dies wurde man bald an dem Betragen ihres Generals, des Herzogs von Leicester, gewahr, der eine

Menge

Menge geheimer Instructionen hatte, und es ganz darauf anlegte, erst die Spanier zu vertreiben, und dann beiläufig das Land für sich zu erobern. Dies machte, daß man den Grafen Moritz zum ordentlichen Statthalter der 7 vereinigten Provinzen bestellte, und ihm eine Macht gab, mit der er dem Engländer die Wage halten konnte.

Diese Maaßregel kam aus dem Kopfe eines der feinsten Staatsmänner, des sogenannten Pensionärs von Rotterdam, Johann von Oldenbarneveld, nachherigen Advokaten (d. h. Landsyndicus) von Holland. Er und Moritz führten die Sache bis ans Ende glücklich durch, troß der Uneinigkeiten und Einflüsse der englischen Leicesterschen Partei und troß den großen Talenten des Herzogs von Parma; dessen Siege um so gefährlicher waren, mit je größerer Schonung und Mäßigkeit er verfuhr. Nach seinem Tode 1592 erleichterte den Niederländern ihre Unternehmungen die Uneinigkeit in dem spanischen Regierungsrathe, daher auch der neue abgeschickte Statthalter Erzherzog von Oestreich schon 1594 Friedensvorschläge thun ließ, die aber nicht angenommen wurden. Der Prinz Moritz benutzte vielmehr die unter den spanischen Truppen ausgebrochene Eifersucht zwischen den Spaniern und Italienern, deren Grund zuletzt aber in dem spanischen Geldmangel lag, zu seinem Vortheile.

Auch die Verwickelung Philipps in die französischen Händel und der Krieg, den er mit Heinrich IV. führte, kam ihm sehr zu Statten.

Philipp versuchte ein neues Mittel die verlornen Provinzen wieder an sich zu ziehen. Er vermählte seine Infantin Isabelle mit dem Erzherzog Albrecht, und bestimmte ihr die Grafschaft Burgund und die Niederlande zum Brautschatze. Auf diese Weise, wo die Niederländer dem Scheine nach keine Provinz, sondern einen selbstständigen Staat ausmachten, hoffte Philipp, würden die Staaten zum Vergleich geneigter sein, zugleich unterhandelte er mit England und Frankreich um Frieden. Mit dem letztern Reiche kam er zu Stande, aber England blieb verbunden mit den Niederlanden, durch einen neuen Vertrag und die Staaten setzten den Krieg unverdrossen fort. Denn die Bedingungen, unter welchen die Niederlande abgetreten wurden, ließen ein sehr nahes Verhältniß zwischen Spanien und diesem Lande stehen, und setzten eine große Möglichkeit des Rückfalls an das erst gedachte Land. Da auch nun nach Philipps II. Tode ein Gebot von Philipp III. ausging, welches allen Handel zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden, der bis jetzt trotz des Krieges erlaubt gewesen war, verbot, so fing der Krieg nun auch zur See an. Eine starke Flotte ward ausgerüstet, und die Staaten verboten allen neutralen Völkern

auch den Handel nach Spanien, wenn sie nicht als Feinde behandelt seyn wollten. Die niederländische Flotte landete auf den canarischen Inseln und man fing nun an selbst nach Ostindien zu handeln, welches auch bald, zu ihren Vortheil und den Spaniern zum großen Schaden gelang. Nicht weniger eifrig ward die Seekaperei von beiden Seiten ausgeübt. Um nun die Flanderer daran zu verhindern, ging das Landheer unter dem Prinzen Moritz in dieser Provinz. Nachdem er bei Nieuport die Spanier geschlagen hatte, die Spanischen Truppen wie gewöhnlich aus Mangel an Sold rebellirten, während Moritz die Seinigen durch eine ordentliche Vertheilung auf die Staaten immer richtig besolden konnte, wuchs die Hofnung, Ostende, welches von dem Erzherzog seiner Wichtigkeit wegen belagert ward, zu entsetzen. Aber dieses mißlang und Ostende ergab sich endlich nach einer Belagerung, merkwürdig durch ihre Dauer und die dabei vorgenommenen Anstrengungen von beiden Seiten. Die Garnison hatte sich so tapfer vertheidigt, daß, als endlich Spinola dennoch mit großer Mühe und Arbeit in dem Hafen einen Damm erbaut hatte, der alle Ein- und Ausfuhr verhinderte, und ein Entsatz vom Lande nicht thunlich war, seinen Einzug mit dem Erzherzog hielt, man nichts als einen leeren Platz voll unförmlicher Hügel und Graben fand. Die Ein-

wohner selbst begaben sich nach Sluis, um nicht lange einen Schutthaufen zu bewohnen, wo während einer jährigen Belagerung 100,000 Menschen ihr Grab gefunden hatten. Auch machte der neue König von England Jacob Frieden, welches nun auch die Folge hatte, daß die Spanier suchten, jetzt ihre Truppen über die See von Spanien nach den Niederlanden, als auf einem kürzern Wege zu führen. Aber glücklicherweise vernichteten die Holländer gleich den ersten Transport und verleideten den Spaniern diesen von Spinola gemachten Vorschlag. Auch erhielt ihre Flotte einen Sieg unter dem tapfern Admiral Heemskerk, über die Spanische bey Gibraltar.

Dieses Glück zur See half den Holländern, die zu Lande gegen Spinola nicht viel ausrichteten, am meisten, sie machten nemlich den Geldmangel der Spanier immer drückender. Die amerikanischen Flotten waren immer in Gefahr aufgefangen zu werden, und konnten also nicht ankommen, die portugiesische Handlung ward immer mehr zerstöhrt, ein neuer Krieg drohete in Italien. Das Uebel, wenn die vereinigten Staaten zuletzt in der Noth sich Frankreich ergäben, schien größer, als ihnen Selbstständigkeit zuzugestehen, und Spinola unterstützte diese Vorstellungen des spanischen Hofes durch sein Zureden. Der Erzherzog und Isabella gingen die Bedingung ein mit den Niederländern als freien Völkern

zu handeln. Spanien und der Erzherzog ließen es sich gefallen den Titel und das Wappen der vereinigten Niederlande abzulegen und schlossen einen Waffenstillstand auf 12 Jahr. Holland hatte die mitten in seinen Kriegen erworbene Handelschaft nach Ostindien gegen Philipp behauptet und sah sich unter die Reihe selbstständiger Staaten gesetzt, deren Freundschaft von den andern längst schon bestehenden Mächten Europens gesucht ward.

3.

Die Remonstranten.

(Seit 1608.)

Der Waffenstillstand war eigentlich ganz gegen Moritz Willen von Oldenbarneveld durchgesetzt, denn der Prinz wünschte den Krieg fortgeführt, indem er ein größeres Uebergewicht in der Regierung sich allmälig aneignen zu können hoffte. Es entstand daher zwischen beiden eine Eifersucht, die um so stärker war, jemehr jeder von ihnen gleiche Ansprüche auf Dankbarkeit der Nation machte. Das Feuer der Eifersucht glühte so lange in der Asche, bis eine ganz fremdartige

Materie daran stieß, und es zum hellen Ausbruch brachte. Dies war ein Religionsstreit.

Zu Leiden wohnten zwey Doctoren der Theologie, Jacob Arminius und Franz Gomarus, welche über die Lehre von den göttlichen Rathschlüssen ganz verschiedener Meinung waren. Der eine lehrte, es sey Gott lieb, wenn alle Menschen gut würden, er zwinge aber niemanden dazu; wo sich indessen jemand bekehre, und sein Vertrauen auf Christum setze, dem vergebe er seine Missethat, und schenke ihm das ewige Leben. Gomarus behauptete dagegen mit Calvin, es sey durch einen ewigen göttlichen Rathschluß bestimmt, welche Menschen selig, und welche verdammt werden sollten; Gott ziehe daher seine Auserwählten durch die wunderbarsten Mittel zur Besserung, und lasse andere geflissentlich in ihren Sünden. — Beide Lehren verbreiteten sich bald durch die Schüler jener Männer im ganzen Lande, doch fand die letztere bey weitem die meisten Anhänger. Auf allen Kanzeln hörte man jetzt vom Rathschlusse Gottes predigen, und in allen Bierhäusern darüber disputiren. Aus den Disputen wurden Schlägereien und aus den theologischen Streitern bürgerliche Factionen. Sogleich knüpfte sich nun der alte Haß an die neue Gelegenheit an, und Oldenbarneveld hatte sich nicht sobald für die Arminianer erklärt, als Moriz öffentlich die Partey der Gomaristen

nahm. Jene übergaben, als der schwächere Theil, den Staaten von Holland eine Vorstellung (Remonstrantie) und baten, daß man sie in einer rechtmäßigen Synode hören, und wenn kein Verein möglich wäre, ihren Gegnern wenigstens Stillschweigen auflegen möchte. Dagegen überreichten die Gomaristen eine Contraremonstrantie, worin sie jene Mamelucken und Teufel nannten, und sie mit den Cananitern verglichen, die Gott zu vertilgen befohlen, und mit den Baalspfaffen, die Elias geschlachtet habe. Seitdem nannte man die beiden Parteien Remonstranten und Contraremonstranten. Der Streit erhielt eine solche Wichtigkeit, daß der König Jacob I. von England, den solche Sachen sehr interessirten, sich darein mischte, und den Nachfolger des Arminius (er selbst war schon gestorben) in einem Schreiben an die Staaten des Feuers würdig erklärte.

Die Stadt Rotterdam hatte damals einen jungen, sehr gelehrten und klugen Pensionär (Agenten) Namens Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt. Auf den Rath dieses Mannes erließen die Staaten von Holland im Jan. 1614 ein Edict, worin sie den Predigern befahlen, den Streit über die Vorherbestimmung auf keine Weise mehr unter das Volk zu bringen, und sich mit einander in Liebe und Einigkeit auszugleichen. Die Remonstranten unterwarfen sich dieser billigen Verordnung sogleich.

nicht aber die Contraremonstranten. Diese schrieen vielmehr laut, dadurch sey das Predigen der Wahrheit verboten.

Weil die Remonstranten jetzt ihres Lebens nicht mehr sicher waren, so drangen sie nicht nur mit wiederholtem Ernst auf eine allgemeine Synode, sondern nahmen auch zu ihrem Schutze eine eigene Stadtwache an, Waardgelders genannt, die sie gegen alle bürgerliche Beeinträchtigungen schützen sollte. Beides betrachtete der Statthalter als einen Eingriff in seine Rechte und als eine Beschränkung seines Ansehens. Da er erfuhr, daß Oldenbarneveld zwey Gesandte, die Pensionäre von Leiden und Rotterdan, Hogerbeets und Hugo de Groot, nach Utrecht schicken wolle, um daselbst die Aufhebung der Stadtsoldaten, die er befohlen hatte, zu hindern, so ließ er beide aufgreifen und gefangen nach dem Haag bringen. Auch Oldenbarneveld selber ward eingezogen, desgleichen der Staatssecretär Ledenberg, der die Errichtung der Waardgelders zuerst in Vorschlag gebracht hatte. Morizens Maaßregeln waren so entschlossen genommen und durchgeführt, daß das Volk, ungeachtet es laut über die Ungerechtigkeit schrie, doch nichts zur Rettung dieser treflichen Männer wagte. Er ging darauf noch weiter. Alle remonstrantisch gesinnte Obrigkeiten wurden abgesetzt. Dann ward

jenen vier Gefangenen als Revolutionären der Proceß gemacht. Ledenberg brachte sich selbst ums Leben, da man ihm mit der Folter gedroht hatte. Oldenbarneveld mußte vor vier und zwanzig Richtern erscheinen, zu denen man seine ärgsten Feinde ausgesucht hatte. Es versteht sich, daß sie ihn aus tausend Gründen, von denen kein einziger erwiesen war, zum Tode verurtheilten. So endigte der 72jährige Greis sein rühmliches Leben, von dem er die Hälfte dem treusten Dinste seines Vaterlandes geopfert hatte, auf dem Blutgerüste (13. May 1619). Hogerbeets und de Groot wurden zum ewigen Gefängnisse verurtheilt, aus welchem der letztere durch seine treue und verschmitzte Gattin gerettet ward, die ihn in einer Bücherkiste vor den Augen seiner Wächter, die den Betrug nicht ahnten, heraustragen ließ *).

*) Er ging darauf nach Frankreich, wo ihm der König von Frankreich ein Jahrgehalt gab, welches ihm aber Richelieu, dessen Ungnade er sich zugezogen, nachher nahm. Oxenstiern machte ihn darauf zum schwedischen Gesandten in Paris, in welcher Würde er zehn Jahr blieb, immer mit mannichfaltigen gelehrten Arbeiten zugleich beschäftigt. Zurückgerufen nach Schweden von der Königin Christina, wollte ihm der Hof und das Clima nicht gefallen. Auf seiner Rückreise starb er zu Rostok 1645. Die alte Litteratur, die Theologie, die Geschichte (Annales belgic) die Phi-

Seitdem der Prinz von Oranien seinen politischen Zweck mit seinen Nebenbuhlern erreicht hatte, schliefen allmälig auch die religiösen Kämpfe mit den Leidenschaften ein, denen sie gedient hatten.

losophie. (Sein Werk über das Recht des Krieges und des Friedens) hat er mit Ruhm und Geist bearbeitet.

VIII.

Italien.

Italien hat in dem Zeitraum mit dem das 6. und 7. Buch begonnen, eine ganz neue Gestalt gewonnen. Jenes regsame Leben, aus dem Streben der Alleinherrschaft entstanden und durch die Mannichfaltigkeit der Staatsgestalten modificirt, ist verloren gegangen, und spanischer und französischer Einfluß kämpfen um dieses und in diesem Lande. Die Päpste wurden immer mehr Landesherrn, und ernstlicher ward der Zweck einen Kirchenstaat zu bilden. Ihre geistliche Gewalt und nothwendig ihr Reichthum hatte durch die Reformation verloren, und mit den Jesuiten an der Seite strebten sie durch ihre Missionen ihr Machtgebiet zu vergrößern und durch gleiche Waffen der Gelehrsamkeit, aber vergebens, den neuen Geist der auf dem Gebiete der Wissenschaft entstanden war, zu zerstören. Die Büchercensur ward ein neues Geschäft, das für sie entstand. In Italien selbst hatten sie seitdem Spanien

in Besitz Neapels war, um so mehr verloren, jemehr trotz des Zusammenhangs zwischen Katholicismus und spanischer Regierungsform von diesen die landesherrliche Rechte behauptet wurden. Obgleich nun in den vorigen Erzählungen der Kriege in Italien die Hauptveränderungen angegeben sind, so soll hier doch noch einzelnes nachgeholt werden, was einer besondern Auszeichnung bedarf.

I.

Der Kirchenstaat.

(1492 — 1605.)

Unter denen, welche am meisten zur Gründung desselben beigetragen heben, gehört unstreitig Alexander VI. Er war eigentlich ein Spanier, aus dem Geschlecht der Borgia und von Calixtus III. (siehe oben Theil V.) nach Italien gezogen und zu geistlichen Würden erhoben, so daß er zuletzt im Jahr 1492 auch Papst ward. Die Kühnheit und der Ehrgeitz, welcher seinen Verwandten und Gönner den Papst Calixtus III. ausgezeichnet hatte, war auch in ihm, und äußerte sich vorzüglich in der Idee welche er hatte, im Grunde auf Kosten des Kirchenstaats einen eigenen Staat zu errichten, für seinen mit

außerordentlicher Liebe von ihm umfangenen Sohn Cäsar Borgia. So wenig unerhört es war, bei den Päpsten Familie zu haben, so fiel es bei Alexander VI. auf, daß er das, was andere mit anständigern Namen von Vettern und Neffen bedekten, unbefangen enthüllte, und kein Geheimniß daraus machte, daß die beiden von ihm zu Kardinälen erhobenen Kinder der Rosa Vanozza, Johann und Cäsar Borgia seine Söhne seien, und unter diesen Cäsar, sein Liebling, der die Kraft des Spaniers mit dem wilden Feuer der Italiener bewunderungswürdig verband und schon früh alle seine Gespiele übertroffen hatte, in der Führung der Waffen, in der Kunst wilde Pferde zu tummeln und mit einem Hiebe den Kopf eines Stiers herunter zu hauen. Ein solcher kühner und kräftiger Mensch schien würdig der Stifter einer neuen Dynastie in Italien zu werden. Die Unruhen in Italien die der Papst Alexander VI. selbst veranlaßte, sollten ihm Gelegenheit geben, um im trüben zu fischen sein Netz auswerfend, nicht aus dem Schiffe Petri, sondern Borgias, wie ein Geschichtschreiber (Baco) sagt. Anfangs war es auf Neapel angesehen, wobei denen, welche der V. Theil noch erinnerlich ist, die Möglichkeit leicht begreiflich seyn wird. Aber der schlechte Ausgang und der unvortheilhafte Kampf mit Karl VIII. von Frankreich ist schon oben erzählt. Um aber, theils auf einem

andern Wege den mißlungenen Plan auszuführen, theils um zugleich gegen französische und andere fremde Eingriffe künftig einen festen Haltungspunkt zu haben, richtete er nun seine Aufmerksamkeit auf den Kirchenstaat, aus dem aber, wenn er zu einem kräftigen Punkte sollte gemacht werden, die aus den vorigen Theilen bekannten Vicarien oder kleinen Tyrannen, welche diesen Staat ganz zerstückelt hatten, vertrieben werden mußten. Johann Borgia, Herzog von Gandia, der älteste Sohn des Papstes ward nun an die Spitze der päpstlichen Soldaten gestellt, um dies auszuführen, und um ihn furchtbarer zu machen und mehr Kräfte zu geben ward Benevent zu einem Herzogthum erhoben, und Johann Borgia damit beschenkt. Aber die baldige Ermordung dieses Johanns, als er eines Abends von einem Familienschmause auf der Villa seiner Mutter Vanozza, zurückkehrte, zerstörte diesen Plan, oder vielmehr gab seine Ausführung in die Hände des andern Sohnes Cäsar Borgia, dem man sogar als Urheber dieses Mordes nennt, und dieses Verbrechen noch schrecklicher macht durch die Vermuthung, daß es aus Eifersucht gegen seinen Bruder über ihre Schwester Lucretia Borgia geschehen sey. Indessen liegt die Vermuthung fast noch näher, daß es durch irgend einen von jenen bedrängten Vi-

karien konnte geschehen seyn, der die Wichtigkeit und Gefährlichkeit eines solchen Menschen kannte.

Alexander VI. empfand diesen Verlust für seine Liebe und seine Zwecke so tief, daß er vor Traurigkeit über diese Nachricht sich 3 Tage lang allem Umgang entzog, nicht aß und nicht schlief. Indessen erbte nun Cäsar die Güter und Würden des Ermordeten und zugleich seine Plane. Diese wurden jetzt von der veränderten Lage der Dinge begünstigt. Ludwig XII. war seit 1498 König von Frankreich geworden, und brauchte wegen der oben erzählten Ehescheidung, des Papstes Beistand wofür er den seinigen dem Papste anbot. Cäsar reisete selbst nach Frankreich, erhielt eine französische Prinzessin zur Frau, den Titel eines Herzogs von Valentinois und 10,000 Livres jährlicher Einkünfte. Die französischen Truppen, die um diese Zeit Mailand eroberten, unterstützten nun auch Cäsar Borgia, während sein Vater der Papst gegen die einzelnen kleinen Tyrannen in Romagna, der Mark Ankona und Umbria die kräftigsten Bannbullen erließ. Beides wirkte so mächtig, daß auch in kurzem die Städte Pesaro, Imola, Rimini, Faenza, Forli, Camerino und Urbino erobert wurden.

Zu allen diesen Unternehmungen bedurfte es aber des Geldes, das nicht mehr so reichlich wie ehemals aus den christlichen Staaten floß. Zur

Ersetzung dieses Mangels hatten die Päpste schon mancherlei neue Mittel erfunden, worunter das oft schon genannte Jubiläum auch gehört, das auch Alexander VI. brauchte. Aber weder dieses noch die geistlichen Zehnten die vorwändlich zum Behuf des Türkenkrieges eingefordert wurden, reichten hin. Andere Mittel mußten erwählt werden, die zugleich mit der Idee eines geistlichen Monarchen in Widerspruch standen. Denn geistliche Würden wurden an die Meistbietenden verkauft, ja man benutzte allerhand Veranlassung reichen Prälaten durch List und Bosheit anzukommen, und so ihre Güter zu confisciren. Das Mißvergnügen welches dadurch bei den Bedrohten oder Bedrückten entstand, ermangelte nun nicht den Papst in ein gehässiges Licht zu stellen, und die Bachanalien seines Hofes, so wie die Ausschweifungen seiner Familie, welche die Gluth südlicher Heftigkeit und Sinnlichkeit noch zu übertreiben schienen, wurden zu Anklagen, die das Andenken dieses Papstes mehr als jedes andern geschändet haben.

Cäsar und der Papst aber ließen sich nicht irre machen, der erstere streuete auch den Saamen der Uneinigkeit im Florentinischen und wollte nun auch gegen Johann von Bentivogli losgehen, den Tyrannen von Bologna, welche Stadt Cäsar zur Hauptstadt seines neuen Reichs zu machen gedachte. Nun wurde die Furcht über

seine

seine Herrschaft um so größer, und zu Perugia hielten mehrere dieser noch übrigen kleinen Fürsten, Baglioni zu Perugia, Antonio von Venafro, Petrucci von Siena, Oliverotto von Fermo, Vitelli und Orsini eine Zusammenkunft, auf welcher man übereinkam den Bentivoglio nicht im Stich zu lassen, und um kräftigeren Beistandes willen sich von Florenz Hülfe zu erbitten. Bei der Nachricht von dieser Versammlung wurden nun auch die Städte unruhig, welche sich schon Cäsarn unterworfen hatten. Der Herzog von Valentinois ward besorgt, da er ohne Truppen war, aber Florenz aus Haß gegen die Vitelli und Orsini bot ihm seine Dienste an, und der König von Frankreich schickte ihm Soldaten. Indessen hielt es Cäsar Borgia doch für dienlicher nach Lysanders Ausdruck: die Löwenhaut abzulegen, und den Fuchspelz anzuziehn. Er stellte sich geneigt zu einem Frieden und zu einer Unterhandlung, bei welcher um somehr versprochen wurde, je weniger Cäsar zu halten gedachte. Zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen Sinigaglia lud er jene nun zu sich und ordnete alles so schlau ein, daß sobald sie ihm nahe würden gekommen seyn, seine Begleiter sie bewachen mußten, worauf sie denn alle sobald sie in das Zimmer Borgias gekommen waren, gefangen genommen wurden und sämmtlich heimlich hingerichtet (1502). Der Papst hatte indessen in Rom sich

der beider andern Mitglieder der Familie Orsini der angesehensten im Kirchenstaate bemächtigt. Beide, der eine Kardinal, der andere Erzbischof, wurden eben so, als sie nach dem päpstlichen Pallaste kamen, ergriffen und ins Gefängniß gesetzt, wo sie nach einer harten Behandlung bald starben.

Während nun Cäsar Borgia zugleich auf Spaniens und Venedigs Hülfe rechnend seinem Ziele näher ging, und im Stillen auf Florenz und von neuem auf Bologna sein Augenmerk wandte, wurden alle seine Hofnungen durch den Tod des Papstes vernichtet, der ganz unvorhergesehen war, weil er kein natürlicher war. Auf einem Weinberge nemlich sollte mit einem grossen Abendessen eine neue Promotion von Kardinälen gefeiert werden, und man sagt, Alexander habe bei diesem Feste alle diese Kardinäle vergiften wollen, sei aber in seine eigene Schlinge gefallen. Denn als er zuerst dort angekommen mit seinem Sohn, und wegen der Hitze des Tages durstig, trinken wollte, habe der Mundschenk von den Flaschen, welche der Herzog von Valentinuis ihm zu jenem von diesem nicht gekannten Behufe eingehändigt hatte, eingeschenkt. Beide hätten nun, gewiß sehr unvorsichtig, wenn sich die Sache genau so verhält, ganz unbefangen getrunken. Das ist aber gewiß, daß der Papst die Folgen des Giftes, das ihm seine Feinde eben

so gut konnten gegeben haben *), bald empfand, und nicht lange darauf starb (1503). Cäsar Borgias stärkere Natur widerstand der Wirkung des Giftes und er wurde bloß krank. Allein diese Krankheit verschlimmerte die Folgen, welche seines Vaters Tod für ihn hatte. Denn er ward verhindert schleunige Vorkehrungen zu treffen und einen bedeutenden Einfluß in die schnell auf einander folgender Papstwahlen auszuüben. Er sah sich daher sehr bald seines Staates, da die Nachbaren und vorigen Besitzer zugriffen, beraubt, bald auch seiner Freiheit, als ihn Gonsalvo von Corooa, dem er sich, sein Leben und seine Hofnungen anvertraut hatte, gewiß vorzüglich der letztern wegen gefangen setzte und nach Spanien schickte, endlich auch seines Lebens, als er aus seinem Gefängniß entwischt und zu seinem Schwager dem Könige von Navarra entflohen, in einem Kriege des Letztern fiel (1506).

So war sein ganzes Streben vernichtet, aber die Idee desselben wurde von dem zweiten Nachfolger seines Vaters aufgefaßt und für die Kir-

*) Denn früher schon hatte man einen ertappt, welcher den Papst vergiften wollte, weil er gewußt war seine Antwort, daß auf diese Weise allein Imola, Forolivium und andere Städte von der Herrschaft Cäsars frey sein, und ihren alten Besitzern zurückfallen würden.

che weiter fortgeführt. Dies war Julius II. dessen kriegerischer Sinn und kräftige Kühnheit recht gemacht war, in dem Tumulte dem Italien unterlag dem Kirchenstaate vortheilhafte Dienste zu leisten. Wir brauchen nur zu erinnern an das oben schon Erzählte, wie geschickt er die Ligue von Cambray zu benutzen wußte, den Venetianern Faenza, Cervia, Ravenna und andere Städte abzunehmen, und wie er bei den Bedingungen, unter welchen er ihnen seine Gunst wieder schenkte, die Vortheile des Papstes und des weltlichen Regenten wahrzunehmen wußte, indem er von ihnen verlangte, daß sie über keine geistliche Pfründen und Würden verfügen sollten, den Unterthanen der Kirche freie Schiffarth auf dem adriatischen Meere geben, ihre Schiffe nicht mehr untersuchen u. s. w. Daß er den Herzog von Ferara, Alphons von Este zwingen wollte, kein Salz mehr in Comachio zu machen, da mit die päpstliche Salzfabrikation in Cervia größern Absatz haben möchte, war eben so sehr ein Finanzplan, als ein Mittel Frankreich anzuzapfen, welches aus Italien zu vertreiben sein großer Plan war. Wenn es ihm alsdann auch mit Spanien gelungen, und Neapel mit dem päpstlichen Stuhle verknüpft worden wäre, dann glaubte Julius als weltliche Macht den Papst mit größerem Nachdrucke spielen zu können. Aber sein 1513 erfolgter Tod zerstörte des 70jährigen

Greises jugendlichen Plan. Ihn auszuführen gelang seinen Nachfolgern nicht. Die unter dem folgenden Papste Leo X. aus dem Hause Medicis, ausgebrochene Reformation, zerstörte die geistliche Macht, die zur Bildung der Weltlichen würde gedient haben, gewaltig. Wagte es doch Karl V. den Papst Clemens VII. sieben Monate gefangen zu halten, und obgleich Paulus III. den Jesuitenorden als ein neues Schild gegen den neuen Feind bestätigte, so mußte doch auch er und seine Nachfolger nicht wenig Aufmerksamkeit, List und Kunst anwenden dem tridentinischen Concilium (1542 — 1563) eine dem päpstlichen Ansehn und der herrschenden Kirche nicht nachtheilige Wendung zu geben. Bücherverbote und Inquisitionen konnten den geheim wirkenden Geist nicht unterdrücken, ein Papst wie Pius V. voll von den Ansprüchen der geistlichen Macht, gab durch seine Nachtmalsbulle (in coena Domini 1567) gegen welche sich alle katholischen Fürsten setzten, mehr eine Erinnerung an das, was die Macht einst gewesen war, als eine Prophezeihung dessen was sie sein werde, und ein so kräftiger die Zeitumstände ohne Vorurtheil benutzender Papst wie Sixtus V. hat dennoch desto und bedeutender als Regent denn als Papst gewirkt, wie sein Leben, das wir hier noch erzählen wollen, zeigen wird.

Sixtus V. war der Sohn eines armen Landmanns ohnfern dem Flecken Montalto, in der Mark Ancona, Namens Peretti, und wie er spaterhin selbst zu scherzen pflegte, in sofern aus einem durchlauchtigen (illusti) Hause als sein vaterliches Dach zerlöchert war, und mithin ringsumher durchleuchtet wurde (illustraretur). Weil seine Eltern ihn nicht lange ernähren konnten, so gaben sie ihn im neunten Jahre seines Alters zu einem Pachter, dessen Schweine er hüten mußte. Einem vorbeireisenden Franciskaner, der nach Ascoli gehen wollte und vom Wege abgekommen war, entdekte er, indem er ihn auf den rechten Weg zurückbrachte, seinen Wunsch, daß ihn ein Mönch in Dienst nehmen und Gelegenheit zum Lernen geben möchte. Jener aus seinen Antworten merkend, daß dieser Wunsch aus großer Empfänglichkeit für innere Thätigkeit hervorging, nahm ihn mit in das Kloster Ascoli, wo er in seinem 13 Jahre (1534) völlig als Mönch eingekleidet wurde, und als ahndete er gleichsam das Ziel das auf diesem Wege seiner wartete, seinen Taufnahmen Felix (glücklich) nicht ändern wollte, trotz der hergebrachten Sitte. Hier legte er sich auf alte Sprachen, Rhetorick, Philosophie und Theologie, und zeichnete sich überall, wohin er kam, durch den eifrigsten Fleiß und durch eine fast eigensinnige Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten aus. Er wechselte aber oft mit

den Klöstern und Städten, denn eben dieser Eigensinn, und ein Streben andere tadeln und beherrschen zu wollen, machten ihn überall verhaßt. Besonders ärgerte er die Mönche mit seiner Disputirsucht, indem er jeden herausfordeete, und vermöge seiner großen Geistesgewandheit und Fertigkeit im Disputiren gewöhnlich immer den Sieg davon trug. Diese Anmaßung, verbunden mit seiner wirklichen Ueberlegenheit, drückte die trägern und ungeschickteren Mönche höchst empfindlich. Bald verklagten sie ihn bey den Obern, bald rächten sie sich selbst an ihm, indem sie z. B. das Grunzen der Schweine nachahmten, um ihn an seine vorige Beschäftigung zu erinnern.

In seinem 25sten Jahre (1544) ward er Vorleser des geistlichen Rechts zu Rimini, 1546 zu Siena, und 1548 erhielt er im Kloster zu Fermo die Doctorwürde. Die große Geschicklichkeit, mit der er theologische Sätze wider die Gegner verfocht, und verschiedene schriftstellerische Versuche machten ihn von nun an immer bekannter, und zogen ihm bald hierhin bald dorthin einen Ruf als Lehrer zu. Endlich kam er nach Rom, und erwarb sich dort durch seine Predigten sogar die Freundschaft des berühmten Ignatius von Loyala. In Venedig, in Perugia, in Neapel — überall hielt man ihn für einen klugen und gelehrten Mann, aber auch für

einen unerträglichen Streiter, und fast immer war der Haß seiner Vorgesetzten die Ursach, warum er jeden Ort so bald wieder verließ. Seine bekannte Unnachgiebigkeit verschaffte ihm endlich 1557 den Posten eines Inquisitors oder Ketzerrichters im venetianischen Gebiet. Hier kam er mit dem Senat bald so hart zusammen, daß der Zänkereien gar kein Ende war, und er sich nach zwey Jahren schon wieder entfernen mußte. Er kam zu einem tumultuarischen Auftritt in Rom an. Papst Paul IV. war eben gestorben, und der Pöbel, erbittert auf die Inquisition, öfnete alle Gefängnisse derselben, zerschlug und beschimpfte die herrliche Bildsäule des Papstes und hätte sich gewiß auch an seinem Leichnam vergriffen, wenn die Wache nicht so stark gewesen wäre. „Wäre ich jetzt in Venedig, sagte der Pater Felix zu seinen Freunden, so könnte mir dort leicht bey meinem Leben begegnen, was hier dem todten Papste wiederfährt.“

Dennoch sandte der neue Papst Pius IV. 1569 ihn noch einmal dorthin, und er ließ nichts von seinem Eifer nach. Bald forderte er einen zur Verantwortung vor sich, bald sprach er gegen einen andern den Bann aus, und als ihm der Senat bedeutete, daß jeder, dem der Inquisitor den Prozeß mache, doch eigentlich nach den Landesgesetzen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden müsse, ließ er eine heftige Schrift

gegen den Senat an die Markuskirche anschlagen. Aber darauf erfolgte schnell ein Befehl, ihn für diese Verwegenheit festzusetzen. Eben entwischte er noch zu rechter Zeit, und floh nach Rom. Hier entschädigte ihn der Papst bald durch andere Posten und einzelne ehrenvolle Aufträge. 1565 mußte er als Gesandschaftstheologe den Cardinal Buoncompagno begleiten, der als Legat nach Spanien ging. Hier verschaffte er sich bald ein großes Ansehen, und König Philipp II. vor dem er predigen mußte, wollte ihn durchaus zu seinem Hofprediger machen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab, und kehrte mit großen Geschenken nach Rom zurück.

Noch in demselben Jahre war Pius IV. gestorben, und Peretti's alter Freund, der Cardinal von Alexandrien, unter dem Namen Pius V. zu seinem Nachfolger erwählt worden. Pater Felix empfand die Wirkungen der neuen Macht seines Freundes schon unterweges, er ward nämlich zum Generalvicarius oder Oberhaupt des Franziscanerordens ernannt, erhielt bald darauf ein Bisthum, und endlich 1570 die höchste Gunst, welche der Papst ihm erweisen konnte, die Cardinalswürde. Da er kein Vermögen besaß, so fügte sein erhabener Freund noch ein ansehnliches Geschenk hinzu, und wies ihm ein Jahrgeld von 1200 Scudi an. Er ließ jetzt seinen Tauf- und Vaternahmen fahren, und nannte sich

von seinem Geburtsorte den Cardinal Montalto.

War er vom Stande des Schweinehirtenjungen so hoch gestiegen, wie hätte er nicht vom Cardinal zum Papst hinaufzurücken hoffen dürfen? In der That war dies jetzt sein einziger Gedanke, und das Ziel aller seiner Bestrebungen. Hatte er bisher in seinen Aemtern die größte Gewissenhaftigkeit, Strenge und Thätigkeit bewiesen, so fing er jetzt an, mit Bekämpfung seiner innersten Neigung den Gleichgültigen, Kalten, Nachsichtigen und Schwachen zu spielen; ja, da er nicht mehr fern vom funfzigsten Jahre war, stellte er sich von den Vorboten des Alters so früh überrascht, daß man ihn für weit älter hielt, als er wirklich war. Im Jahre 1572 starb endlich sein Gönner Pius V. nachdem er ihm noch zuletzt das Erzbisthum Fermo im Kirchenstaate ertheilt hatte. Der Cardinal Montalto schlich jetzt mit bescheidener Mine ins Conclave, stellte sich in den Ränken der vielfachen Parteien ganz unwissend, und versicherte jedem Cardinal, er wisse wahrlich nicht, wem er nach bestem Gewissen seine Stimme geben sollte; er halte sie alle für würdig, und wünsche nur soviel Stimmen zu haben, als Cardinäle wären. Diesmal gelang indessen seine List noch nicht; man wählte den Cardinal Buoncompagno (denselben, der als Legat in Spanien gewesen

war) und rief ihn unter den Namen Gregor XIII. zum Papste aus.

Auch unter dieser Regierung nahm Montalto die äußere Bescheidenheit und Genügsamkeit äußerlich an. Er fragte andere viel um Rath, drängte sich nicht zu Geschäften, und entzog sich sogar manchen, zu denen er berufen ward. Er sagte oft, er habe zu seinen drei Gelübden von jeher noch das der Dankbarkeit hinzugefügt, und dadurch machte er allen die Hofnung, als werde er es denen, die ihn einmal unterstützen würden, vorzüglich vergelten. Er stellte sich auch von aller Vorliebe für seine Verwandten weit entfernt, wodurch die Päpste sich gewöhnlich so verhaßt machen; ja als sein Neffe Franz Peretti einmal um seiner schönen Frau willen auf Anstiften eines Herzogs von Orsini auf der Straße ermordet ward, und alle Cardinäle ihm darüber ihr Beileid bezeugten, schien er sehr gefaßt dabey zu seyn, und veränderte sein ruhiges Betragen selbst gegen den Mörder nicht. Bey dem Volke suchte er so sehr das Ansehen eines wohlthätigen Menschenfreundes zu erlangen, daß er sogar einiges Silbergeschirr aus seiner Hauskapelle versetzen ließ, um nur recht viel Geld zu Almosen übrig zu haben. Gegen seine Collegen war er äußerst verbindlich und dienstfertig, er ehrte nnd lobte sie oft, und ließ von seiner angestammten Sucht zu herrschen nichts mehr sehen. Seit seinem

6osten Jahre fing er an zu husten und an einem Stock zu gehen, und sprach viel von seinem nahen Tode. Er bewohnte ein stilles Landhaus vor der Stadt, und beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten.

Endlich starb Gregor XIII. am 10 April 1585. Nicht leicht waren in einem Conclave die Parteien so getheilt gewesen als in diesem, und dies war Montalto's Glück. Als man sich über die vornehmeren Cardinäle nicht vereinigen konnte, traten einige vielbedeutende Männer zum Besten dieses ärmeren und schwächern Bruders zusammen, und ohne die Stimmen schriftlich zu sammeln, rief man ihn in der Capelle auf dem sogenannten Wege der Adoration laut zum Papste aus. Als die Wahl geschehen war, sah man den gebückten, keichenden Greis seine Krükke rasch wegwerfen, und mit der Munterkeit eines kraftvollen Mannes dastehn. Das Volk erstaunte über seinen majestätischen Gang, als der feierliche Zug ihn in die Peterskirche führte, und ein Cardinal konnte sich nicht enthalten, in seiner Gegenwart über sein verändertes Ansehen eine Bemerkung zu machen. „Monsignor, sagte Sixtus darauf (denn diesen Namen wünschte er zu führen), als wir noch Kardinal waren, gingen wir mit gebeugtem Nacken, weil wir die Schlüssel des Himmels auf der Erde suchten; jetzt, da wir sie gefunden haben, sehen wir gen

Himmel auf, weil wir auf der Erde nichts weiter nöthig haben." Bey dem Gastmahle, das er den vornehmsten Cardinälen bald nach seiner Thronbesteigung gab, und bei welchem sich viele an ihn drängten in der Hofnung zu seinen Vertrauten erwählt zu werden, legte er ihnen den Spruch: „du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine," mit solchen Nachdruck aus, daß keiner mehr daran dachte, sein Mitregent seyn zu wollen. Er litt es nicht einmal, daß sie etwas zu seiner Bequemlichkeit in seinem Pallaste anordneten, und gab sogleich selbst eine Menge Befehle, die von großer Klugheit und Herrscherkunst zeugten.

Wie erstaunten die betrogenen Cardinäle! Wer hätte auch an eine fast dreißig Jahre lang fortgeführte Verstellung glauben sollen? Jetzt zeigte sich ganz der alte Inquisitor wieder, und die Neigung zum Herrschen brach nun so lebhaft aus, daß ganz Rom davon erschrocken war. Und wahrlich, er war zum Herrscher geboren. Er hatte, sagt ein Zeitgenosse von ihm, eine bewundernswürdige Kraft in seinen Ausdrücken, und wenn er gar im Zorne sprach, und dazu seine schrecklichen Blicke funkeln ließ, so schien es, als wenn er donnerte. Selbst seine Milde war mit einem furchtbaren Ernste vermischt. Als jener Orsini, der Mörder seines Neffen, ihm seinen Glückwunsch abzustatten kam, berührte Sixtus

jene That ganz leise und fügte dann hinzu: „So wie wir Dir alles verzeihen, was du dem Hause Peretti Böses zugefügt hast, so werden wir Dir das doch nie vergeben, was Du gegen den Sixtus begehen solltest. Geh sogleich, und entlaß aus Deinem Gebiete alle Banditen, denen Du bisher Aufnahme und Schutz zugestanden hast. Geh und gehorche!" Der stolze und mächtige Herzog gehorchte nicht bloß, sondern verließ sogar aus Furcht den Kirchenstaat.

Es war gewöhnlich, daß am Krönungstage eines Papstes Geld unter das Volk ausgeworfen wurde. Sixtus befahl, um die Mißbräuche dieser Wohlthat zu verhüten, daß das bestimmte Geld den Armen und Kranken in die Häuser und Spitäler gebracht werden sollte. Auch das am Krönungstage gewöhnliche prächtige Gastmahl stellte er ein, weil ihm diese Verschwendung bey dem damaligen Mangel an Lebensmitteln übel angebracht schien. Noch ernstlicher eiferte er gegen die Sitte, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen sitzenden Verbrecher loszulassen. Dadurch wurden viele sehr übel getäuscht. Liederliche Menschen nämlich, die den Nachsuchungen der Obrigkeit bis dahin noch entgangen waren, pflegten sich nun von selbst einzulassen, um der allgemeinen Verzeihung mit theilhaftig zu werden, und nachher aller Verantwortung quitt zu seyn. „Wie? rief Sixtus, als

man ihn deshalb fragte, ist es euch noch nicht genug, daß die Richter 13 Jahre hindurch geruht haben *). Nicht Gnade, Gerechtigkeit ist noth, und damit jedermann sehe, daß uns Gott deswegen auf St. Peters Stuhl erhoben habe, daß wir die Guten belohnen und die Lasterhaften bestrafen sollen so wollen wir schlechterdings daß gleich an unserm Krönungstage viere der Strafbarsten ihr Urtheil empfangen sollen." Zugleich ward dem Statthalter und seinen Unterbedienten angedeutet, daß sie für jeden Gefangenen, der sich retten würde, eine ansehnliche Strafe erlegen müßten. Den Cardinälen, die für die Verurtheilten bitten wollten, sagte Sixtus, er sey nicht nur fest entschlossen, die Verbrecher strenge zu bestrafen, sondern auch die genaueste Untersuchung anzustellen, von wem sie bisher beschützt worden wären, und wer sie noch beschützen wolle, um es an diesen ebenfalls mit Schärfe zu ahnden.

In der That hatten während der schwachen Regierung Gregors XIII. die Straßenräuber und Banditen im päpstlichen Gebiete ordentliche Zünfte ausgemacht, und waren bey den Kämpfen der verschiedenen Factionen der adeligen und höhern Geistlichen oft compagnieweise in Sold

*) So lange hatte nämlich die äußerst elende Regierung des vorigen Papstes gedauert.

genommen worden. Die frechsten Gewaltthätigkeiten wurden ungestraft verübt, ganze Palläste, ja Dörfer und Flecken ausgeplündert, und die abgesandten Gerichtsdiener zum Fenster hinausgeworfen. Außerdem sah man bey dem Mangel an polizeilicher Ordnung die höchste Ruchlosigkeit der Sitten, und Betrügereien und Ausschweifungen aller Art; Obrigkeiten trieben einen Handel mit Bedienungen, Mütter und Ehemänner mit ihren Töchtern und Weibern, und die große Armuth des Volks begünstigte die Lasterhaftigkeit nur noch mehr.

Gregor XIII. hatte, um den Banditenunfug zu steuern, zahlreiche Kriegsvölker zu Fuß und zu Pferde durch seine Staaten zerstreut, ja noch 800 fremde Soldaten aus Corsika kommen lassen. Allein diese dienten den Banditen nur zur Kurzweil, und verstanden sich bald mit ihnen. Kaum war Sixtus Papst geworden, als er alle diese unnützen Waffenknechte abschaffte, ja sogar die Zahl der Häscher um die Hälfte herunter setzte. Er wollte zeigen, daß er sich selbst genug sey. Nicht viel Gesetze geben, aber die gegebenen auf das strengste vollziehen, war seine weise Maxime. Ein junger Mensch war eingezogen worden, weil er ein Frauenzimmer gewaltsam entführt hatte. Der Oheim des Schuldigen glaubte, weil er dem Papste ehemals Gefälligkeiten erzeugt habe, seine Lossprechung

leicht

leicht erhalten zu können, allein Sixtus antwortete ihm: „Ich erinnere mich Deiner Freundschaft mit Vergnügen, doch dieses geht Deinen Neffen nichts an. Willst Du sein Fürsprecher seyn, so sey es bey Gott für seine Seele.“ Wirklich wurde der junge Mensch in kurzem vor dem Hause aufgehängt, aus welchem er das Mädchen entführt hatte, und als Sixtus erfuhr, daß die Richter sich hatten bestechen lassen, um der That bey der Untersuchung eine unschuldigere Wendung zu geben, ließ er einen derselben auspeitschen, und den andern jagte er weg. Allen Gutsbesitzern und Gerichtspersonen ward scharf anbefohlen, auf die Banditen ein wachsames Auge zu haben, sich bey ihrer Erscheinung gleich zu vereinigen, die Sturmglocken zu läuten, und so viele todtzuschlagen oder zu fangen, als man bekommen könne. Alle Großen, die die Banditen auf irgend eine Art beschützen würden, sollten sammt ihren Familien auf immer aus dem Kirchenstaate verbannt, ihre Häuser und Schlösser geschleift, und ihre Güter eingezogen werden. Auch wurden Preise auf die Köpfe der Banditen gesetzt, und alle eingesandte Köpfe wurden über den Stadtthoren und zu beiden Seiten der Brücke bey der Engelsburg aufgesteckt. Einst ging der Papst durch die Stadt, und erblickte den Anführer der Landhäscher. „Wer bist du?“ fragte er ihn hastig. Zitternd sagte es jener

„Du Lügner! fuhr ihn der Papst mit fürchterlicher Stimme an, wie kannst du der Anführer der Landhäscher seyn, da du in der Stadt herumspazierst? — Werft ihn in Ketten!“ — Am Abend ließ er ihn zu sich kommen, und kündigte ihm Verzeihung an, wenn er ihm in 8 Tagen ein halbes Dutzend Banditen einbrächte. Freudig durchstrich der Häscherhauptman mit seinen Leuten die umliegende Gegend, und lieferte noch vor Ablauf der bestimmten Zeit vier lebendige Banditen nebst den Köpfen von drey umgebrachten, wofür ihn der Papst mit einer goldenen Kette beschenkte.

Viele hatten geglaubt, das sey nur das erste Feuer des neuen Regenten, welches bald genug verrauchen werde, aber diese irrten sich. Bis zu seinem letzten Athemzuge beseelt ihn dieser Eifer für die Ruhe seiner Staaten, und wirklich erreichte er auch seinen Zweck bewundernswürdig schnell. Was niemand möglich geglaubt hatte, sah man jetzt verwirklicht. Die größte Sicherheit war an die Stelle der ungeheuersten Verwilderung getreten, und noch war er kein Jahr Papst, als die Banditen beinahe rein vertilgt waren. Sie überschwemmten dafür die schlecht regierten Staaten der kleinen benachbarten Fürsten so sehr, daß einige der letztern sich deshalb laut beschwerten. Als man dies dem Papste hinterbrachte, sagte er: „Gut, sie mögen nur

meinem Beispiele folgen, oder mir ihre Länder abtreten; ich will die Banditen schon herausbringen." Es war sonst ein Hauptfest des Pöbels gewesen, einen Juden auf der Straße zu necken und zu zerzausen. Sixtus ließ einen Bedienten, der einem Juden nur zum Spaß den Hut ins Wasser geworfen hatte, öffentlich auspeitschen, und seitdem hatten alle Juden in Rom Frieden. Ein Edelmann aus Neapel trieb in Rom viel Ehebruch und Unzucht, und als er dafür eingezogen wurde, behauptete er, die römischen Gesetze seyen für ihn, als Ausländer, nicht vorhanden. „Gut, sagte Sixtus, so soll er an einen neapolitanischen Strick gehängt werden." Zaudern war ihm in allen Dingen verhaßt, und wer erst im Gefängnisse saß, der hing auch gewiß in wenig Tagen am Galgen.

Durch solche prompte Justiz hatte er sich so furchtbar gemacht, daß man sogar im Scherze wenn jemand etwas Verfängliches sagte, die drohende Erinnerung machte, daß „Sixtus regiere!" Ja, Mütter brachten mit dem Zurufe: „Sixtus kommt!" ihre unartigen Kinder zum Schweigen. Diese Furcht unterhielt er selbst sehr sorgfältig, indem er wirklich oft durch die Straßen ging, und auch wohl ein Heer von Spionen besoldete, die ihm alles anzeigen mußten. Ließ er doch wohl Verbrechen untersuchen, die lange vor seiner Thronbesteigung verübt worden waren, wel-

ches einem Spaßvogel Anlaß zu einer witzigen Pasquinade gab. Man fand eines Morgens die Statue des Apostels Petrus reisefertig angekleidet, und im Munde des gegenüberstehenden Paulus einen Zettel mit der Frage, warum er Rom verlassen wolle. „Dem Sixtus zu entfliehen, lautete die Antwort, ehe er mir für das Ohr, das ich dem Knechte in Gethsemane abgehauen habe, den Proceß mache."

Um indessen durch die bloße Strenge nicht zu erbittern, ließ Sixtus in seinen übrigen Handlungen den weisen Versorger seines Volks und den thätigen Beschützer der Gewerbe und Künste sehen. Er theilte zur Zeit der Theurung Getreide aus seinen eigenen Magazinen an die Aermsten aus, und wehrte allem Kornwucher, so daß die Preise nie allzu hoch werden konnten. Er gab den vielen Müßiggängern Arbeit, indem er die sehr verfallenen Wollenmanufakturen, und Seidenwebereien herstellte, und heruntergekommenen Arbeitern baare Vorschüsse gab, und da er hörte, daß das Unglück vieler Kaufleute daher rühre, daß die vornehmen Herren nach Belieben Waaren bey ihnen ausnähmen, und sie, wenn sie ihr Geld zu fordern kämen, mit Schlägen ablohnten, so befahl er einmal allen Kaufleuten, ihm die Schuldregister zu bringen. Wie hurtig liefen da die Schuldner in die Läden, und bezahlten noch in der Nacht ihre Rechnungen,

um nur den Papst nicht zum Gläubiger zu bekommen. Auch machte er sich durch das dankbare Andenken an alle diejenigen, die ihm einst im niedrigen Stande Dienste erwiesen hatten, sehr beliebt. Er vergaß keinen, und belohnte sie auf die edelste Art.

Endlich erwarb er sich auch große Verdienste um die Verschönerung der Stadt. Er legte in Rom sechs neue Straßen an, gab weise Verordnungen zur Erhaltung der Reinlichkeit, erweiterte den Pallast auf dem Monte Cavallo und den vatikanischen, und legte eine Wasserleitung an, die von 4000 Arbeitern in 3 Jahren zu Stande gebracht wurde. Sie führte der Stadt aus einer Entfernung von 13 Meilen in unterirdischen Kanälen und über gewölbte Bogen hin das klarste Wasser zu. Das Werk kostete über 300 000 goldene Scudi, und das Geld dazu war aus seinen eignen Ersparnissen genommen. Er war es ferner, der den kühnen Gedanken faßte, von den 40 ägyptischen Obelisken, die eine Zierde des alten Roms gewesen waren, jetzt aber in Trümmern lagen, einige wieder aufrichten zu lassen. Einer hatte sich noch ganz erhalten, allein er stand hinter der Sakristey der Peterskirche, und steckte fast zur Hälfte im Schutte. Mehrere Päpste hatten ihn schon wollen ausgraben, und an einen Ort bringen lassen, wo er besser ins Auge fiele, allein die Schwie-

rigkeit und Kostspieligkeit des Unternehmens hatte sie wieder abgeschreckt, denn der bloße Schaft dieses ungeheuren Granitkegels wog gegen 992,000 Pfunde. Der berühmte Baumeister Fontana vollbrachte dies Meisterstück der Maschinenkunst, diese entsetzliche Last durch die zusammengesetztesten Werkzeuge aus der Erde zu heben, und in 52 abgesetzten Bewegungen an ihren neuen Ort, den großen Platz vor der Peterskirche, hinzuschaffen. Achthundert Menschen und 140 Pferde wurden dazu erfordert. Der ganze Obelisk war in ein besonderes Gehäuse eingeschlossen, um nicht zu zerbrechen, und oben saß der Baumeister und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen. Jeder Hub verursachte ein Dröhnen, das dem Erdbeben und dem Krachen des Donners glich, und fast 2 Monate dauerte die Arbeit (1586). In den drey folgenden Jahren ließ Sixtus noch drey kleinere Obelisken ausgraben, zusammensetzen, und an schicklichen Plätzen aufrichten, wo sie noch zu sehen sind. Er vollendete endlich die berühmte Kuppel der Peterskirche *), dieses erhabenste Werk der neuern Baukunst, und trieb dabey nach seiner

*) Den Anfang des Baues dieser neuen Peterskirche hatte Julius II. gemacht, der sich des berühmten Baumeisters Bramante bediente. Leo X., Paulus III., Gregorius XIII. setzten diesen Bau fort.

Weise den Baumeister so sehr, daß das Ganze durch Hülfe von 600 Menschen, die zum Theil sogar des Nachts arbeiteten, in 22 Monaten zu Stande kam. Ein treffliches Hospital, eine Brücke, und verschiedene andere Gebäude, die zum Theil noch eine Zierde jener prächtigen Stadt sind, übergehe ich, und erwähne nur noch, daß er auch die vatikanische Bibliothek angelegt hat, die bis zur Plünderung der Franzosen eine der ersten in der Welt gewesen ist, und daß er den Anfang machte, die pontinischen Sümpfe austrocknen zu lassen, woran schon die alten Römer vergeblich gearbeitet hatten.

Soviel that ein Mann, der in seinem 64sten Jahre zur Regierung kam, und in seinem 69sten schon die Welt verließ! Ein Mann ferner, dessen ordentliche Einkünfte beim Antritt seiner Regierung nicht über 1,200,000 Scudi betrugen! Noch mehr, er legte in den drey ersten Jahren 3 Millionen Scudi (5 Mill. Thaler) in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für seine Nachfolger, den sie aber nur in außerordentlichen Fällen, die er genau bestimmte, sollten angreifen dürfen. Um ihn zu ersparen, vernachlässigte er sich selbst so sehr, daß er geflickte Hemden trug; und ein eigener Ausschuß von Finanzräthen mußte beständig mit ihm auf neue Mittel sinnen, seine Einkünfte zu vergrößern.

Außer dieser ungemeinen Sorgfalt für sein

Land, bemühete er sich ernstlich für das Ansehn und die Würde seines Stuhls und nahm daher thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln. Eifrig bemüht für den so oft vergeblich gemachten Vorsatz, Neapel an den päpstlichen Stuhl zu bringen, hatte er kein größeres Interesse als das spanische Haus zu schwächen. Er war schlau genug in dem Kampf der protestantischen Unterthanen mit den weltlichen Mächten und Regenten ein Schwächungsmittel der Letzteren zu sehen. Er unterstützte Philipp II. eifrig zu seinem Kriege gegen Elisabeth, um ihn in tiefere Händel zu verwickeln, und wer weiß was Sixtus nach der Zerstörung der unüberwindlichen Armade würde gegen Neapel haben ausrichten können, wenn er nicht gestorben wäre. Er hatte eben deshalb gegen Philipps Wunsch, gleichsam ein politisches Gleichgewicht ahndend, Heinrichs IV. Thronbesteigung nicht gemißbilligt, vorzüglich wenn er die katholische Religion annehmen würde. Er hielt ihn um so mehr für einen bedeutenden Gegner, je mehr er alle Achtung vor seinem Geiste fühlte. Eben so, obgleich er die Königinn Elisabeth in den Bann that, verbot er doch, bei Galeerenstrafe, Pasquille oder Satiren in Rom auf sie zu machen, und meinte daß man für ihre königliche Würde und Würdigkeit alle Achtung haben müsse.

Ganz Thätigkeit und Leben wie er war,

hatte er immer gern der Worte Vespasians gedacht, ein Kaiser müsse stehend sterben. So ließ er sich denn auch durch die immer näher rückende Krankheit nicht von seinen gewöhnlichen Geschäften abhalten, bis der Tod selbst ihn dabei überraschte. Der Pöbel aufgebracht über die neuesten Steuereditte, jubelte laut, und riß die Bildsäule seines größten Regenten nieder, in einem Taumel den man unvernünftig nennen könnte, wenn man nicht glauben wollte, daß das Volk einer Stadt welche schon zweimal die Hauptstadt einer Welt gewesen war, durch das Verhältniß zu den übrigen in Absicht seines Lebens, Handelns und Empfindens, zu anderen Wünschen sich gewöhnt hatte, als durch einen solchen Regenten befriedigt wurden. Die Eigenschaft und Thätigkeit indessen welche Sixtus so wie seine Vorgänger und auch seine Nachfolger, unter denen Clemens VIII. († 1605) Ferrara noch an den päpstlichen Stuhl brachte, in der Verschönerung dieser Hauptstadt durch herrliche Gebäude und andere Werke der Kunst bewiesen, war gewiß diesen Wünschen und Bedürfnissen angemessener. Denn hatte auch allmälig aufgehört die Wahrheit von diesem Mittelpunkt der Welt auszugehen, so sollte doch die Schönheit darin heimisch werden, und sie wurde es auch durch die Künstler welche diese Zeit und dieses Land

hervorbrachte, deren wir einige noch nennen wollen.

2.

Leonhard von Vinci.

(Geb. 1443, † 1518).

Ein Mann voll hoher Kraft und Lebensfülle, und früh angespornt zu dem edlen Ehrgeiz, das Höchste zu erreichen, das seiner Natur erreichbar sey. Zugleich aber auch ausgezeichnet durch die Universalität seines Geistes, der Wissenschaft und Kunst umfaßte.

Bei dem regen Leben welches Italien durchströmt hatte in den mannigfaltigen politischen Bestrebungen, war es wohl natürlich daß der Geist dieser Nation auch in der Kunst zu einer Individualität und zu eignen Schöpfungen gelangte. Ihrer Dichter haben wir schon im 5ten Theile Erwähnung gethan. Zugleicher Zeit hatten sich auch die ersten eignen Anfänge in der Mahlerei gezeigt. Die Väter der italiänischen Mahlerei waren Johann Cimabue, († 1300) der schon als Knabe stundenlang den griechischen Malern zugesehen hatte, und sein

Schüler Giotto († 1336) den er einst als Hirtenknaben von der Heerde weggenommen hatte, die der geistvolle Knabe während des Hütens abzuzeichnen pflegte. Beide waren Zeitgenossen und Freunde des großen Dichters Dante gewesen.

So früh wie bei diesen herrlichen Männern und überhaupt bey jedem Genie offenbarte sich auch bey dem Knaben Leonhard (geb. in dem Flecken Vinci im Arnothale unweit Florenz) eine außerordentliche Begierde, etwas herrliches zu schaffen, und damit vor allen andern hervorzuleuchten. Nichts war in ihm von der Trägheit schlaffer Kinder, die nur mit Unlust und gezwungen an die Arbeit gehen. Beschäftigung war sein Element, und was er Schönes und Nützliches sah oder hörte, das wollte er auch vollbringen können. Da er sich zuerst auf das Zeichnen warf, so folgte sein Vater dem Winke der Natur, und gab ihn einem treflichem Manne in Florenz, Andreas Verocchio, in die Lehre, der nicht nur Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich war, sondern auch ein herrliches Talent zur Musik, und gute mathematische Kenntnisse hatte. Dieser Mann mit seinen vielen Künsten kam dem ruhmbegierigen Schüler so beneidenswürdig vor, daß er mit Ernst beschloß, ihm eine nach der andern abzulernen. Ein unablässiger Fleiß und Nachahmungseifer hielt den

lebhaften Jüngling nun mehrere Jahre lang an die Werkstätte gefesselt, und endlich brachte ers dahin, daß der Meister ihn beneidete. Wenn er denn ganzen Tag gemeißelt, gezeichnet, gemahlt und Farben gemischt hatte, spielte er zur Erholung des Abends noch ein Paar Stunden auf der Geige, und dichtete artige Lieder. Er focht auch dabey trotz dem geübtesten Fechter, und tummelte zu seinem Vergnügen die wildesten Pferde. Alles that er mit Auszeichnung, und es stand ihm wohl an, denn die Natur hatte ihm ein edles Gesicht und einen kraftvollen Körper gegeben. Er war so stark, daß er ein eisernes Hufeisen wie Blei biegen konnte. Dabey war sein Gespräch geistreich und anmuthig, und erwarb ihm beim ersten Worte Aufmerksamkeit und Achtung.

Er raffinirte immer auf neue Schönheiten und Vortheile in den Künsten, die er trieb. Um Menschen und Thiere ihrem Bau nach gründlicher kennen zu lernen, legte er sich auf die Anatomie, und studierte an aufgeschnittenen Leichnamen die Lage der Sehnen, Adern, Muskeln und Knochen, und hat auch mehrere Werke über die Anatomie des menschlichen Körpers und des Pferdes hinterlassen. Um in der Baukunst etwas rechtes hervorbringen zu können, vertiefte er sich einmal drey Jahre lang in die Geometrie, Mechanik und Hydraulik, wie er denn auch in der

Folge vom Herzog von Mailand dazu gebraucht wurde, Kanäle zu ziehen, Brücken und Dämme zu bauen, Wasserleitungen anzulegen, und Berge zu durchstechen. Auch sind seine Werke über das Gleichgewicht und den Schwerpunkt redende Beweise seiner Kenntnisse. Mit Aufmerksamkeit betrachtete er gern und lange altes Gemäuer, schauerliche Felswände, u. dgl., um interessante Bilder für seine Phantasie einzusammeln. Merkwürdigen Physiognomien ging er oft durch ganze Straßen nach, und zeichnete sie dann zu Hause zum künftigen Gebrauch auf. Und wenn er arbeitete, so geschah es mit solchem eigensinnigen Fleiße daß auch das Allerkleinste vollendet seyn mußte.

In seiner Jugend erfreute sich seine Phantasie besonders gern an allerley wunderlichen und bizarren Zusammenstellungen. So malte er einmal einem Bauer einen Medusenkopf auf seinen Schild, um durch die gräulichen Glieder aller Arten von scheußlichen Insecten und Gewürmen, die in das Haar des Kopfes geflochten waren, den höchsten Grad des Schrecklichen zu erreichen. Auf einem Bilde, das die ersten Menschen im Paradise vorstellte, konnte man das wunderbare Gemisch der allerverschiedensten großen und kleinen Pflanzen und Thiere, die alle mit dem größten Fleiße, getreu nach der Natur kopirt waren, nicht genug bewundern.

Von seinen Kentnissen in der Mechanik gab er einen Beweis bei dem feierlichen Einzuge Franz I. in Mailand, denn er verfertigte bei dieser Gelegenheit einen hölzernen Löwen, der von selbst einige Schritte entgegen ging, und sich dann die Brust aufriß, in welcher eine Lilie zum Vorschein kam. Doch so etwas gehörte nur zu seinen Zeitvertreiben. Er schuf auch große Werke im edelsten Style, worunter ein Wandgemälde im Refectorium der Dominikaner zu Mailand, welches sich nur sehr beschädigt erhalten hat, das berühmteste ist. Es stellt das Abendmahl vor, bey welchem die zwölf Apostel in einer Reihe zu Tische sitzen, und jeder mit seinem ehrwürdigen Gesichte den Heiland zu fragen scheint; Herr, bin ichs? Der Ausdruck in diesen Köpfen ist über alle Beschreibung schön. Den Judaskopf ließ er lange unausgeführt, weil er in seiner Phantasie kein Bild finden konnte, das der Bosheit desselben hinlänglich entspräche. Der Prior des Klosters, ein widerwärtiger und unverständiger Mensch, konnte diesen Grund nicht begreifen, und schob die Schuld auf des Malers Trägheit. Dieser beschwerte sich zuletzt beim Herzog darüber, und gab endlich mit Bewilligung desselben aus Rache dem Judas das leibhaftige Gesicht des Priors, nur mit einiger Carikatur. Er malte auch Porträts, und zwar zur Musik; ein

treffliches Mittel, Leben und Heiterkeit in die Physiognomie zu bringen.

So lange Ludwig Moro sich in Mailand behauptete, genoß Leonhard von Vinci, der seit 1482 in seinen Diensten war, einer ehrenvollen Pension, und ward Vorsteher der herzoglichen Academie der Maler und Musiker, wie er denn auch in der Kapelle ein selbst erfundenes Instrument spielte. Kaiser und Könige suchten seinen Umgang, und alle Künstler verehrten ihn als ein würdiges Haupt. Als er einst in einem Kloster vor Florenz nur den Entwurf zu einem Altarblatte gezeichnet hatte, wallfahrteten die Florentiner 2 Tage lang wie zu einem Heiligenbilde dorthin, um diesen bloßen Entwurf zu sehen.

Im Jahre 1599 ward er mit dem berühmten Michel Agnolo nach Florenz berufen, um die Cartons zu einem herrlichen Saale zu entwerfen, die zu den Meisterstücken beider Künstler gehören. Seit dieser Zeit entstand zwischen diesen beiden Eifersucht und Neid. Er verließ daher auch Rom, wohin er sich mit dem Herzog Julian von Medicis begeben hatte, weil er hier gegen Michel Agnolo und Raphael nicht aufkommen konnte, nahm schon sehr bejahrt die oft wiederholte Einladung Franzens I. an, und ging nach Frankreich (1515). Hier besuchte ihn der großmüthige Monarch oft in Fontaine-

bleau. Als er das letzte Mal in sein Zimmer trat, fand er den kraftlosen Greis damit beschäftigt, das Abendmahl zu nehmen. Er trat hinzu, unterstützte ihm dabey das Haupt, und in diesem Augenblick, sagt sein Biograph, entfloh des Künstlers göttlicher Geist, im Gefühle, daß er nicht ehrenvoller enden könne, als in eines Königs Armen.

3.

Michelagnolo Buonaroti.

(Geb. 1474, † 1563).

Auch sein Name werde mit Ehrfurcht genannt! Er stammte von vornehmen Eltern, und war auf einem Landschlosse im florentinischen Gebiete geboren. Der Mann seiner Amme war ein Bildhauer, und in seines Vaters Schlosse ward viel gemalt. Das flößte dem lebhaften Knaben eine innige Sehnsucht ein, beide Beschäftigungen nachzuahmen, und als der Vater mit ihm einen Anfang in den Wissenschaften machen wollte, zeigte sich der Knabe dabey so widerstrebend, daß jener endlich nachgeben und ihn

zu

zu einem Maler in Florenz schicken mußte. Aber er war noch nicht 13 Jahre alt, als er seinen Meister schon übertraf, und ein Paar von seinen Copien zogen die Bewunderung des Lorenz von Medici dergestalt auf sich, daß dieser ihn in die von ihm gestiftete Maleracademie aufnahm, an seine Tafel zog, und ihm die besten Lehrer verschaffte. Hier lernte er auch den Polizian kennen, der des Jünglings großen Geist schnell durchschaute, und seine Entwickelung befördern half.

Michelagnolo meißelte nun auch, und brachte als funfzehnjähriger Jüngling Figuren zu Stande, die für das Werk seines Meisters gelten konnten. Ein unablässiger Fleiß, eine heiße Liebe zur Kunst, und ein rastloses Streben nach dem Vollkommensten brachte diese Wunder hervor. Er war 18 Jahre alt, als sein Gönner Lorenz starb. Jetzt bereisete er die berühmtesten Malerschulen in Mailand und Venedig, und kehrte dann, belebt mit neuem Feuer der edelsten Nacheiferung nach Florenz zurück. Jetzt bildete er einen schlafenden Amor von Marmor, so schön, daß man ihm rieth, ihn heimlich zu Rom vergraben, und dann als Antike aufsuchen zu lassen. Er thats, und als der Fund entdeckt ward, zahlte wirklich ein Cardinal für die vermeinte Antike, der um mehrerer Täuschung willen ein Arm fehlte, 200 Scudi.

Voll frohen Stolzes kam nun der Jüngling nach Rom, legitimirte sich durch Vorzeigung des abgebrochenen Arms zu seinem Werke, und ernetete allgemeine Bewunderung ein. Von jetzt an war das Leben des herrlichen Künstlers eine Reihe von Triumphen. In Rom, in Neapel, in Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara setzte er sich Denkmäler seines Ruhms; er diente sieben Päpsten und zweien Kaisern, und ward von ihnen mit Ehre und Geld überschüttet. Als er bey den Unruhen, die die Verjagung der Mediceer zur Folge hatten, aus Florenz flüchten mußte, nahm er ein Vermögen von 12,000 Thalern mit. Der Papst reichte ihm immer einen Stuhl, wenn er ihn besuchte, und Cosmus II. von Medici sprach nie anders als mit unbedecktem Haupte mit ihm. Bey seiner Concurrenz mit Leonhard von Vinci in Florenz malte er an der Wand des großen Rathsaals eine Schlacht, deren bloßer Entwurf auf dem Papier für ein Meisterstück von Zeichnnng gehalten wurde. Der berühmte Raphael reisete bloß deswegen nach Florenz, um dies Blatt zu sehen.

Michelagnolo malte nur al Fresco (auf frischen Kalk) und hielt die Oelmalerey für eine Weiberbeschäftigung. Seine berühmtesten Stükke sind die Wandgemälde in der Sixtinischen Kapelle zu Rom, die lauter Geschichten aus dem alten Testamente vorstellen, und ein großes Stück

über dem Altar, das jüngste Gericht vorstellend, daran er 8 Jahre gearbeitet hat. Es enthält eine ungeheure Menge von Figuren, unter andern eine Heerde Teufel, unter denen der eine das Portrait eines päpstlichen Ceremonienmeisters seyn soll, der immer etwas an des Malers Werken zu tadeln hatte. Als Baumeister hat er sich durch die prächtige marmorne Brücke über den Rialto in Venedig, und zu Rom durch das neue Capitolium und eine Façade der Peterskirche vorzüglich verewigt.

Im Umgange war dieser Künstler der freundlichste, gefälligste Mann und ein witziger und munterer Gesellschafter. Als der berühmte Raphael im Pallast Farnese die Geschichte der Psyche malte, kam Michelagnolo einmal während seiner Abwesenheit hinein. Vor dem Weggehen zeichnete er mit einer Kohle einen Faunskopf in einen Winkel des Plafonds, und sagte nichts. Als Rafael den Kopf erblickte, stutzte er vor freudiger Ueberraschung, und rief aus: „Ha! das kann nur Michelagnolo gewesen seyn!“ — Man sagt, er habe vor seinem Tode alle seine Zeichnungen verbrannt, um der Nachwelt nicht zu verrathen, mit welcher Mühe er gearbeitet habe.

4.

Rafael Sanzio von Urbino.

(Geb. 1483, *) † 1520.)

Wir nennen unter den Herrlichen nur noch einen, den unsterblichen Rafael. Und er, den seine Landsleute selbst den Göttlichen genannt haben, verdient wohl noch diese besondere Erwähnung. Er brachte einen so erhabenen, himmlischen Dichtergeist zu seinen Gebilden mit, daß man mit Ehrfurcht die Gestalten seines Pinsels anstaunte, und sich fragte, woher nahm der Mann diese Gesichter, in denen sich das Menschliche zum Himmlischen zu verklären scheint, und welch eine reine Götterwelt muß der Phantasie vorgeschwebt haben, die solche Schöpfungen auf die leere Wand hinzaubern konnte! Noch jetzt, da die Hand längst vermodert ist, die soviel Herrliches hervorbrachte, leben seine Götterbilder in all' ihrer Klarheit; wir glauben sie sprechen zu hören, und auf ihren Gesichtern ihre reinen, edlen Gedanken zu lesen. Druckten Leonhard und Michel Agnolo kühne und erhabene Gedanken in ihren Bildern aus, so war Rafael der Maler

*) Am Charfreitage, etwa zwey Monate nach Luthers Geburt.

der Schönheit und Anmuth, wie auch sein persönlicher Charakter statt des freien und großen Schwunges jener starken Geister das Bild der Güte und Liebe selber war.

Sein Vater war ein armer Maler in Urbino, der keinen innigern Wunsch hatte, als daß sein Söhnchen einst in der Kunst, die er so hoch verehrte, in der er selbst es aber durch frühe Versäumung nicht weit hatte bringen können, desto heller hervorstrahlen möchte. Weil er überdies sonst keine Kinder hatte, so liebte er diesen Knaben so zärtlich, daß er ihn nicht aus seinen oder der Mutter Händen ließ, und damit er sich nicht die Unarten fremder Kinder aneignen sollte, durfte er gar nicht aus dem Zimmer gehen. Dadurch ward seine Aufmerksamkeit früh auf das Geschäft seines Vaters beschränkt; und da er nichts anders als Malen sah, so äußerte sich bey ihm der rege Nachahmungstrieb auch zuerst auf diese Art. Der Vater theilte ihm darauf seine Kunst mit, sobald der Knabe nur die Reißfeder halten konnte, und es kam mit diesem bald so weit, daß er von jenem nichts mehr lernen konnte. Da machte sich der Vater eines Tages auf den Weg nach Perugia, wo ein berühmter Maler, Pietro Perugino, wohnte. Mit diesem sprach er von seinem Sohne, und zeigte ihm etwas von seiner Arbeit vor, worauf dieser mit Vergnügen des Vaters Verlangen erfüllte, ihn

in die Lehre zu nehmen. Unter vielen Thränen und Umarmungen entließ die sanfte Mutter nun den zarten Jüngling, aber ihr mütterliches Herz ward von Zeit zu Zeit immer mehr beruhigt, da die erfreulichsten Nachrichten von dem sittsamen Betragen und dem Fleiße des lieben Sohnes einliefen. Um es kurz zu sagen: nach wenig Jahren konnte man die Copien des Lehrlings nicht mehr von den Originalen des Meisters unterscheiden, und der Ruf von den Talenten des Jünglings war so groß, daß man ihm schon von allen Seiten Gemälde für Kirchen und fürstliche Kabinetter auftrug.

Er malte nun verschiedentlich in Perugia, Siena und Urbino, und als er von den herrlichen Cartons des Leonhard von Vinci und Michel Agnolo in Florenz hörte, konnte er sich nicht enthalten, dorthin zu reisen, um sie zu sehen. Er erwarb sich hier die Freundschaft eines geschickten Malers Fra Bartolomeo, und blieb ihm und der Kunst zu Liebe, ein Jahr lang dort. Außer den schönen Werken, die er ununterbrochen hervorbrachte, legte er sich nun zugleich mit größtem Eifer auf das Studium der Anatomie und der Perspective, und ließ keine Stunde ungenutzt vorübergehen. Es brannte in ihm ein innerliches lebendiges Verlangen, den großen Männern ähnlich zu werden, die in seiner Kunst das höchste geleistet und sich dadurch die Bewun-

derung der Zeitgenossen und den Ruhm der Nachwelt erworben hatten, und die Antiken und Michel Agnolo's Gemälde ließen ihn nicht schlummern.

Endlich öfnete sich ihm eine glänzende Ehrenbahn. Der berühmte Bramante, der Baumeister der Peterskirche, und Rafaels Verwandter, rief ihn nach Rom, und empfahl ihn dem Papste Julius II. zu den Wandgemälden, womit dieser mehrere Prunkzimmer im Vatikan ausschmücken lassen wollte. So entstand dann eine Reihe großer historischer Gemälde, von denen jedes eine Wand einnahm, indem die vielen darauf angebrachten Figuren alle Lebensgröße haben. Das erste war der sogenannte Streit über die Sacramente, eine Kirchenversammlung; das zweite die Schule von Athen, eine Versammlung der berühmtesten griechischen Dichter und Philosophen, das dritte der Berg Parnassus, auf dem er sein eignes Bild hinter den Gestalten Homers, Virgils und Dante's angebracht hat, u. s. w. Der Papst hatte nicht so bald die beiden ersten Stücke gesehen, als er den Maurern befahl, alle die Gemälde anderer Meister in den benachbarten Zimmern zu übertünchen, damit alles neu von Rafael gemalt werden könne. Dieser rettete nur ein Plafondgemälde, welches sein Lehrer Pietro Perugino in frühern Zeiten gemalt hatte.

Er hatte schon einige Zimmer fertig gemalt als der Papst den Michel Agnolo nach Rom berief, um die Sixtinische Kapelle von ihm malen zu lassen. Die Eifersucht dieses Künstlers war so groß, da er immer bei verschlossenenen Thüren malte; da aber Rafaels Neugier noch größer war, so mußte er sich einmal in seiner Abwesenheit die Schlüssel zu verschaffen, und staunte nun die erhabenen Gedanken seines Nebenbuhlers an. Man glaubt, daß er von diesem Tage an die Manier seines Lehrers ganz verließ, und sich den freiern Phantasien hingab, die ihn in den Gemälden Michel Agnolo's so mächtig ergriffen hatten. Bei immer fortschreitendem Studium aber fand er zuletzt seinen eignen Gang, und die Gemälde aus dieser letztern Periode seines Lebens sind die vortreflichsten.

Nach Julius II. Tode ward Leo X. sein erhabener Beschützer. Alles sollte er malen, und da er sich doch immer nur einem Werke widmen konnte, so machte er zuletzt nur die Zeichnungen, und überließ die Ausführung seinen Schülern. Auf diese Art sind besonders die Wandgemälde in den drei über einander laufenden Gallerien (Logen) im ersten Hofe des Vatikans entstanden, die größtentheils von seinem Lieblingsschüler Julius Romanus ausgeführt sind. Von allen Seiten her ersuchten ihn junge Maler um Zeichnungen, und seine

Gefälligkeit in diesem Puncte ging so weit, daß er deshalb oft seine eignen Arbeiten zurücksetzte. Mit Vergnügen ertheilte er den Anfängern Rath, und half ihnen, und es war ein Fest, zu sehen, wie andächtig rings um ihn her seine Schüler arbeiteten. In seiner Nähe, sagt sein Biograph, kam kein gemeiner oder unedler Gedanke in ihre Seele, und wie er sie selbst durch sein liebevolles Betragen bezaubert habe, ist nicht genug zu bewundern. Wenn er nach Hofe gerufen ward, machten sie sich eine Ehre daraus, ihn, wohl 50 an der Zahl, zu begleiten, und gleichsam seine Ehrenwache vorzustellen. Unser treflichen Landsmann Albrecht Dürer in Nürnberg schickte ihm sein Portrait und einige Proben seiner Arbeit, und der freundliche Rafael erwiederte die brüderliche Huldigung durch ein gleiches Geschenk. Cardinäle und Fürsten waren seine Freunde, ja man glaubte, Leo X. der sehr tief in seiner Schuld war, und Würden leichter als Geld ertheilen konnte, habe beschlossen, ihn selbst, nach Beendigung aller Werke im Vatikan, aus Dankbarkeit zum Cardinal zu erheben. Er selber schlug in dieser Hofnung die ihm angebotene Nichte eines Cardinals aus.

Rafael war an Körper und Gemüth einer der schönsten Menschen. Seiner Leutseligkeit und bezaubernden Freundlichkeit konnte niemand widerstreben. Die Blödigkeit, die eine Folge seiner

beschränkten Erziehung gewesen war, hatte sich in der Folge in eine edle Bescheidenheit verwandelt, die großen Künstlern sonst nicht eigen ist. Er aber schien seine eigene Größe nicht zu kennen. Seine liebevolle Seele führte ihn zu einem Uebermaaß von Empfindung für die weibliche Schönheit. Er starb in der Blüthe seines Lebens, im 37sten Jahre, an Entkräftung.

Sein Begräbniß war ein Trauerfest für ganz Rom. In dem Saale, wo er zuletzt gemalt hatte, stand sein Leichnam im Sarge ausgestellt, zu seinem Haupte sein letztes Gemälde und zugleich sein Meisterstück, die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, und rings umher sah man die edelsten Männer Roms, die ihre Thränen nicht stillen konnten. Alles was Künstler hieß, schloß sich an den Leichenzug mit an, und seine erhabenen Freunde sorgten für ein seiner würdiges Ehrendenkmal. „O glücklicher und seliger Geist, ruft hier sein edler Biograph aus, von dem jeder gefühlvolle Mensch mit Wehmuth spricht, seine Thaten feiert, und jedes Blatt von ihm bewundert. Nun, da dieser edle Künstler starb, konnte auch die Kunst untergehen, denn da er die Augen schloß, blieb sie gleichsam blind zurück. An uns ist es nun, die wir hinterblieben, sein Gutes nachzuahmen, seine Tugend im wohlverdienten Gedächtnisse zu erhalten, und sein Lob auf unsrer Zunge nie erkalten zu lassen.“

5.

Lorenz von Medici.

(Geb. 1448. † 1492).

Das Entstehen dieser Familie, haben wir im 5ten Theile schon angedeutet, so wie auch die Mittel und die Wege, durch welche es gelang und welche angemessen waren dem Geiste der florentinischen Republick, in welcher sie auftrat. In keiner Individualität hat sich dieser Geist so deutlich und kräftig dargestellt als in dem genannten Lorenz von Medicis, der also zur Vervollständigung eines Bildes von Italien noch näher dargestellt zu werden verdient. Liebenswürdigkeit des Karakters und Vielseitigkeit der Bildung waren die Haupteigenschaften seiner Person, und verdankte er die erstere einer vortreflichen Mutter, die ihr zartes Gefühl, ihre Sanftmuth und Liebenswürdigkeit früh in seine bildsame Seele legte, so hatten dagegen die ausgesuchtesten Lehrer ihn in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Philosophie, Rhetorik, Dichtkunst und andern Wissenschaften unterrichtet, und ihm die Meisterwerke der Alten erklärt, deren Aufsuchung und Erläuterung damals die allgemeine Leidenschaft aller italiänischen Gelehrten war. Schon früh verfertigte er Gedichte und Reden,

die der Alten würdig gewesen wären, und wenn er in der Folge als Staatsmann öffentlich zu reden hatte, so konnten die Zuschauer den klaren, milden und eindringenden Fluß der schönen Worte nicht genug bewundern. Außerdem gewöhnte er früh seinen Körper zu den damals noch allbeliebten ritterlichen Uebungen, wie er denn einmal in einem prächtigen Turniere zugleich mit seinem treflichen Bruder Julian den Preis gewann. Sein thätiger Geist konnte nicht einen Augenblick unbeschäftigt seyn, und verachtete zugleich jede Beschäftigung, die nur um der Zeitkürzung willen erfunden war, daher wandte er selbst seine Erholungsstundtn nützlicher an, als die meisten unserer trägen Jünglinge die Stunden der Arbeit. Er erlangte dadurch die vielseitigste Bildung, und unter allen Künsten und Uebungen, die er einmal versuchte, verließ er keine, ohne es darin zu einer ansehnlichen Fertigkeit gebracht zu haben.

Sein Vater, Peter von Medici, ein kränklicher Mann, stand, wie wir wissen, an der Spitze der florentinischen Republik, das heißt, man gestand ihm, als dem reichsten Mitbürger, die erste Stimme im Magistrate, und bei feierlichen Gelegenheiten die Ehre zu, der Repräsentant der Republik zu seyn, fremde Gesandten zu beherbergen, die Honneurs zu machen, und dergleichen Geschäfte, die allerdings dem Reichsten

am besten zukamen, da sie mit großem Aufwande verbunden waren, die aber gleichwohl sehr geschickt waren, den Neid aller andern aufs heftigste zu reizen. Die größte Klugheit und Bescheidenheit war also nöthig, um sich auf einem so gefährlichen Platze lange zu erhalten. Die letztere Tugend lehrte dem jungen Lorenz seine Mutter und sein edler Großvater Cosmo, die erstere sollte er sich im Umgange mit der großen Welt erwerben. Er ward daher schon als Knabe an die vornehmsten italiänischen Höfe herumgeschickt, er sprach den Papst, den König von Neapel, dem Herzog von Mailand, und erwarb sich durch sein artiges und prächtiges Betragen die Achtung aller. Sein Aeußeres kam ihm dabey, wie billig, zu Hülfe, obgleich er nicht schön war. Ein großer, starker Körper, und ein offener und ernster, durch Freundlichkeit gemilderter Blick, gaben seiner Erscheinung etwas Imposantes, und die verständige und leicht hinfließende Rede zog sogleich die Hörer an.

Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er durch seine Klugheit schon eine Verschwörung gegen seinen Vater stillte, die in der Eifersucht des mächtigen Hauses Pitti ihre Quelle gehabt hatte, und die Art, wie er sich dabei benahm, erwarb ihm das allgemeine Vertrauen so sehr, daß ihm die Florentiner das Syndicat ihrer Republik übertrugen, ja daß sein Vater selbst alle seine Ge-

schäfte seinen Händen anvertraute. 1472 machte er ihm durch seinen Tod völlig Platz, und Lorenz trat mit einer solchen Behutsamkeit an das Ruder, daß er es kaum zu berühren schien.

Er fing damit an, Florenz immer mehr zum Sammelplatz der Gelehrten und Künstler aller Art zu machen, es durch öffentliche Gebäude und andere Anlagen zu verschönern, und ihm durch den Ankauf von Antiken, besonders Gemmen, auch durch Bereicherung der öffentlichen Bibliothek, für Fremde ein erhöhtes Interesse zu geben. Sein Pallast und sein Landsitz waren der Aufenthalt der treflichsten Köpfe in Florenz, und da mehrere seiner Freunde besondere Verehrer des alten Plato waren, so ward diesem Weisen zu Ehren eine Akademie und ein jährlich wiederkehrendes *) Gastmahl gestiftet, an welchem man sich über die Schriften desselben unterhielt, oder aus ihnen vorlas. Die Namen Landinus, Bandinus, Ficinus ꝛc. sind noch jetzt den Philologen ehrwürdige Namen, doch keiner unter diesen gelehrten Zeitgenossen Lorenzens strahlt so hell hervor, als Angelus Polizian, dessen genaue Kenntniß des Griechischen und Aechtlateinischen, das er nicht bloß wie seine Muttersprache redete, sondern in dem er auch die zierlichsten

*) Man feierte es am 7ten Nov. dem angeblichen Geburts- und Sterbetage Plato's.

Verse schrieb, billig die größte Achtung und Bewunderung verdiente. Als 1474 der König Christian I. von Dännemark eine Reise nach Rom machte, und durch Florenz kam, wo er in dem Hause der Mediceer die prächtigste Aufnahme fand, ließ er sich auch die Handschriften der Bibel in der florentinischen Bibliothek zeigen, und überrascht von der Treflichkeit aller dortigen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen rief er aus, das seien noch Schätze, wie sie sich für einen Regenten zu sammeln ziemten.

Aber wie unsicher bey allen Verdiensten der Stand eines Oberhaupts in einer Demokratie ist, lehrt die Geschichte einer abscheulichen Verschwörung, die eben gegen diesen Lorenz von Medici 1478 unternommen ward. Sie rührte von keinem geringeren, als vom Pabste selber her. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Sixtus IV. selbst, vielleicht zum Besten seiner Söhne, eine Absicht auf Florenz hatte, und daß das florentinische Haus Pazzi, das der Verschwörung den Namen gab, ihm vielleicht wer weiß welche Versprechungen gemacht hat. Genug, die beiden Brüder, Jacob und Franz Pazzi, von denen der letztere sich beständig in Rom aufgehalten hatte, Franz Salviati, Erzbischof von Pisa, Jacob Salviati, dessen Bruder, Jacob Poggio, und mehrere andere, verabredeten einen Plan, nach welchem Lorenz und Julian von

Medici den 26. April 1478. an einem Sonntage, in der Kirche der Reparata, die sie gewöhnlich zu besuchen pflegten, in dem Augenblick, da der Priester die Hostie dem Volke zeigen würde, ermordet werden sollte. Den Mord des Lorenz nahm der Oberst Montesecco, den des Julian Franz von Pazzi und ein gewisser Bandini auf sich. Als aber Montesecco erfuhr, daß die That in einer Kirche geschehen solle, schlug ihm das Gewissen und er trat sie zweien Priestern ab.

Damit Lorenz auch gewiß erscheinen möchte, besuchte ihn ausdrücklich des Papstes Neffe, der Kardinal Riario aus Rom, und äußerte das Verlangen, am nächsten Sonntage dem Gottesdienst in der besagten Kirche beizuwohnen. Lorenz, der ihn mit gewöhnlicher Pracht und Gastfreiheit aufgenommen hatte, machte sich eine Ehre daraus, ihn dahin zu begleiten. Kaum hatte er seinen Sitz eingenommen, so stellten sich die beiden Mörder hinter ihn. Aber die andern beiden geriethen in desto größere Verlegenheit, da sie sahen, daß Julian nicht mitgekommen war. Als gute Bekannte von ihm eilten sie nach seiner Wohnung zurück, um ihn abzuholen; sie umarmten ihn, um zu fühlen, ob er etwa unter der Kleidung einen Panzer trage (denn sein Ausbleiben hatte sie mißtrauisch gemacht); und da sie ihn im Begriff fanden, in die Kirche zu gehen, so begleiteten sie ihn dahin zurück. Endlich er-

folgte das gewählte Zeichen: die Glocken wurden geläutet, der Priester hob das geweihte Brod empor, alles Volk fiel nieder, und — Julian auch, aber um nie wieder aufzustehen. Pazzi's Wuth war so blind, daß er sich selbst dabey einen tiefen Stich in die Hüfte gab.

Nicht so glücklich waren die Priester, die Lorenzens Ermordung auf sich genommen hatten. Der Stoß, der die Kehle zerschneiden sollte, glitt am Nacken hinunter, und in dem Augenblick kehrte der Verwundete sich um, riß mit der Linken seinen Mantel ab, hielt ihn statt eines Schildes vor, und hieb mit dem rasch gezogenen Schwerdte so kräftig um sich, daß die Mörder die Flucht ergriffen. Die ganze Kirche brauste von dem Lärm des Aufruhrs, viele glaubten, das Gebäude sey eingefallen, als man aber hörte, das Leben der Medici sey in Gefahr, stürzten eine Menge wackerer Männer auf die Sakristey zu, in welche Lorenzo's Freunde ihn in der ersten Bestürzung sogleich gerettet hatten. Hier fand sich auch ein junger Mensch, Anton Ridolfo, der in der Ungewißheit, ob nicht das Schwerdt vielleicht möchte vergiftet gewesen seyn, sich aus Liebe zu ihm erbot, die Wunde auszusaugen. Glücklicherweise war die Besorgniß ohne Grund. Beim Ausgang aus der Kirche nahmen die Begleiter schonend einen Umweg, um nicht dem Leichnam seines Bruders zu begegnen.

Während dieses Vorganges hatte der Erzbischof von Pisa mit dreißig Mann den Senat aufheben und ermorden wollen, der um dieselbe Zeit auf dem Stadthause eine Sitzung hielt. Er tritt in den Versammlungssaal, und hinter ihm schnellt sich sogleich vermöge eines ihm unbekannten künstlichen Mechanismus die Thür von selber zu. Schon das bringt ihn aus der Fassung, noch mehr aber der durchdringende Blick des Präsidenten (Gonfaloniere) Cäsar Petrucci, der ihm mit Würde und Ehrerbietung entgegen geht, und nach der Absicht seines Besuches fragt. Der ganz vernichtete Erzbischof stammelt etwas von einem päpstlichen Auftrage her, wechselt jeden Augenblick die Farbe, sieht sich erwartend nach der Thür um, und erregt durch dies seltsame Betragen auf der Stelle gerechten Verdacht. Petrucci öfnet hierauf die Thür, und ruft die Wache. In dem Augenblick entwischt der Pfaffe. Der Präsident setzt ihm nach, und erblickt einen Haufen Bewaffneter, an deren Spitze Jacob Poggio steht, der ihm den Weg vertreteten will. Stark wie er war, reißt er ihn bey den Haaren nieder, und läßt ihn wegschleppen. Die andern Senatoren ergreifen statt der Waffen alles, was ihnen nahe liegt, treiben die Verdächtigen hinaus, und verrammeln die Hausthür. Indeß erblickt man aus den Fenstern den Jacob von Pazzi, der mit etwa hundert Mann durch die Straßen läuft,

und durch sein Freiheitsgeschrey die Bürger zum Aufruhr ermuntern will. Schon stürmen sie die Thüren des Rathhauses, aber Petrucci vertreibt Schrecken mit Schrecken. Er läßt den Jacob Poggio vor den Augen des ganzen Volks zum Fenster hinaus henken, und stürzt eine Menge der Ergriffenen aus des Erzbischofs Gefolge von oben auf die Straße hinab. Das Volk, welches allmälig in Waffen herbeigeeilt war, sieht der bessern Partey bey, die Verräther werden getödtet und zerstreut, und der Erzbischof selbst noch lebendig ergriffen, ins Stadthaus geschleppt, und im Ornate neben den andern in den Fenstern des Hauses aufgehängt, und so giftig war jetzt der vorher so feige Wicht, daß er noch mit den Zähnen nach dem neben ihm hangenden Franz von Pazzi schnappte, um sich für das verunglückte Unternehmen an dessen Urheber zu rächen.

Täglich brachte man neue Mitschuldige ein, die dann sogleich hingerichtet wurden. Dahin gehörte der ältere Pazzi und Montesecco. Der Kardinal Riario stellte sich, als ob er von nichts gewußt habe, und Lorenz hatte wirklich die Mäßigung, ihm zu verzeihen. So kam er zwar mit einer kurzen Gefangenschaft davon, aber seine Leute wurden von dem wüthenden Pöbel in Stücke zerhauen. Bandini, der den ersten Streich auf Julian geführt hatte, entkam glücklich nach Konstantinopel, aber hier hatte der Sultan selbst

die Aufmerksamkeit für das Haus Medici, daß er ihn in Fesseln nach Florenz sandte, wo er den verdienten Lohn, fast ein Jahr hernach, empfing.

Das Volk, welches den Lorenz wie seinen Vater liebte, bestürmte sein Haus den ganzen folgenden Tag, um ihn zu sehen. Er zeigte sich am Fenster, und bat sie in einer rührenden Rede, sich ruhig zu verhalten, und die Bestrafung der Verbrecher allein der Obrigkeit zu überlassen. Vier Tage nachher ward seines Bruders Leichenbegängniß gehalten, an welches beinahe die ganze Stadt sich anschloß. Man fand nicht weniger als neunzehn Wunden an dem Leichnam. Er hinterließ einen unehlichen Sohn, der in der Folge als Papst Clemens VII. durch seine Händel mit Karl V. bekannt genug geworden ist.

Sixtus IV., nicht zufrieden mit diesem Ausgang der Sache, that die Florentiner in den Bann, und schloß mit dem König von Neapel und dem Herzog von Ferrara ein Bündniß, um sie mit den Waffen dafür zu züchtigen, daß sie sich an den Gesalbten Gottes vergriffen, einen Kardinal gefangen und einen Erzbischof aufgehängt hätten. Eine Armee, von dem Herzog Herkules von Este angeführt, näherte sich verheerend den florentinischen Gränzen; die Bürger brachten schnell eine Gegenmacht auf, und waren auch so glücklich, die päpstlichen Soldaten am peruginischen (ehemals thrasymenischen) See zu

schlagen. Aber verschiedene andere Unglücksfälle und schon die bloße Dauer des Krieges machten zuletzt die Einwohner mißmuthig. Man sprach laut davon, daß man diese Drangsale doch eigentlich nur dem Privathasse des Papstes gegen die Mediceer verdanke, und Lorenz merkte jetzt sehr deutlich, wie mißlich die Lage eines Volksfreundes sey, um dessen willen das Volk nur das geringste von seiner Bequemlichkeit aufopfern müsse.

In dieser Noth faßte er einen eben so muthigen als klugen Entschluß. Er bestellte sein Haus, versah sich mit Gelde und Kostbarkeiten, und entwich auf einmal ganz heimlich aus der Stadt. Von San Miniato aus schrieb er an den Rath von Florenz einen rührenden Brief, worin er ihnen meldete, er sey auf dem Wege nach Neapel, entweder um den König zu seinem Vortheil zu gewinnen, oder sich seiner Rache Preis zu geben. Er habe es nicht länger sehen können, daß ein ganzer Staat um seinetwillen länger Gefahr und Schaden leiden solle, und wolle gern sein Leben für die Ruhe seiner Mitbürger aufopfern.

Außerdem daß dieser heroische Entschluß ihm einen herrlichen Namen in ganz Italien machte, war er zugleich der klügste, den er ergreifen konnte. Er kannte den Wankelmuth des Königs von Neapel, und baute darauf ein Project, diesen

von dem päpstlichen Interesse abzuziehen. Dies gelang ihm durch kluge Vorstellungen, Bestechungen und andere Mittel so vortreflich, daß Ferdinand (so hieß der König), anstatt ihn festzuhalten und dem Papste auszuliefern, ihn wie einen ehrenwerthen Gast behandelte, und mit Freundschaftsversicherungen überhäufte. Als Lorenz sein Wort hatte, daß er nichts weiter gegen Florenz unternehmen wolle, eilte er abzureisen, eh vielleicht ein päpstlicher Legat den König wieder umstimmte. Zum Abschiede drang dieser ihm ein schönes Pferd zum Geschenke auf, welches Lorenz mit der scherzhaften Aeußerung annahm, ein Friedensbote müsse allerdings gut beritten sein. Darauf schiffte er sich nach Pisa ein, und ward mit lautem Jubel von seinen Mitbürgern empfangen. Der Papst ward bald darauf aus andern Gründen genöthigt, sein Heer zurück zu ziehen, und so hatte der Krieg für diesmal glücklich ein Ende.

Die Florentiner liebten ihr wiedererhaltenes Haupt nun noch mehr, da sie sahen, wie sehr sich der edle Mann beeiferte, ihren Staat blühender und berühmter zu machen. Auf seine Einladung kamen der treflichen Künstler immer mehrere nach Florenz, Dichter verherrlichten seinen Namen in ihren Werken, und kein Italiäner, der Anspruch auf Bildung machen wollte, ließ diese Musenstadt unbesucht, in welcher selbst

die Damen bey den Erklärern der Griechen und Römer in die Schule gingen, und die Dichtkunst einen Theil des Unterrichts für die Söhne und Töchter der höhern Stände ausmachte *).

Von den drey Söhnen dieses herrlichen Mannes ist besonders der mittlere, Johann (geb. 1475), merkwürdig. Es ist derselbe, der in der Folge als Papst Leo X. Luthern nach Rom berief. Zu dieser hohen Ehrenstufe ward er früh vorbereitet. Erzogen von dem gelehrten Polizian und außerdem in allen schönen Künsten und körperlichen Fertigkeiten von den besten Meistern unterrichtet, verschafte ihm das große Ansehn seines Vaters schon im dreizehnten Jahre den Kardinalspurpur. Der Papst (Innocenz VIII.) fühlte selbst das Unschickliche dieser Wohlthat, und machte dem Knaben deshalb die Bedingung, er solle die Insignien seiner Würde erst nach drey Jahren tragen, bis dahin aber mit allem Fleiße den Studien obliegen. Dies that er treulich, und nach Verlauf dieser Frist ging er nach Rom, dem Papste seine Hochachtung zu bezeigen. Dorthin schrieb ihm sein weiser Vater einen vortreflichen Brief, den ich als einen Spiegel seines edlen Geistes und seiner Klugheit ganz hierher setzen will.

*) Selbst von Lorenz haben wir mehrere sehr artige Gedichte übrig.

„Lorenz von Medici an den Kardinal Johann von Medici.“

„Du und wir alle, mein Sohn, die wir uns für deine Wohlfahrt interessiren, müssen es fühlen, wie sehr die Vorsehung uns begünstigt hat, indem sie unsrer Familie in dir den höchsten Glanz ertheilte, den sie jemals genoß. Das erste, worauf ich dich also aufmerksam machen muß, besteht darin, daß du dankbar gegen Gott seyst, und beständig daran denkest, daß du weder durch dein Verdienst, noch durch deine Klugheit diese Stelle erhalten, sondern allein durch die göttliche Gnade, der du dich nur durch ein nüchternes, frommes und exemplarisches Leben würdig machen kannst. Es würde für deine Familie ein großes Unglück seyn, wenn du in reifern Jahren deinen Pflichten zuwider handeln, und die Grundsätze vernachlässigen wolltest, die dir in deiner Jugend eingeflößt worden sind. Daher suche durch Regelmäßigkeit deines Lebens und durch anhaltenden Fleiß in solchen Studien, die dein gegenwärtiges Amt erfordert, die mit deiner Würde verknüpften Pflichten redlich zu erfüllen.“

„Nimm dich besonders vor denen in Acht, die aus Eifersucht gegen dich, der du vom Glück so sehr begünstigt worden, dich auf Abwege zu leiten suchen; betrage dich daher ernsthaft, ohne

Stolz, gefällig ohne deiner Würde etwas zu vergeben, und bedenke immer, daß du Gott und deinem Gewissen Rechenschaft von deinen Handlungen geben mußt."

„Ueberdies mußt du dich jetzt als die Mittelsperson zwischen unserm Staat und dem apostolischen Stuhl ansehen, und daher das Interesse der Kirche zwar vor allen Dingen befördern, aber doch auch nie den Nutzen deines Vaterlandes aus den Augen setzen. Du bist nicht allein der jüngste Kardinal im Collegium, sondern du bist auch der jüngste unter allen, die jemals zu dieser Würde gelangt sind. Du solltest daher billig auch der wachsamste und vorsichtigste seyn. Unterhalte ja nicht einen so genauen Umgang mit denen von deinen Kollegen, die einen weniger ehrwürdigen Charakter haben. Bey öffentlichen Gelegenheiten sey dein Anzug und deine Equipage so einfach als möglich; nicht einmal Seide und Juwelen schicken sich für Personen deines Standes. Weit besser kannst du deinen Geschmack dadurch zeigen, daß du dir Antiken oder schöne Bücher sammelst, und zu deiner Dienerschaft gelehrte und wohlerzogene Leute wählst."

„Lebe so mäßig als möglich, und mach dir hinreichende Bewegung, denn die meisten Personen deines Standes werden bald siech, weil sie sich nicht gehörig in Acht nehmen. Eine Regel muß ich dir vor allen übrigen empfehlen. Stehe

des Morgens so früh als möglich auf. Dies wird nicht allein zu deiner Gesundheit beitragen, sondern dich auch in den Stand setzen, die Geschäfte des Tages mit mehr Ordnung und Vollständigkeit zu verrichten. Eine andere sehr nothwendige Gewohnheit besteht darin, daß du jeden Abend überlegst, was am folgenden Tage zu thun sey, damit du nie unvorbereitet ein Geschäft übernehmest. Sollst du im Consistorium eine Meinung äußern, so wirst du sehr klug handeln, wenn du die Entscheidung Sr. Heiligkeit überlässest, und deine Jugend und Unerfahrenheit als einen Grund zur Entschuldigung anführst. Wahrscheinlich wird man dich oft um deine Verwendung bey dem Papste bitten: hüte dir aber ja, ihm nicht zu oft zur Last zu fallen, denn er pflegt gerade gegen die am freigebigsten zu seyn, die ihn am seltensten behelligen. Lebe wohl."

Eben dieser junge Kardinal ward nachmals der Retter und Widerhersteller seiner Familie, die durch Lorenzos Sohn, Peter, um all ihr Ansehn gekommen war. Dieses Schicksal welches dieses Haus und zugleich ganz Italien betraf, bald nach Lorenzos Tod, hat noch mehr beigetragen auch die politische Klugheit Lorenzos überaus hoch anzuschlagen.

Die Geschichtschreiber nennen nämlich diesen Lorenz als den, welcher durch seine politische Gewandheit zwischen den vielen und durch Regie-

rungsformen so von einander abweichenden Staaten ein Gleichgewicht erhaltend, den fremden Einfluß abgewehrt habe, der bald nach seinen Tod von Frankreich aus über Italien kam. Glaubt man aber, daß an Italiens Lage doch endlich jede politische Klugheit scheitern mußte, sobald ein Nachbar, wie Frankreich, sich merklich konsolidirt hatte, und zugleich sein Verhältniß zu Italien begrif, so gehört Lorenzos Sohn, Peter, mit seinem Plane durch fremde Kraft die Macht, welche seinem Vater aus freier Achtung gezollt war, zu einer nothwendigen zu machen, nur zu den Veranlassungen die dieses Unglück über Italien brachten. Peter büßte die Unklugheit, mit welcher er sich dabei benommen hatte, durch den Verlust seines bisherigen Ansehns und seiner Macht. Er und seine Familie wurden verbannt aus Florenz, und die herrlichen Sammlungen von Handschriften, Antiken und Kunstsachen, welche seine Ahnherren veranstaltet hatten, wurden zerstreut, indem die anrückenden Franzosen mit den Florentinern vereint, den medicéischen Pallast plünderten. Die Staatsverfassung ward geändert, und die Reizbarkeit der Florentiner, mit welcher sie einer Familie bisher gehuldigt hatten, die sich durch weise Rathschläge Achtung, durch wohlthätigen und edlen Gebrauch des Reichthums Anhang, und durch Beschützung der Kunst und Künstler die schönste Popularität zu verschaffen gewußt

hatte, artete in eine fanatische Begeisterung für den Savonarola, einen Predigermönch aus, der mit glühender Beredsamkeit sich für den Gesandten der Florentiner bei der Gottheit ausgebend, versicherte daß hinfort Christus selbst sich herablassen wolle, sie zu regieren. Indem er nun zugleich erklärte daß allen Bürgern die gesetzgebende Gewalt gebühre, versicherte er sich des Volks, an dessen Spitze er stand. Religiöser Enthusiasmus mischte sich nun auf wilde Weise mit politischer Schwärmerey. Man tanzte auf öffentlichen Plätzen in Kreisen welche wechselsweise von Mönchen und Bürgern gebildet wurden, und rief: es lebe Christus! Im Carneval wurden alle Exemplare von Boccacios und Morgantes Werken, die man auftreiben konnte, aller Putz, alle Schachspiele auf einen Haufen zusammengeschleppt und öffentlich verbrannt.

Aber über eine solche wilde Raserei mußte doch zuletzt die Besonnenheit siegen, die sich in der aristocratischen Partei erhalten hatte. An diese letztere schlossen sich an die Franziskaner, welche nicht aufhörten gegen Savonarola zu predigen. Einer seiner Anhänger Dominicus von Pescia schlug daher endlich die Feuerprobe zur Bestätigung und Prüfung von Savonarolas Lehre vor. Als nun die Franziskaner sich wirklich diese Probe gefallen ließen, so fand Savonarola einen Ausweg in der Bedingung welche er mach-

te, daß sein Freund Dominicus die geweihete Hostie mit sich in die Flammen nehmen sollte. Auf diese Art zugleich den Katholicismus der Feuerprobe zu unterwerfen, schien doch den Franciskanern selbst bedenklich. Savonarola entging also zwar auf diese Weise der Gefahr, allein sein Ansehn sank beim Volke so sehr, daß dieses ihn gefangen nahm, ihm den Prozes machte, ihn henkte und seinen Leichnam verbrannte (1498).

Die Mediceische Familie gewann dadurch aber nichts, und Peter hatte so wenig Hofnung daß er, nachdem ihm ein Versuch wieder zurückzukehren mislungen war, in französische Dienste ging, bis er zuletzt 1502 in dem Fluß Garigliano ertrank. Nur dem Bruder Peters dem Kardinal Johann gelang es endlich durch eine glückliche Benutzung der Umstände, seine Familie wieder einzuführen in Florenz, und da er auch bald darauf 1513 Papst unter dem Namen Leo X. ward, konnte er mit größerm Nachdruck sich seines Hauses annehmen. Lorenz von Medici ein Sohn Peters verwaltete den Staat, da er aber nur eine Tochter, die in der Geschichte berühmt gewordene Catharine von Medici, hinterließ, so regierte nach ihm in Florenz ein natürlicher Sohn von ihm, oder wie andere meinen vom Papste Clemens VII., auch einem Mediceer, erzeugt, mit Namen Alexander, der durch die Unter-

stützung Karls V., dessen natürliche Tochter Margarete von Oestreich er geheurathet hatte, den Titel eines Erbdogen und also eine Erweiterung seiner Macht erhielt. Weil er aber zu rasch und wild seine Souveranität vollenden wollte, entstand ein Aufruhr, in welchem Alexander selbst von einem Mediceer ermordet ward. Philipp Strozzi, der thätigen Antheil an diesem Aufstande genommen hatte, und von Erinnerungen an den ehemaligen Zustand von Florenz bewegt ward, versuchte mit den Waffen den vorigen Zustand und die alte Freiheit wieder herzustellen, allein vergebens. Nur durch einen freiwilligen Tod entzog er sich dem Anblicke von dem vollendeten Untergange und der Zerstörung selbst der republikanischen Formen, mit deren Beibehaltung noch Cosmus von Medici unter spanischer Begünstigung zum Erbdogen erwählt war. Denn dieser ging geschikter als Alexander zu Werke, so daß der Titel eines Grosherzogs, den ihm der Papst 1569 gab, und den der Kaiser späterhin bestätigte, auch zu der vollendeten Souverainität die er allmälig erlangt hatte, stimmte. Die Mittel aber welche seine Vorfahren zur Begründung ihrer Herrschaft in Florenz gebraucht hatten, Handel und Wechselgeschäfte, blieben auch jetzt noch der Geist, der in ihrer Gestalt ganz veränderten Regierung, und machten lange Zeit die Fürsten

dieſes Hauſes zu den reichſten Kapitaliſten unter ihres Gleichen.

6.

Die Verſchwörung des Fiesco zu Genua.

(1547.)

Es iſt oben in der franzöſiſchen Geſchichte erzählt worden, wie der trefliche genueſiſche Seeheld Andreas Doria ſein Vaterland von dem franzöſiſchen Joche befreit, und zu der alten republicaniſchen Verfaſſung zurückgeführt habe. Auch das war einer der Kraftmänner aus jener Heldenperiode, der es werth war, der Zeitgenoſſe eines Gama, Cortez, Luther und Karl V. zu ſeyn, und nur der Raum verbietet uns, ihn ausführlicher zu ſchildern.

Wohl zwanzig Jahre hatte er das Ruder des Staats mit Würde geführt, als ſeine früheren Verdienſte allmälig in Vergeſſenheit geriethen, und die ehemalige Achtung und Bewunderung ſich in Tadel und Unzufriedenheit verkehrte. Daran war beſonders die blinde Liebe Schuld, welche der ſchwache Greis gegen ſeinen Neffen und einzigen Erben Gianettino Doria hegte,

einen übermüthigen, herrschsüchtigen Jüngling, der sich in ganz Genua allgemein verhaßt gemacht hatte. Mit Recht fürchtete man, das hohe Ansehen des Oheims werde ihm nach dessen Tode eine so unbeschränkte Herrschaft sichern, als jener ausgeübt hatte, und dann war von diesem Brausekopf keine Mäßigung zu erwarten.

Am wildesten kochte dieser Haß gegen Gianettino in dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesco, Grafen von Lavagna. Man hat diesen bewundernswürdigen Jüngling den genuesischen Alcibiades genannt, so sehr glich er an Schönheit des Körpers, an Anmuth der Sitten, an Lebendigkeit und Gewandheit des Geistes, und an feurigem Ehrgeiz jenem berühmten Athener. Schon als Knabe erglühte seine starke Seele von dem Verlangen nach Freiheit, Größe und unsterblichem Ruhme, und jetzt, da er 22 Jahre zählte, konnte er dies Toben und Pochen seiner Brust nicht mehr stillen. Gianettino war sein persönlicher Feind; ihn einst über sich und über alle Häupter in Genua herrschen zu sehen — ihn, dem er selbst sich in so vieler Hinsicht so unendlich überlegen fühlte; dieser Gedanke ließ ihn nicht schlummern. Aber desto bewundernswürdiger war die Selbstbeherrschung, mit der er alle seine Empfindungen über diesen Punkt so lange in seiner Brust verschloß, bis er zur Ausführung eines bestimmten Planes

alle

alle Mittel aufs genaueste berechnet und auf das prompteste herbeigeschafft hatte. Und dieser Plan war kein anderer, als Ermordung der beiden Doria, Eroberung des Hafens und der Stadt, und völliger Umsturz der bisherigen Verfassung. Welch ein Entwurf für den Kopf eines 22jährigen Jünglings!

Sein großes Vermögen setzte ihn allerdings in den Stand, Schiffe zu kaufen und Mannschaft anzuwerben, aber ganz reichte es doch nicht hin. Er hatte den Muth, den Papst selbst in das Geheimniß zu ziehen, und dieser (es war Paul III.) sammt seinem Sohne, dem Herzog von Parma, welche beide gleich begierig waren, Karls V. Macht in Italien zu schwächen, versprachen ihm kräftigen Beistand. Auch der französische Gesandte, den er in Rom traf, unterstützte sein Vorhaben auf das eifrigste. Fröhlich kehrte der junge Graf zurück, und während seine Bundesgenossen für auswärtige Hülfe sorgten, war er darauf bedacht, in Genua selbst sich Freunde zu verschaffen, und seine Feinde durch die schlaueste Verstellung möglichst sicher zu machen. Das letztere gelang ihm in so hohen Grade, daß wohl nie eine Verschwörung von so großem Umfange so lange geheim geblieben ist. Seine eigne Gemahlin fing nicht eher an, etwas davon zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spanische Kundschafter aus Rom

brachten dem alten Doria selbst bestimmte Anzeigen, aber in dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür herein, und scherzte so unbefangen und kindisch zutraulich mit dem Greise, daß dieser heimlich den Gesandten ins Ohr flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit habe.“

Der Abgott des Volks war der schöne prächtige und leutselige Graf längst gewesen, aber jetzt legte ers recht drauf an, alle Herzen zu erstürmen. Sein Pallast stand jedem Armen offen, und für die zahlreichen Seidenweberfamilien, die damals sehr heruntergekommen waren, sorgte er so weise und gütig, wie es sonst nur reiche Regierungen vermögen. Er kaufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für sie, und ließ ihnen Getreide und Geld an bestimmten Tagen reichen. Aus denen, die sich ihm bey dieser Gelegenheit genauer kenntlich machten, forschte er nun die sichersten aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog von Parma, an dessen Besitzungen seine Güter gränzten, nichts Gutes erwarte, erhielt er von mehreren hunderten das Versprechen, ihm im Nothfalle mit Leib und Leben zu Dienste zu stehen.

Mit drey treuen Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco ward nun das nähere überlegt. Fiesco wollte am 4. Jan. (1547) ein großes Gastmahl geben, und auf diesem sollten

die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Gianettino, weil er gerade an dem Tage Geschäfte halber außerhalb der Stadt seyn mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die That schon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geschehen, und die Doria in ihrem Pallaste überfallen werden sollten. Vor allen Dingen wollte man sich dann des Hafens und der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches nicht schwer war, da sie alle abgetakelt und fast gar nicht bemannt waren.

Fiesco hatte unterdessen selbst vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht schöpfen sollte, brachte er selber dem Gianettino Doria die erste Nachricht davon, indem er vorgab, er wolle auch einmal gegen die Türken kreuzen. Er äußerte zuletzt die Besorgniß, ob auch der alte Doria das wohl erlauben werde, und als ihn Gianettino darüber zufrieden gestellt hatte, bat er nur noch, den Lärmen nicht übel zu nehmen, den das Einschiffen so vieler Menschen in der Nacht verursachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich lustig, spielte mit den Kindern, und überzeugte sich beim Weggehen völlig, daß von seinem Vorhaben noch nicht das Geringste ruchbar sey.

Den ganzen Tag über wanderten nun die

fremden Knechte aus dem Parmesanischen ein, und da man sie in allerley Kleidungen gesteckt hatte, und zu verschiedenen Thoren einließ, so fiel ihre Menge nicht so sehr auf. Die Lage und die Weitläuftigkeit des fieskischen Pallastes kam den Verschwornen gleichfalls sehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bey der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmause und Schauspiele in Fiesko's Schloß geladen, wo sie sich zu Hunderten einstellten. Jeder ward herein, niemand hinausgelassen. Die starken Wachen verhinderten alles Geräusch. Als die nöthige Anzahl beisammen war, trat Fiesko unter sie, und machte sie in einer ächt republikanischen Rede mit seiner Absicht bekannt, vertheilte dann die Rollen, und erwartete die Mitternacht. Während unter die Verschwornen Speise und Wein ausgetheilt ward, ging er zu seiner schönen Gemahlin, die erst jetzt von seinem Vorhaben Kunde erhielt, gesellte ihr einen treuen Diener zu, und entriß sich ihren Thränen mit den Worten: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder du siehst alles was in Genua ist, zu deinen Füßen."

Es war eine schöne, mondhelle Nacht. Alles schlief, und Todtenstille war in den Häusern, als auf einmal ein Kanonenschuß auf Fiesko's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt ent-

lud sich mit schrecklichen Gebrause der Fieskische Pallast der ungeheuren Menschenmenge. Ein Theil besetzte das Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze und Palläste der Stadt. Gianettino Doria, obgleich noch immer in der Meinung, daß er die wahre Ursach des Lärms wisse, hielt doch, da das Getümmel zu allgemein schien, seine Gegenwart für nothwendig, etwanigen Unordnungen vorzubeugen. In seinen Mantel gehüllt und den Degen in der Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten gefolgt, eilte er durch die wogenden Straßen an das Hafenthor, und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn mit unzähligen Stichen niederzustoßen. Der alte kranke Andreas wollte wie Anchises den Streich des Mörders in seinem Zimmer erwarten, ließ sich aber endlich doch bewegen, die Flucht zu versuchen, und entkam glücklich durch das Thor, weil der Auftrag, ihn zu tödten, in schlechte Hände gerathen war. „Fiesko und Freiheit!“ hallte es nun in den Straßen wieder, und die Revolution war schon glücklich beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer vermißte. Niemand war jetzt, der den rohen Haufen zusammenhielt, keiner wußte, was er thun sollte, noch warum er das, was geschehen war, gethan habe. Die Verwirrung

wuchs mit jedem Augenblick, vergebens wartete man auf Fiesco's Erscheinung, und als der Tag anbrach, verlief sich der ganze Menschentroß, und die vorige Ordnung kehrte von selbst zurück. Einige Tage nachher fand man Fiesco's Leichnam im Hafen. Der Unglückliche hatte über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeschlagen, und die schwere Rüstung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn niemand als angeschmiedete Galeerensclaven hinabstürzen sehen.

Der zurückgerufene Doria rächte die That mit furchtbarer Strenge an den Hinterbliebenen. Alle Fiesker wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlösser eingezogen, die Hauptverschwornen hingerichtet. Der aus dem Schlamm gezogene Körper des Ertrunkenen ward statt aller Bestattung ins Meer geworfen. So spurlos versank ein großer Heldengeist, und so gemein endete eine That, die ohne jenen verhängnißvollen Zufall zu den glänzendsten in der Geschichte gerechnet werden würde.

7.

Galileo Galilei.

(Geb. 1564, † 1642.)

An die Künstler und Helden, die wir vorher aufgeführt, reihen sich auch ausgezeichnete wissenschaftliche Genies. Wir könnten hier besonders unter den Philologen manchen herrlichen Mann nennen, auch wäre von dem treflichen Staatsmanne und Geschichtsschreiber Nicolo Machiavelli viel zu erzählen, aber wir beschränken uns jetzt nur auf einen einzigen, den oben genannten Mann, der sich durch seine vielen treflichen Entdeckungen im Fache der Naturlehre den Namen des Vaters der neuern Physik erworben hat.

Gallilei war der Sohn eines Edelmanns in Pisa, der ein Freund wissenschaftlicher Beschäftigungen war, und, vermuthlich sich selbst unbewußt, seinen Sohn durch sein Beispiel zu einem ähnlichen Hange verleitete. Denn ungeachtet er ihn selbst zum Tuchhandel, einem in Florenz ehrenvollen Gewerbe, bestimmte, mußte er doch zuletzt der Neigung des Knaben zum Studiren nachgeben; er ließ ihn daher, nachdem er sich in der Schule in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Musik geübt hatte, die Universität

zu Pisa besuchen, wo er sich auf die Arzneywissenschaft und die aristotelische Philosophie legen sollte. Aber die trocknen Spitzfindigkeiten der letztern wurden bald seinem freien Geiste zuwider, der sich nur immer auf das Reelle, Lebendige und Haltbare richtete. Er hatte von Kindheit an einen Hang zu mechanischen Künsten gehabt, und ein Verlangen, sich über ihm unbekannte mechanische Gesetze zu unterrichten. So führte ihn schon in seinem 10ten Jahre das Hin- und Herschweben einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhangenden Lampe auf die Gesetze des Pendels, deren Entdeckung und erste Benuzzung zur Abmessung der Zeit man ihm zu verdanken hat. Jetzt glaubte er in der Mathematik die zahlreichste aller Wissenschaften gefunden zu haben, und warf sich mit einem solchen Eifer auf dies Studium, daß er in kurzer Zeit den ganzen Euklides und Archimedes erschöpft hatte. Da er aber das, was er in den Büchern vorfand, nicht bloß trocken mit dem Gedächtnisse auffaßte, sondern vermöge seiner immer regen Selbstthätigkeit von allen Seiten umwandte und mit eigenen Ideen verknüpfte, so gerieth er bald auf eigene Erweiterungen und Entdeckungen in seiner Wissenschaft. 1586 erfand er die hydrostatische Wage. Von nun an beschloß er, sich der Mathematik und Physik ausschließend zu widmen. Der Ruf seiner Kenntnisse verschaffte

ihm schon in seinem 25sten Jahre (1589) eine Professur der Mathematik zu Pisa. Er machte jetzt auf dem hohen Thurme der Domkirche sehr interessante Experimente, aus denen er die Gesetze der Geschwindigkeit fallender Körper fand. Bey immer weitern Untersuchungen zeigte sich ihm die Unhaltbarkeit der aristotelischen Meinungen in Hinsicht auf Naturerscheinungen, aber dieser Philosoph hatte damals in Italien soviel Verehrer, daß ihn anzugreifen für den größten Frevel galt. Die Wuth der Gegner war so groß, daß der junge Professor schon nach zwey Jahren seine Stelle niederlegen, und Pisa verlassen mußte. Dafür ward er aber 1592 von dem venedischen Senate zum Lehrer der Mathematik nach Padua berufen, und hier fanden seine Vorlesungen so außerordentlichen Beifall, daß sie Zuhörer aus den entferntesten Gegenden herbeilockten. Indem er nun unablässig die mathematischen Wahrheiten auf physische Erscheinungen anwandte, fiel er von einer neuen Wahrnehmung auf die andere. Das Thermometer, dessen erste Erfindung man einem Holländer Cornelius Drebbel zuschreibt, vervollkommnete er bedeutend. Seit 1604 machte er über den Magneten interessante Beobachtungen, und 1609 verfiel er, indem er eine zufällige Bemerkung eines holländischen Brillenmachers weiter verfolgte, auf die

Entdeckung der astronomischen Fernröhre und des Mikroscops. Kaum hatte er diese unschätzbare Erfindung gemacht, so wandte er sogleich seine Blicke zum Himmel, und machte eine Reihe neuer astronomischer Entdeckungen. Er fand die Beschaffenheit der Mondsoberfläche, lehrte die Höhe der Berge im Monde aus ihrem Schatten messen, und zählte im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur 7 Sterne unterscheidet, 36. Jetzt ahnte er auch, was wir nun wissen, daß sich mit Hülfe besserer Fernröhre vielleicht die Milchstraße in ein ganzes Heer von Sternen auflösen möchte. Am 7. Januar 1610 fand er die Jupiterstrabanten. Auch bemerkte er schon den Ring des Saturn und die Flecken in der Sonne, und schloß aus ihrer gemeinschaftlichen Fortrückung von Osten gegen Westen schon ganz richtig auf die Umdrehungszeit der Sonnenkörpers. Doch es würde mich zu weit führen, alle Entdeckungen dieses unermüdeten Forschers herzuzählen, und ich begnüge mich nur zu sagen, daß er dieselben von 1610 an in Florenz fortsetzte, wohin ihn Cosmus II. von Medici als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen unter den ehrenvollsten Bedingungen berufen hatte.

Aber diese Auszeichnung war eine Kleinigkeit gegen die Last des Neides, die den großen

Mann, eben um seiner Größe willen, drückte. Seit 1632, da er einen Dialog über die copernicanische und ptolemäische Weltordnung herausgegeben hatte, brach eine offene Verfolgung gegen ihn aus. Er hatte in diesem Buche einem gewissen Salviati die erstere, und einen Simplicio die zweite vertheidigen lassen, doch so, daß die Gründe des erstern das Uebergewicht hatten. Nun war das ptolemäische System, welches die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls setzt, und die Sonne sammt allen übrigen Sternen sich um dieselbe bewegen läßt, damals gleichsam das Hof- und Kirchensystem, ja das copernicanische, nach welchem die Sonne im Mittelpunkte unserer Planetenwelt still steht, galt für Ketzerey, da es mit einer Stelle in der Bibel (Josua 10, 22 — 13) streite. Die Mönche predigten nun öffentlich gegen Galilei, wobey manche gar witzlich den Spruch (Ap. Gesch. 1. 11) „viri Galilei, quid statis adspicientes in coelum?“ zum Text nahmen; ja die Jesuiten, die alle mathematische Gelehrsamkeit gepachtet zu haben glaubten, stellten dem Papst Urban III. vor, unter dem Simplicio sey er gemeint, und Galilei habe ihn dadurch verspotten wollen, daß er die Erlaubniß zum Druck eines solchen Buches habe geben können. So ward denn die Sache wirklich proceßfähig gemacht, und eine

Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, sämmtlich Galilei's Feinden, eingesetzt, um sein Werk zu untersuchen. Sie erklärten es für höchst gefährlich, und forderten ihn vor das furchtbare Inquisitionsgericht nach Rom. Unglücklicherweise lebte sein Gönner Cosmus nicht mehr. Ungeachtet seines Alters, seiner schwächlichen Gesundheit und der rauhen Jahrszeit mußte er nun im Winter 1633 nach Rom reisen, und nachdem er hier einige Monate in banger Erwartung, und zum Theil im Gefängnisse geschmachtet hatte, wurde er zur ewigen Schande des römischen Hofes von der Inquisition verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, auf den Knien liegend, und die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzuschwören (23. Jun. 1633). Die Formel lautete: Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses. Im Aufstehen stampfte er mit dem Fuße, und brummte in den Bart: „und doch bewegt sie sich!" Hierauf wurde ihm seine von sieben Kardinälen unterzeichnete Sentenz vorgelesen, durch welche er auf eine unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition, und 3 Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen Davids zu beten verurtheilt, sein Buch verboten, und sein System, als der Bibel zuwider, ver-

dammt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß man den unglücklichen Greis auch gefoltert habe.

In den letzten Jahren seines Lebens ward er fast blind, taub und contract, aber dennoch hörte er nicht auf, sich mit neuen Forschungen zu beschäftigen. „In meiner Finsterniß, schreibt er 1637 an einen Freund, grübele ich bald diesem, bald jenem Gegenstände der Natur nach, und kann meinen rastlos arbeitenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, so gern ichs auch möchte. Diese immerwährende Geschäftigkeit meines Geistes raubt mir fast allen Schlaf.“ Endlich starb er im 75sten Jahre seines Alters in den Armen seines Schülers Vincenzo Viviani, der in der Folge keinen höhern Stolz kannte, als sich mit dem Beisatz: letzter Schüler des Galilei zu unterzeichnen. Außer ihm hatte er eine Menge treflicher Zöglinge gebildet. Sein Körper wurde in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz neben dem Grabmal des Michelagnolo beigesetzt.

Er war klein von Gestalt, aber von gesundem und festem Körper, und einer einnehmenden Lebhaftigkeit. Nur mit seinen vertrautesten Freunden sprach er von Mathematik und Philosophie. Seine Zeitvertreibe waren der Gartenbau, die Musik, das Zeichnen und die Dicht-

kunst. Den Arioſt *) konnte er faſt auswendig. Seine eigene Schreibart iſt klar und angenehm.

*) Arioſto und Taſſo ſind die beiden berühmteſten italiäniſchen Dichters dieſes Zeitraums. Jener (geb. 1474, † 1533) hat ſich beſonders durch ſein Heldengedicht, der raſende Roland, dieſer (geb. 1544, † 1594) durch ſein befreites Jeruſalem unſterblich gemacht.

VIII.

Die Schweizer.

I.

Fortgesetzter Kampf gegen Oestreich.

Im fünften Theile dieses Werks ließen wir dieses Volk am Ende eines gefährlichen Krieges, der aus innerer Entzweiung entstanden, beinahe das durch einen mehr als hundertjährigen mühevollen Kampf errichtete Gebäude zerstöhrt, und seinen Feinden die Hofnung gegeben hatte, durch Benutzung der Uneinigkeit der Verbündeten, den Erfolg zu erwarten, welchen sie aus den Ankämpfen gegen ihre Einigkeit nie hatten erreichen können. Aber die gesunde Natur dieses Bundes siegte, und die Schweizer, so wurden die Eidgenossen vorzüglich seit dem letzten Kriege

genannt, durch neue Freunde verstärkt und durch Eroberungen erweitert, rundeten sich immer mehr innerhalb ihrer Grenzen ab. Aber nun mußte auch um so stärker, gleichsam als Instinkt des Bundes, die Begierde sich regen, alle noch übrigen Reste östreichischer Herrschaft als ungesunde Stoffe aus dem Körper abzuscheiden. Ja diese Reste selbst, isolirt von dem Ganzen dem sie angehörten, fühlten bei dieser Trennung mehr Nachtheil wie Vortheil, und es regte sich daher bei ihnen selbst die Lust dem Bunde anzugehören, der immer gerüstet und bereit war, Ehre und Vortheil gegen Fürsten und Adel zu behaupten. Der Plappartkrieg, veranlaßt weil zu Costanz ein Patricier beim Schützenspiel einen berner Plappart (eine Münze) nicht hatte nehmen wollen, ihn einen Kuhplappart nennend, und sagend, der Bär darauf sey eine Kuh, bewies die Reizbarkeit der Eidgenossen für ihre Nationallehre, so wie das Vorhandensein der alten gehässigen Idee von den Schweizern, bei andern, welche durch so viele ritterliche Thaten jene noch nicht hatten vernichten können, aber auch diesmal die Uebermacht schweizerischer Raschheit und Tapferkeit. Daher war es nun auch nicht zu verwundern, daß Rapperschwyl, diese seit so langer Zeit östreichische Stadt, die von ihrem Zuge heimkehrenden Schweizer in ihre Mauern gern aufnahm, und hinfort dem Bunde angehören

ren wollte, zu keiner geringen Freude der Eidgenossen die von dieser Stadt aus so oft beunruhigt worden waren durch Oestreich. Bald zeigte sich eine noch schönere Gelegenheit zur Vollendung ihres Bundes. Das östreichische Haus in mehrere Prinzen getheilt, von denen Siegesmund jetzt Tyrol, Schwaben nebst dem Elsaß besaß, war über die Erbschaft des Ladislaus Posthumus unter einander selbst zerfallen. Siegesmund zugleich aber auch mit dem Papst Pius II. über einen Streit, der zwischen dem Herzoge und des Papstes Freunde, dem gelehrten Bischof von Brixen, entstanden war. Der Papst hatte über ihn den Bann ausgesprochen, und indem er alle benachbarten Fürsten aufforderte Siegesmunden mit Heeresmacht zu überziehn, benachrichtigte er auch die Schweizer von der Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse mit dem ehrlosen Majestätsverbrecher Siegesmund, weiland Herzog. Alles geschah mit Beistimmung des Kaisers selbst. Die Schweizer, gegen welche kurz vorher Siegesmund wegen einiger eigenmächtiger Eingriffe, wie er glaubte, von Seiten ihrer, einen Bannbrief ausgewirkt hatte in Rom, ergriffen gern diese Gelegenheit. Zürch, Uri, Schwyz, Lucern, Unterwalden und Glarus ließen Truppen anrücken, durch welche bald der ganze Thurgau erobert wurde 1460, und um Dießenhofen zu belagern schickten auch Bern, Freiburg und Solothurn

Hülfsvölker. Nach dem Verhältnisse des Antheils am Kriege, richtete sich nun auch der Antheil an den Vortheilen, welche der Friede verschafte, den Oestreich auf 15 Jahr einging, und vermöge dessen alles Eroberte den Schweizern verblieb. Winterthur allein war zwar belagert worden, hatte aber nicht erobert werden können, welches indessen nur zu größerem Vortheil die Zürcher ausschlug. Denn da der Erzherzog den Zürchern diese für sie so wichtige Stadt um Geld überließ, so brauchten sie auch nun nicht die Herrschaft über dieselbe zu theilen mit den übrigen Kantonen.

Die Schwäche Oestreichs reizte die Kühnheit der Gegner, der Schweizer, immer mehr, verminderte aber nicht die Hofnungen der noch immer auf die Schweizer eifersüchtigen und nach Rache verlangenden Herren. Daraus entstand ein großer Krieg abermals zwischen Oestreich und dem Adel auf der einen und zwischen den Schweizern auf der andern Seite, veranlaßt durch einen geringfügigen Umstand, daß nämlich ein Müller mit seinem Knecht über den Handlohn zerfiel in der Stadt Mühlhausen. Der Knecht war zum Bürgermeister gelaufen, der mit größern Dingen beschäftigt, die Schlichtung des Haders verschob. Sofort verließ der Knecht die Stadt und verkaufte als rechtlos nach einem sonderbaren und Ruhestörenden Gebrauch seine An-

sprache an einen Junker von Regisheim, der diese Aufforderung zu einem gewaltsamen Angrif auf die Stadt benutzte. Diese rief Bern, Solothurn und Freiburg zu Hülfe, welche Städte einen 15jährigen Bund mit ihr machten. Der Krieg, worin Oestreich mit verwickelt ward, brannte bald auf, abermals zum Ruhm der eidgenossischen Waffen, denn im Waldshuter Friede mußte Oestreich den Kantonen 10,000 Gulden Ersatz, und wo dieses nicht zur bestimmten Zeit einträfe, Waldshut und den Schwarzwald versprechen. So nachtheilige Frieden hintereinander brachten dem Herzoge seine Schwäche zum Bewußtsein, und ihn selbst zu dem Entschlusse, fremden Beistand zu Hülfe zu rufen, da er nicht im Stande war die Summe zu bezahlen, und doch die Unterpfänder nicht gern den Schweizern lassen wollte. Er wendete sich also, nachdem er beim Reiche und Frankreich vergebens Hülfe gesucht hatte, an den großherzigen, mächtigen und reichen Herzog von Burgund, von dem er das benöthigte Geld erhielt, und dem er Pfirt, den Schwarzwald, die 4 Waldstätte und alle seine Herrschaften im Sundgau, Elsaß und Breisgau versetzte. Im Vertrauen auf diese Macht war es mehr der immer noch feindselig gesinnte Adel, als der Besitzer dieser Macht, Herzog Karl von Burgund, welcher durch Gewaltthat die Eidgenossen zum Ausbruch reizen wollte. In dem

Maaße aber, wie Burgund den Schweizern zu nahe trat, näherte sich der auf Burgund eifersüchtige Ludwig der XI. den letztern, und auch Oestreich schloß sich bald den Schweizern wieder an. Denn Kaiser und König waren von der Nothwendigkeit überzeugt, daß man der Ausdehnung der burgundischen Macht Schranken setzen müsse, und daß die Schweizer dazu am geschicktesten seien. 1474 schwur daher endlich Siegesmund und alle Eidgenossen, unter Gewährleistung Ludwigs XI. die ewige Richtung, durch welche hinfort aller Krieg und aller Groll zwischen diesen beiden abgethan, und Freundschaft und Verein seyn sollte. Die Städte unterschrieben den Vorschuß des burgundischen Pfandgeldes.

Hagenbach, der burgundische Vogt, einen Angrif vorhersehend, bemächtigte sich Breisachs als eines festen Platzes, wurde aber hier gefangen genommen. Sigismund kündigte indessen sogleich durch Einnahme seiner vorigen Länder den Pfand auf, und Hagenbach ward nach Urtheil und Recht enthauptet vor einem östreichischen Gericht, wobey auch eidgenossische Gesandten zugegen waren. Diese That vollendete des burgundischen Karls Zorn, und er beschloß den Krieg. Schweiz schloß nun den engern Bund mit Frankreich und kündigte 1474 dem Herzoge von Burgund den Krieg an. Schweizer und Oestreicher nun Freunde, und durch weiße Kreu-

ze gemeinschaftlich bezeichnet, rückten über den Jura und nahmen mehrere feste Plätze ein. Nachdem der Herzog in den obern Gegenden seines Landes Frieden gemacht, rückte er gegen die Schweizer an. Einige feste Plätze, wie z. B. Joigny, welche die Berner zu besetzen unterlassen hatten, wurden genommen, aus einigen andern wurden die schweizerischen Besatzungen vertrieben. Karl schwur bei St. Görgen, nach seiner Gewohnheit, er wolle die deutschen Hunde alle aufreiben, und ihr Vermögen den Soldaten Preis geben. Bei Granson wurde die schweizerische Besatzung auf seinen Geheiß an den Bäumen aufgehängt. Nicht fern von diesem Orte trafen beide Heere unvermuthet auf einander. Die Eidgenossen als sie des Feindes ansichtig geworden, fielen nach ihrer Gewohnheit aufs Knie und beteten. Karl aber des Sieges gewiß, rief, als er die Schweizer in dieser Stellungen für um Gnade Bittende hielt, für sie sei keine Gnade zu hoffen, sie müßten alle sterben. Aber die Bittenden, wie er meinte, verwandelten sich bald in Drohende, vor deren Angriffe die Burgundier flohen. Selbst Karl, der mit bloßem Degen in der Hand, die Fliehenden niederstoßend, Furcht durch Furcht vertreiben wollte, mußte endlich selbst die Flucht ergreifen, mit Hinterlassung seiner reichen Schätze, welche von den Schweizern erbeutet, indem sie diese letztern

bereicherten, der gefährlichste Schade waren, den die Sieger von den Besiegten litten, wie der Anblick ihrer aufgehängten Mitbürger, als sie nach der Schlacht, Granson näher kamen, der einzige Schmerz, der die Siegesfreude störte. Denn der Weg den Karl nun einschlug in demselben Jahre (1486), nach geschehener mächtiger Rüstung, durch einen neuen Angriff die Schweizer und die Ehre ihres Sieges zu zerstören, ward bei Murten ein neuer Triumph, an demselben Tage wo vor 137 Jahren bei Laupen das gemeine Wesen gerettet war. Hans von Hallwyll, der die Truppen anführte, benutzte diesen Umstand die Seinen anzufeuern. Während sie beteten, öfnete sich das Gewölk, und die Sonne ließ sich sehen, denn ein anhaltender Regen hatte die Schweizer auf dem Wege hieher ganz durchnäßt. Aber das dennoch nicht gelöschte Feuer ihres Muths, entzündete sich an diesem Sonnenstrahl zur verzehrenden Gluth des Angrifs dem 20,000 erschlagene Burgunder geopfert wurden. Ihre Gebeine nachwärts gesammelt in ein Gewölbe, mit der Umschrift: „des mächtigen Herzogs von Burgund Kriegsheer hat dieses hinterlassen," waren ein schauerliches Denkmal *)

*) Dieses sogenannte Beinhaus zu Murten ward zu unserer Zeit in den gräuelvollen Tagen der französischen Revolution von den Franzosen zerstört.

schweizerischer Tapferkeit, die endlich, als sie den Herzog von Lothringen unterstützte, (s. oben S. 48.) den dritten Sieg erfechten half, wo der Tod dem kühnen Herzog die Ruhe gab, welche jede Niederlage ihm von neuem genommen hatte *).

In diesem gefährlichen Kriege, sagt ein Schweizerischer Geschichtschreiber, haben die Eidgenossen den Ruhm ihrer Waffen, zum Nachtheil des guten Rufs ihrer Mäßigkeit ausgebreitet. Die große Beute an edlen Steinen, an Gold und Silber, die in dem burgundischen Kriege gemacht war, und die vielen französischen Subsidiengelder, machten einzelne Häuser übermüthig, oder wurden von dem gemeinen Mann in kurzer Zeit unter Schwelgen und Ausschweifungen aufgezehrt. Jene erneuerte und geschärfte Sittenmandate beweisen am besten, welche Früchte zum Vorschein gekommen waren. Das Reislaufen oder Uebergehen in fremde Kriegsdienste nahm nun überhand, und gab zu mancherlei Händeln anlas. Die Reisläufer nahmen nicht selten von zweien Herren Geld, die Hauptleute oder Aufwiegler verkürzten den gemeinen Burschen den Lohn u. s. w.

*) Karl antworte einem seiner Diener, der erstaunt war über die großen Rustungen nach der ersten Niederlage bei Granson: „dich laßt eine solche Niederlage schlafen, mich nicht.“

Nach dem burgundischen Kriege ruheten die Schweizer, in keinen auswärtigen Kampf verwikelt, aber da jetzt der Kampf zwischen der spanischösterreichischen und der französischen Macht anhub, so wurden die Eidgenossen als zwischen beiden liegend, von beiden Parteien gesucht, die durch schweizerische Truppen ihre Kämpfe am besten ausfechten zu können hofften. Ludwig XI. hatte seit jener berühmten Schlacht bei St. Jacob an der Birs, ihre Tapferkeit kennen lernend, die Verbindung mit ihnen sorgfältig gesucht und erhalten. Die Eidgenossen von Kriegslust und Beutgier erhitzt, und, Bern ausgenommen, das bei mehrern Gelegenheiten seine Einsicht in die Welthändel wohl bewährte, weniger das Verhältniß des Bundes als eines Ganzen gegen andere Ganzen im Auge habend, hatten sogar dem Könige von Frankreich zur Besitznahme des Theils der burgundischen Länder geholfen, der nicht abgeneigt gewesen war, sich mit den Eidgenossen zu verbinden. Ludwig der XI., dem man nachrechnet, daß er seit der Schlacht bei Granson, eine Million Rheinisch. Gulden bezahlt habe an die Schweizer, bemühete sich auch noch kurz vor seinem Ende, die Verhältnisse der Nation mit seiner Krone, auf seine Nachfolger zu erstrecken. Karl VIII. wußte auch durch richtiges Ausbezahlen aus den Schätzen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, das Uebergewicht in der

Schweiz zu erhalten vor der östreichischen Bewerbung, die von dem immer geldbedürftigen Maximilian ausging, an welchen Siegesmund seine Länder abgetreten hatte. Wenn aber manchmal den Häuptern die Pensionen nicht richtig bezahlt wurden, so wankte dann wieder das französische Interesse, und zu einer solchen Zeit kam denn auch einmal wirklich 1487 eine neue Vereinigung mit Oestreich zu Stande, vorzüglich durch Zürch, und den dasigen durch seine Schicksale berühmten Burgemeister Waldmann.

Auf eine solche Weise versuchten beide Mächte Bestechung und andre Künste, ihr gegenseitiges Interesse zu erhalten in den Kantonen, die bei diesem ganzen Verhältnisse nicht eben in dem günstigsten Lichte erscheinen. Beständig werden die Reisläufer (so hießen die, welche in fremde Dienste gingen), aus den Heeren des einen oder des andern Königs, nach Hause gemahnt, kommen und laufen wieder, und ihre Obern erniedern sich noch, für sie ausstehende Solde bei den Fürsten einzutreiben. Aus diesem Grunde kamen nicht selten nach einem geendigten Feldzuge, fremde Dienstknechte mit den Schweizern zurück, und blieben Eidsgenossen, bis der König bezahlte. Im Jahre 1488 allein zogen an 8000 Schweizer in auswärtige Dienste. Ein einziger solcher Flug war eine ordentliche Entvölkerung für das Land. Meist ging die Auswan-

derung in den Demokratien an, und die Angehörigen der Städte folgten dann. Um die Verbote der Eidgenossenschaft bekümmerte man sich wenig, und alle Gesetze wurden dagegen bald unkräftig, da sich die Verträge zwischen Oestreich und Frankreich oft einander widersprachen. Denn man verfuhr nicht nach einer wohlbedachten Politik, um durch Theilnahme an den Kriegen dieser Staaten, ein Gleichgewicht zu vermitteln, sondern wo man auch neutral bleiben wollte, zeigte sich doch meistens eine Parteilichkeit dadurch, daß man das Reislaufen zu dem einen Fürsten scharf verbot, das dem andern durch die Finger gesehen wurde, und welche meisten Theils mehr durch Eigennutz und Vorurtheil bewegt wurde. Das letztere war immer gegen Oestreich, und erhielt in Rücksicht auf dieses Haus eine Lauigkeit in der Gesinnung, und den erstern wußte Frankreich immer am besten zu befriedigen, daher haben wir auch oben schon gesehen, wie vielen Antheil schweizerische Waffen, an den Zügen Karls VIII. nach Italien, nahmen.

Dagegen die Eifersucht der Schweizersoldaten gegen die Landsknechte, welche ihre Nebenbuhler im Kriegshandwerk waren, der Eidgenossen gegen den schwäbischen Bund, und der Schweiz gegen Oestreich, brach in einen kurzen aber blutigen Krieg aus. Grabündten mit Tyrol in östern Zwist, hatte sich 1497 mit den Eidgenossen verbunden,

Tyrol mit Schwaben. Der Haß zwischen Schwaben und den Schweizern der immer mehr wuchs, und sich durch allerhand Spottlieder Luft machte, machte den Kampf um so leidenschaftlicher. Frankreich, jetzt von Ludwig XII. beherrscht, benutzte die Stimmung der Kantone, versprach jedem 20,000 Franken Bundesgeld, eine Anzahl Kanonen, freien Handel 10 Tage vor und nach der Messe, für zwei Studirende aus jedem Orte freie Kost zu Paris, und brachte dafür ein allgemeines Bündniß mit den Eidgenossen zu Stande. Diese letztern bewährten indessen das Zutrauen, welches Frankreich in schweizerische Tapferkeit setzte, in dem nun schon ausgebrochenen Kriege, in welchem sie durch ihre Beharrlichkeit, Einheit und Kriegszucht *) die besiegten

*) Es schwuren die Schweizer außer andern löblichen Dingen bei Lebensstrafe auf feindlichen Boden niemals weder bei Nacht noch bei Tage jemals die Waffen abzulegen, während des Kampfes keinen Gefangenen zu machen. Ein merkwürdiges Beispiel ihrer Beharrlichkeit erzählt Pirkheimer: die Schweizer waren in geschlossenen Gliedern durch den Rhein gegangen, aber indem die vordersten das jenseitige Ufer berühren, geht das Gerücht, daß der Feind da sei. Man macht Halt, und jeder bleibt auf dem Platze stehen, wo er eben stand, also auch die, welche bis ans Kinn im Rheine standen, und die mit ihren Lanzen die Eisschollen zwischen sich durchtreiben mußten. Nach zwei Stun-

welche ihnen an Macht gewiß überlegen waren. Da nämlich der Krieg, der im Vertrauen auf die Macht des unter Friedrich III. schon entstandenen schwäbischen Bundes, und der östreichischen Kräfte, aus wahrem Uebermuthe abermals von dem Adel angefangen, mit gleichem Uebermuthe geführt ward, so mußte wohl die Frucht solcher Vorurtheile eine Niederlage seyn. Von Basel bis an das Münsterthal brannte das Kriegsfeuer. Während ein Kriegshaufe der Schweizer bei Bregenz, fast nur durch seine Erscheinung, den Feind in die Flucht schlägt, siegt ein anderer Haufe bei Basel, durch den Schein der Flucht. Denn da ihr Anführer den Feind an Zahl überlegen findet, befiehlt er den Seinen nach einem nahgelegenen Hügel zu fliehen, aber mit ineinander geschlungenen Händen, damit die Reihen nicht durchbrochen werden. Die Oestreicher getäuscht dadurch, verfolgen, des Sieges schon gewiß, ohne alle Ordnung die Schweizer, welche nun umkehren, und den Feind, der sich nicht wieder vereinigen, und von seiner Menge nun keinen Nutzen ziehen kann, besiegen.

den erst, da die Untersuchenden alles sicher fanden, setzte man den Zug fort. Denn setzt Pirkheimer hinzu man hielt es für schändlich zurückzuweichen, ohne einen Feind gesehen zu haben, und für verwegen, ohne Recognoscirung weiter zu gehen.

Die Schweizer, troß den Eidgen wollten Frieden, aber ihre Gegner verwarfen ihn, und hofften auch nach zwei neuen Niederlagen auf Maximilian, der den Krieg in Geldern worin ihn die Französische Intrigue verwickelt hatte, endigte, und mit neuen Truppen heranrückte. Ein mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpfter Einfall Maximilians in das Engadin, um die Einwohner desselben, für die vielen Verheerungen Tyrols zu züchtigen, brachte ihn selbst in die größte Noth, und um seine besten Truppen. Doch antwortete Maximilian nichts auf neue Friedensanträge. Nur der Herzog von Mailand bemühete sich, den verschmäheten Frieden zu vermitteln, da er wußte, daß Ludwig der XII., König von Frankreich, fest entschlossen war, seine Ansprüche auf Mailand geltend zu machen, und indem er mit Freuden den Kaiser Maximilian hier beschäftigt sah, sich enger mit der Schweiz zu diesem Behufe verknüpfte. Diese Verbindung mit Frankreich zu vernichten, und die Schweizer für sich zu gewinnen, bot er ihnen nun seine Vermittelung an, da er wußte, daß die Eidgenossen einen Krieg zu endigen wünschten, der auf die Länge doch lästig geworden seyn würde, da ihnen von Deutschland aus Salz und Korn vorenthalten wurde, oder gefährlich, wenn der Gegner von seinen Kräften Gebrauch machen lernte. Ludwig versprach zwar dasselbe, aber Maximilian

wollte ihn nicht als Vermittler annehmen, und so kam, unter Mailändischer Bemühung, zu Basel der Friede zu Stande (1499), wobei Sforza große Geldsummen aufgewendet hatte, um die Streitenden auszugleichen. Zwanzigtausend Goldgulden sollten die Schweizer haben und erhielten, weil das Geld nicht baar konnte ausgezahlt werden, pfandweise das Landgericht über den Thurgau, welches der Stadt Kostanz gehörte, von dieser letztern, und behielten es auch, weil nachmals die Summe nicht gezahlt ward, da der Herzog von Mailand bald nachher aus seinen Staaten herausgeworfen wurde.

An den mailändischen Händeln, die darauf, erfolgten nahm die Schweiz, wie schon erzählt, Antheil und diese Zeit ist der glänzenste Punkt in der Geschichte der Schweizer, in wie fern sie nämlich einen bestimmenden Einfluß in die Welthändel hatten, aber blos als Soldaten, deren man nicht entbehren konnte. Als sie mit Frankreich über Bellenz, welches ihnen Ludwig, als Besitzer von Mailand verweigerte, zerfallen waren, eroberten sie bekanntlich 1512 Mailand wieder, für den jungen Herzog Sforza wobei sie auch sich mit den italiänischen Vogteien bereicherten. Der Landammann von Zug, Schwarzmauer war es, der dem neuen Herzog unter dem Thore von Mailand die Schlüssel gab, da sich die Eidgenossischen Gesandten überhaupt gewei-

gert hatten, dem Herzog entgegen zu gehen. Ja als darauf Venedig und Frankreich sich vereinigten, ließen sie dem Vice König von Neapel sagen: Er dürfe nur für sich sorgen, sie getrauten sich schon, das Herzogthum Mailand gegen alle Welt zu schützen. Nach diesen Grundsätzen erlaubten sie sich auch, dem jungen Herzog von Mailand, Maximilian, Abgesandte zu schicken, die ihm rathen, und auf seine Aufführung wachen sollten. Man meint, es habe der junge Herzog bei dieser republikanischen Bevogtung den Verlust seines Herzogthums mit leichterm Herzen angesehen, als die Schweizer den Verlust ihres Rufs einer unbesiegbaren Tapferkeit, durch die Niederlage bei Marignano. Der schlimme Ausgang dieses Krieges, brachte durch die Vermittlung des Herzogs von Savoyen, die Vereinigung Frankreichs wieder zu Stande, an der aber noch nicht alle wieder Theil nahmen. Nur für 8 einstimmende Kantone erst, ward unter dem Schalle der Trompeten das erste Jahrgehalt wieder eingebracht. Doch ein solcher Anblick, wie der Bastard von Savoyen verschafte, der die französischen Sonnenkronen auf das Pflaster schütten ließ und ausrief: hat das nicht das Ansehn eines mächtigen Königs? gewann auch bald die übrigen. In dem Frieden von Freiburg, versöhnten sie sich alle mit dem Könige Franz I. sie behielten Bellenz, das Valtlin, Cleven, Lauis

und das Meinthal, Ersatz aller bei der Belagerung von Dijon und im italiänischen Kriege gehabten Kosten, und für jeden Kanton *) 2000 Franken Jahrgehalt. Doch nahmen noch nicht alle Kantone Theil, man fürchtete mit Recht das Zugrundegehen des Feldbaus. Ja überhaupt, was waren die Folgen dieser Maximen, fragt ein Schweizer selbst? Ein schändlicher Gewinn für Wenige, durch das Verderben vieler, plötzliche Bereicherungen und augenblickliche Verschwendungen, ohne die Annehmlichkeit des Reichthums, oder die Vergnügungen der Pracht. Durch Bestechungen verdorbene Obrigkeiten, durften ihr Ansehn mit keinem Nachdruck gebrauchen, um einen unbändigen durch die Ausgelassenheit des Soldatenlebens verwöhnten Pöbel in Schranken zu erhalten. — Gegen das Verderben welches sich hieraus entwickelte, kämpften auch zuerst, und vorzüglich mit ihren Predigten und neuen Lehren an die Reformatoren. Denn auch in der Schweiz erschallte die Stimme dieser Propheten, und indem der Geist der Reformation auch die Eidgenossen ergrif, brachte er — nicht ohne Blutvergießen — in die einzelnen kleinen Spaltungen eine einzige große entscheidende Trennung, und modi-

*) Freiburg, Solothurn, Basel, Schafhausen und zuletzt Appenzel (1513) vermehrten durch ihren Zutritt die Zahl der Kantone.

modificirte auf neue Weise die Verhältnisse mit Frankreich.

2.

Ulrich Zwingli.

(Geb. 1481, † 1531).

Zu den beherzten Männern, welche die Herolde der neuen Lehre wurden, gehörte vorzüglich der Genannte. Er war der Sohn eines Ammanns zu Wildhausens in der Grafschaft Toggenburg. Seine erste Bildung empfing er von einem Oheim, der ein Landpfarrer war. Dann kam er nach Basel und von da nach Bern in die Schule. An beiden Orten legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Wissenschaften und Musik. Schon war er nahe daran ein Mönch zu werden, aber ein glücklicher Umstand, man weiß nicht mehr von welcher Art, verhinderte ihn daran, und Zwingli ging dafür nach Wien auf die Universität, wo er mit großem Fleiße dem Studium der Philosophie sich ergab. Nach seiner Rückkunft aus Wien ward er Schullehrer in Basel, und hier war es, wo er bei genauem Studium jene Zweifel entdeckte, die zwar schon vor ihm vielen an-

dern aufgefallen waren, die er aber zuerst laut und deutlich auszusprechen wagte.

Ein redlicher Theologe zu Basel, Thomas Wittenbach, und ein Universitätsfreund, Leo Jud, der 1506 Pfarrer zu Paris wurde, stießen mit ihren Untersuchungen mit ihm zusammen, und ihr Eifer in der Schriftforschung beförderte nicht wenig die Entdeckung der neuen Wahrheiten. Vermöge des Interesses, welches ein lebhafter und denkender Kopf in ähnlichen Köpfen erregt, zog er auch einen Kreis von redlichen Freunden an sich, und nachdem sie darin übereingekommen waren, daß das gegenwärtige kirchliche System von den Lehren des Stifters himmelweit verschieden sey, beschlossen sie, jeder in seinem Kreise von der Kanzel herab, das wahre Evangelium unter das Volk zu verbreiten. Keinem gelang dies mehr als Zwingli'n selbst, denn seine Predigten waren voll Herzlichkeit, und seine gefälligen Sitten, seine Liebe zur Geselligkeit und sein musikalisches Talent machte ihn überall, auch in der Gesellschaft beliebt. Die vier Pfarrer, mit denen er sich erst näher verbunden, waren: Konrad Rechberg, Abt im Kloster Einsiedeln, Leo Jud, Franz Zingy und Michael Sander. Ein guter Erfolg ihres Eifers war schon der, daß den Klosterfrauen das Mettensingen und die Erlaubniß zu heyrathen gegeben wurde. Um noch mehr auszurichten, wendeten sie sich an den Bi-

schof Hugo von Konstanz, und an den Kardinal und Bischof zu Sitten, Matthias Schinner, und baten um einige Reinigung der Kirche, aber beide fürchteten sich vor dem Papste und ließen sich auf nichts ein.

Ein schönerer Wirkungskreis eröfnete sich für Zwingli 1518, als er zum Pfarrer nach Zürch berufen ward. Hier fand er ein freiheitsliebendes neuerungssüchtiges Völkchen, und einen Magistrat, der ihm auf halben Wegen entgegen kam. Er führte eine neue Art zu predigen ein, indem er in zusammenhängenden Homilien seinen Zuhörern das ganze neue Testament bekannt machte und erklärte. Dann deckte er bei Gelegenheit auch wohl die Verderbniß der Geistlichkeit und die Anmaßungen der Päpste auf, und als 1509 ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, mit Ablaßbriefen in der Schweiz umherzog, eiferte er, wie Luther, gegen diesen Unfug. Um aber andern immer nützlicher zu werden, bildete er sich selber durch fortgesetztes Studium der Bibel und der Klassiker, ja er lernte von dem bekannten Andreas Karlstad in seinem 30. Jahre noch Hebräisch, um das alte Testament in der Ursprache lesen zu können. Seine Tagesstunden waren auf das regelmäßigste eingetheilt, und er entzog dem Schlafe manche Stunde, um sie für das Studieren zu gewinnen.

Da er in seinen Predigten und Schriften

allmälig immer mehr Mißbräuche der herrschenden Kirche angrif, so blieben die Verketzerungen nicht aus. Der Papst Hadrian beschloß endlich ein Religionsgespräch zur Ausgleichung der neuen Ketzereien halten zu lassen. In dieser Absicht erschienen am 29. Juni 1523 gegen 200 vornehme Personen auf dem Rathhause zu Zürch, und hier war es, wo Zwingly zuerst seine verbesserte Lehre in 67 Artikeln öffentlich vorlegte und vertheidigte. Daß diese Entzweiung zwischen Katholicismus und Protestantismus, die so tief in die ganzen Weltverhältnisse eingrif, nicht auf diesem Wege konnte aufgehoben werden, war wohl einzusehen. Konnte doch nicht einmahl zwischen denen, welche auf gleichem Standpunkte standen, eine Einigkeit zu Stande gebracht werden. Zwingly, der über die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl von Luthern abwich, und dieser letztere, stritten anfangs durch Schriften. Aber die „Unterrichtung vom Nachtmahl Christi," welche Zwingly herausgab, hatte ihn Luthern nicht genähert, der vielmehr dagegen ein Buch herausgab unter dem Titel: „daß die Worte Christi: das ist mein Leib, noch fest stehen. Wider die Schwärmgeister." Und das im VI. Theil schon erwähnte Gespräch im Marburg (1519) entzweiete vielmehr, anstatt zu einigen. Indem ein jeder den andern besiegt zu haben glaubte, beharrte er nun um so fester. Ei-

nen ähnlichen Ausgang hatte ein Religionsgespräch, das zu Baden gehalten worden war (1526), wo der bekannte Dr. Johann Eck, die Ehre des Katholicismus glaubte gerettet zu haben, zu deren Behauptung dies Gespräch besonders angestellt worden war, auf den Wunsch der katholischen Kantone, Lucern, Uri, Schwyz und Unterwalden.

Denn bei einem Staate, wie die Schweiz, der aus mannigfaltigen Theilen zusammengesetzt, durch Einheit der Regierung, eine Idee nicht durchführen konnte, bildete sich unangefochten und frei die Reformation ihre Anhänger. Aber bei dem Gemeinsinn, der den einzelnen nicht isolirte, und bei der gegenseitigen Eifersucht, welche zwischen den Theilen herrschte, mußten daraus wohl politische Bewegungen entstehen, je heftiger *) vorzüglich die fünf vorhergenannten Orte, für die Beibehaltung der alten Religion stritten, und, indem sie zugleicher Zeit die Regierungen bei ihrem (der Regierungen) Landvolke verklagen wollten, ein Vorhaben an den Tag legten zu demokratischen Freiheiten die Aristokratischen zu verführen. Denn die beiden mächtigsten aristokratischen Staaten, Zürch und Bern hatten

*) Einen Beweis davon ist, daß zu Zug ein Priester hart gestraft wurde, weil er mit Zwingli zu Zürch bei einem Freunde zu Mittag gespeist hatte.

die Reformation angenommen, und deshalb ein christliches Burgrecht mit einander geschlossen, in welches auch Biel, Mühlhausen, Basel und St. Gallen aufgenommen ward. Denn da, wo die Bischöfe die weltliche Oberherrschaft hatten, waren die Leute am geneigtesten zur Reformation. Daher wurden auch die Bewegungen vorzüglich heftig in Genf, wo die Bischöfe meistens aus dem Hause Savoyen waren, und wo man also mit seiner Gewissensfreiheit seine politische Freiheit rettete. Bern kam den innern Bewegungen, welche die demokratischen Kantone gegen die aristokratischen bezweckten, dadurch zuvor, daß man die Landsute stimmen ließ. — Von einem Ende der Schweiz bis zu dem andern geschah eine allgemeine Wanderung und Verpflanzung vieler Familien, die ihren Geburtsort, wo ihre beliebtere Religion unterlag, gegen eine andere Vaterstadt vertauschten, wo diese herrschte durch die Autorität der Obrigkeit. Doch konnte diese nicht geltend gemacht werden, in den gemeinen Vogteien, wo daher die Religionsspaltungen den heftigsten Anstoß erregten. Schon 1529 kam es zwischen den Kantonen zu Rüstungen. Die 5 katholischen Orte nach dem Beispiel der andern, welche das oben erwähnte christliche Burgrecht errichtet hatten, schlossen 1528 auch einen Bund zur Beschützung ihres Glaubens, und verbanden sich auch mit dem Kaiser Ferdinand. Diesmal

brachte noch Johann Aebli, Landammann zu Glarus, durch Flehen und Vermahnen bei Katholischen und Reformirten einen Waffenstillstand (1529) zu Wege, vermöge dessen in den gemeinschaftlichen Vogteien der Zustand der Religion blieb wie er war. Aber bald gab die Abtei zu St. Gallen den Vorwand zu dem neu ausbrechenden Kriege. Zürch und Glarus nahmen sich der Evangelischen an. Man verkaufte die Klostergebäude, entließ den Untergebenen Frohndienste und verwandelte die Schätze des Klosters in Almosen. Die beiden Kantone machten einseitig unter bloßem Vorbehalt der Rechte der zwei andern Kantone, das Landesgesetz, daß ein jeweiliger Landeshauptmann aus den vier Orten der oberste Befehlshaber sein, und sich durch einen Eid verbinden solle die Untergebenen in der Ausübung der evangelischen Religion nicht zu stören. Als nun die Landeshauptmannsstelle von einem Lucerner bekleidet werden sollte, forderten die Untergebenen diesen Eid. Der ausbediente Zürchesche aber blieb in seinem Amte. Uri, Unterwalden und Zug vereinbarten sich mit Lucern und Schwyz um solche Verletzungen mit den Waffen zu rächen. Da die Erbitterung auf das Höchste gestiegen war, so konnten Vermittlungen nichts heifen. Indessen auf Seiten der Zürcher stimmten die Anstalten nicht zu ihrer vorherigen Ungeduld zum Schlagen überein. Die fünf Orten benutz-

ten die Langsamkeit der Feinde und den Mangel an Einheit unter ihnen. Man hatte bloß einige Kriegshaufen vertheilt, das feindliche Kriegsheer rückte nach Kappel, wo einer dieser Haufen stand, mit welchem auch Zwingli ausgezogen war, es für unedel haltend, eine Gefahr nicht zu theilen, die seinem Vaterlande zuletzt durch seinetwegen gekommen war. Aber in dem zürchischen Heere war weder Gehorsam noch Befehl, das Gefecht war mehr ein Tumult, Anführer und Gemeine flohen. Zwingli blieb bewafnet unter der Zahl der Wenigen, die einigen Stand hielten. Unter dem Bitten an die Fliehenden verwundet, fiel er aus Entkräftung nieder. Ein unterwaldischer Hauptmann, Namens Juckingen ereilte ihn, und gab ihm den Todesstoß in den Hals, da er mit gefalteten Händen, und nach dem Himmel gerichteten Augen, durch das Winken des Hauptes sich weigerte, die heilige Jungfrau anzurufen. Denn der Pöbel der Sieger, war geschäftig, die Verwundeten mit dem Degen auf der Brust, zum katholischen Glauben zu bekehren, und die hartnäckigen Ketzer abzuschlachten. Von gleicher Leidenschaft geleitet ließen die Feinde Zwinglis Leichnam vom Henker viertheilen und verbrennen, und mischten die Asche von Schweinen unter seine Asche, damit nicht ein Verehrer des Verstorbenen sie sammeln möchte (11. Oct. 1531).

Die fünf Orte machten sich indessen diesen ersten Vortheil nicht sonderlich zu Nutze. Schon den folgenden Tag war der Albis wieder mit Truppen besetzt. Schafhausen, St. Gallen, Toggenburg, Thurgau eilten den Zürchern zu Hülfe. Bern, Solothurn, Basel führten Truppen nach Bremgarten. Zehn Tage nach der Schlacht vereinigte sich dieser Haufe mit den Zürchern, man trieb die Katholiken bis auf den Zugerberg, wo sie eine feste Stellung einnahmen. Sie daraus zu vertreiben mislückte abermals, die Zürcher wurden besiegt. Dieser Schlag war nachtheiliger als der erste. Die Evangelischen fingen an sich jetzt im Felde zu trennen. Zürch machte Frieden, den auch Bern annahm (1531). Diesem Frieden gemäß, blieb in den gemeinen Herrschaften eine gleiche Freiheit beider Religione, in der Abtei St. Gallen ward die katholische Religion wieder eingeführt. Auch in den evangelischen Kantonen entstanden Bewegungen, seit dem unglücklichen Ausgange des Krieges und an einigen Orten wurden die Katholiken rege, und stellten die Messe wieder her. Bei einem andern Ausgange würden die Evangelischen die Katholiken ganz ausgerottet, und das Fürstenthum St. Gallen gänzlich vernichtet haben, jetzt entstand nun wahrhaft eine doppelte Eidgenossenschaft, und die Religion ward ein neues Element zu gegenseitiger Eifersucht.

Während hier der Religionskrieg wüthete, hatte der heftige Farel, unter dem Schutze Berns, mit Widerspruch von Freiburg, mit großer Hitze die Reformation im französischen Antheil der Schweiz gepredigt. Er bestieg zu Genf die Kanzel alle Tage, ohne sich durch den Lärm der muthwilligen Kinder, oder durch die Thätlichkeiten der Weiber und Männer irre machen zu lassen, die ihm oft als einem Verführer das Angesicht zerkratzten oder den Bart rupften. Zu Granson lief er Lebensgefahr, indem die Priester und ihre Freunde mit Beilchen und Aexten den Zugang ihrer Kirchen ihm verwehrten. Bern, Genf beschützend, benutzte diese Gelegenheit, da zugleich der Herzog von Savoyen, wegen der Kriege zwischen Franz I. und Karl V., sich in einer schlimmen Lage befand, den ganzen Landesstrich zwischen Murten und Genf zu erobern (1533). Sie ließen, um ihren Gewinn zu mäßigen, Freiburg an diesem Gewinne Theil nehmen, behaupteten aber doch gegen Freiburg Vevay, um den Paß zwischen Aelen und Lausanne zu behalten. und suchten durch Ausbreitung der Reformation im ganzen Waatlande (so hieß der eroberte Landstrich), diese Erwerbung fester an sich zu knüpfen. Diese Besitzungen wurden erweitert, als endlich auch das gräfliche Haus Gryerz dasselbe Schicksal hatte, welches alle große Häuser in der Schweiz betraf. Schlechte Wirthschaft und

eine große Schuldenlast spielte die reichen Besitzungen dieses Grafen in die Hände Berns. So war nun auch gegen Westen die Abrundung der schweizerischen Eidgenossenschaft vollendet. In die europäischen Angelegenheiten mischte sie sich als selbstständige Macht, in den folgenden Zeiten wenig.

X.

Der Norden

oder

Dännemark, Norwegen und Schweden.

I.

Johann I. und Christian II.

(1481 — 1523.)

Die calmarische Union, der wir im fünften Theil Erwähnung gethan, hatte ihres Zweckes verfehlt, und nur eine rastlose Bewegung zwischen rechtlichen Ansprüchen und nationalen Widersprüchen hervorgebracht. In diesem Kampfe verließen wir den Norden nach dem Tode Chri-

stian I. 1481*) dessen Nachfolger und Sohn Johann I. sich sogleich bemühete, diese Vereinigung zu bewerkstelligen. Unter harten Bedingungen welche der König einging, kam abermals die kalmarische Union zu Stande, durch die Geistlichkeit vorzüglich, der Johann I. sehr ergeben war, und die auch eher, vermöge ihres Wesens, zusammenschmolz. Die Bedingungen vernichteten aber den Zweck. So versprach Johann, Norwegen den Bahnserzoll, den Schweden besaß, wieder zu verschaffen, in jedem der drei Reiche eine beständige Schatzkammer anzulegen, unter Aufsicht eines geistlichen und eines weltlichen Reichsraths. In den Reichsrath aber sollte er keinen andern einführen, als der von Adel sei, und der den übrigen Reichsräthen nicht misfiele. Ja nach solchen Bedingungen konnte er doch Schwedens am wenigsten sicher sein, denn Sten Sture, der Stadthalter dieses Reichs, herrschte darin fast unumschränkt, durch Schlauheit und Gewandheit trotz der Eifersucht des Adels, als gegen einen Gleichen, meistens durch die Liebe des Volks. Obgleich daher bei Gelegenheit eines ausgebrochenen Krieges zwischen Sten Sture und einem andern schwedischem Großen, Svante Sture, gelang, den Krieg anzukündigen, und den Sten Sture zu besiegen, so ließ er diesem den-

*) Im fünften Theile steht unrichtig 1490.

noch das Reichshofmeisteramt. Und als der König (1500) von den Ditmarsen, mit seinem Heere, eine große Niederlage erlitt, so empörte sich Sten Sture sogleich mit Hülfe des Volks, dessen Leidenschaften er zu erregen wußte, und trachtete sogar noch, Norwegen dazu zu erobern, indem er auf den Beistand der Hanseestädte rechnete, welche dem Könige nicht günstig dachten, seitdem er durch sein Handelsbündniß mit England, dessen Kaufleuten er unter mancherlei Vortheilen nach Dännemark und Norwegen zu handeln erlaubte, den Hanseestädten, die vorher die englischen Waaren brachten, und willkührliche Preise setzten, diese Vortheile genommen hatte. Sten Sture aber starb 1503 und die Hanseestädte durch die Störung ihres Handels bewegt, denn Johann hatte schottische Seekaper ausgerüstet, machten Frieden (1506), nach welchem der König ihnen ihre alten Handelsfreiheiten, in seinem Lande zurückgab. Dies bewog aber nun zugleich Schweden zur Ruhe. Doch blieb unter der Hand zwischen Schweden und den Hanseestädten ein Schleichhandel, dessen Entdeckung den König in einen neuen Krieg verwickelte mit Schweden und Lübeck, dem Haupt der Hansee. Holländische Schiffe unterstützten den König, und obgleich die Macht der Hansee, welche durch die Obrigkeit repräsentirt wurde, dem Feinde gewachsen war, so litt doch der Zweck

derselben, nämlich Handelsvortheile, den die einzelnen Bürger wollten, und die letztern bewogen daher die erstern, den Frieden einzugehen. Das Verhältniß mit Schweden war noch nicht bestimmt, als Johann starb (1513).

Jetzt kam Christian II. der den letzten Versuch machte, die kalmarische Union zu behaupten, auf eine Weise aber, die wenn sie nicht gelang, die Trennung um desto entscheidender machen mußte. Muth und Entschlossenheit bis zur größesten Härte besaß er dazu, und Einsicht, die sehr wohl begrief wo die Schwierigkeiten lagen. An einer gewissen Sigbritte, der Mutter seiner Geliebten, und einer klugen und verschmitzten Frau, die durch den Aufenthalt in den Niederlanden die herrliche Wirkung des eignen Handels kennen gelernt hatte, und einem gewissen Westphälinger und Verwandten jener, Slagheck, die beide aus dem niedrigen Stande waren, hatte er Rathgeber, deren Stand und Einsicht für seine Zwecke paßten. Er nämlich, der selbst eine äußerst bindende und beschränkende Wahlkapitulation hatte unterschreiben müssen, sah nur in einer völligen Souverainität das Mittel mit bedeutender Kraft wirken zu können, und ehe es nicht gelungen war, die drei Kräfte des Reichs in sich, als in einer Einheit zu verknüpfen, hoffte er nicht drei getrennte Reiche vereinigen zu können. Mittel endlich zu allen diesen Zwecken war

der Besitz von Gelde, das, wenn die Souverainität nur erst vorhanden war, leicht in seinen Schatz aus den Händen des Volks gebracht werden konnte, wenn man dann auch den Nationalreichthum des Landes vermehrte. Diesem letztern stand am meisten im Wege die Hansee mit ihrem den Norden übervortheilenden Handel. Diesen zu zerstören ergrif er nicht unschickliche Mittel. Auf ausländische Waaren wurden Zölle gelegt, aus den Niederlanden kamen Kolonisten an, den Garten- und Ackerbau zu vollenden, in Nowogrod trat, mit Genehmigung des Zaars, an die Stelle des Deutschen Komptoirs ein Dänisches, in Dännemark ward allen Deutschen Kaufleuten zu fischen, im Lande mit Waaren herumzuziehen und Ochsen aufzukaufen verboten. Diese Schritte mußten die Hansee beleidigen, und die reichen Güterbesitzer zugleich mit, die sich in diese Handelsvortheile theilten. Aber diese und der höhere Adel, mußten noch von einer andern Seite angegriffen werden, da der König in ihnen so wie in der bischöflichen Macht, die Haupthinderniße der königlichen Souverainität sah. Gegen die letztere, hatte der Zeitgeist in der Reformation ein Mittel geboren, das ohne seine politische Zweckmäßigkeit, um seiner selbst willen auch als sittlicher Zweck hätte gesucht werden müssen. Gegen die erstern aber, den hohen Adel, schien nur eine gänzliche

Vernichtung das einzige Mittel, das aber umgekehrt wegen seiner Beschaffenheit, auch durch den politischen Zweck nicht leicht vor der sittlichen Gesinnung der Welt gerechtfertigt werden konnte. Das letztere Mittel sollte zuerst in Schweden versucht werden, welches Reich Christian auf seinem zweiten kriegerischen Einfalle, nach Sten Stures II. Tode, der seit 1512 Reichsverweser war, erobert hatte. Nachdem auch Stockholm, das noch zuletzt von der hinterlassenen Wittwe Sten Stures und seinen Anhängern vertheidigt wurde, in seine Hände gefallen war, ward am 4. November 1520 eine feierliche Krönung in der zuletztgenannten Hauptstadt gehalten. Ein drei Tage lang dauernder festlicher Schmaus und eine gegebene Amnestie verdeckten das schauerliche Opfer, welches dem kalmarischen Bunde und der Souveränität gebracht werden sollte. Am 8. November wurden von dem Erzbischof Gustav Trolle, durch dessen Haus die Eroberung Schwedens dem Könige erleichtert, und der selbst lange Zeit von dem vorigen Reichsverweser im Gefängniß gehalten worden war, dem Könige Christian eine Klage gegen alle seine vorigen Feinde, die zugleich die Feinde des schwedischen Königs gewesen waren, übergeben mit der Bitte: den päpstlichen Bann, den Christian schon früher gegen sie ausgewürkt hatte, an ihnen zu vollziehen. Die Wittwe Sten Stures ward zuerst

hingerichtet, und nachdem ein dänischer Reichsrath dem Volke versichert hatte, daß der König hier nur als ein vom Papst verordneter Richter handele, wurden zwei Bischöfe, und nach ihnen viele weltliche Reichsräthe, Ritter, Rathsglieder und Bürger Stockholms hingerichtet, und ihre, so wie des Sten Sture ausgegrabene Leichen hernach verbrannt, um mit dieser Ketzerstrafe vollends die Ausübung einer blos geistlichen Züchtigung zu bekräftigen. Zu diesen 94 Personen wurden die Tage nachher mehrere verdächtige hinzugefügt, und ein ähnliches Blutbad in Finnland ausgeübt. Die Rückreise des Königs nach Dännemark bezeigte eine ähnliche blutige Spur.

Hatte er hier ein päpstliches Gericht nur geübt, so sollte nun der päpstliche Zorn, den zwei Bischöfe, die unter den Hingerichteten waren, hätten erregen können, durch die Einführung der lutherischen Religion, oder durch die Drohung damit, unkräftig gemacht werden. Während er den Churfürsten von Sachsen bat, ihm Luthern selbst nach Dännemark zu schicken, hatte er doch noch nicht ganz mit dem Papste gebrochen, sondern schickte ihm noch eine Gesandschaft in Reichsangelegenheiten, gab aber bald darauf das bekannte geistliche Gesetz, in welchem der Geistlichkeit, der Ankauf unbeweglicher Güter untersagt wurde, außer in dem Fall, daß sie sich verehlichen würden, eine Bedingung ganz gegen

das Wesen der Hierarchie. Ward nun die Geistlichkeit durch diese Gesetze nicht wenig beleidigt, so wurde es auch der Adel durch die neuen Handlungs-, Policei- und Strandverordnungen, deren Vortreflichkeit und Zweckmäßigkeit für das Ganze des Staats am Besten zeigte, wie der Zorn des Adels, der seine Rechte vorschützte, eine Ungerechtigkeit gegen das Ganze war. Das letzte Gesetz, die Strandverordnung, durch welche befohlen ward, die Waaren eines gestrandeten Schiffes ein Jahr lang zum Besten der Eigenthümer zu verwahren, beleidigte am meisten die jütländischen Güterbesitzer.

Eine Reise zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl V. von dem er sich die Vollmacht der kaiserlichen Belehnung über Hollstein, die der Bischof von Lübeck bisher ausübte, verschaffte, um dieses wichtige Land, das noch abgesondert war für einen Zweig des dänischen Hauses, in eine nähere Abhängigkeit zu bringen, sollte ihm zugleich die Stadt Lübeck in eine dänische Landstadt verwandeln, wenn nämlich Karl ihm zu Gefallen die Reichsstandschaft ihr würde genommen haben, welches aber Kölln zu hintertreiben wußte. Auf eben dieser Reise hatte er zu Brügge täglich den berühmten Erasmus von Rotterdam zu seiner Tafel gezogen, und sich mit ihm über die Verbesserung der Kirchen und der Schwächung der geistlichen Macht unterhalten, ohne

doch aber in seinen Ländern noch bedeutendere Schritte zur Einführung der Reformation zu thun, da er, sie nur nicht störend, die päpstliche Autorität noch immer gebrauchte in dem Streite gegen seine Reichsstände.

Soweit hatte sein kühner Geist alle Fäden, durch welche das Volk und die Länder fester an die souveraine Einheit angeknüpft werden sollten, angelegt, jetzt sollte sichs zeigen, wer nun siegen würde, denn es erhob sich der Kampf von der Seite derer, welche angegriffen waren. Zuerst brach unter dem kühnen und unerschrockenen Gustav Wasa eine besonders zu erzählende Bewegung aus, zu deren glücklichen Ausgange die Lübecker beitrugen. Der Herzog von Holstein, der auch Theil daran nahm, trat zwar zurück, nachdem der König die Ausübung der kaiserlichen Verwaltung aufhob, aber Lübeck wollte sich nicht aussöhnen, sondern landete sogar öfter an den Küsten Dännemarks. Als nun der König die jütländischen Reichsräthe berief, um zu seinem Zuge gegen Schweden Geld durch eine von ihnen zu bewilligenden Kopfsteuer zu erlangen, und im Fall der Weigerung, sie zu zwingen Anstalten getroffen hatte, die das Gerücht oder die Wahrheit mit denen zu Stockholm verglich, so brach auch hier die lang verhaltene Empörung aus, und man rief des Königs Oheim, den Herzog Friedrich von Holstein Schleswig zum jü-

lschen König aus. Ein förmlicher Absagebrief kündigte dem Könige den Gehorsam auf. Dieser sah sich ohne Geld, ohne Truppen, denn die Reuterei des Reichs bestand fast ganz aus dem Adel, seine Gegner aber mit allem versehen. Denn sie hatten auch die jütländische junge Mannschaft aufgeboten, Lübeck unterstützte sie mit Geld, Geschütz und Menschen, und der Herzog von Holstein besetzte mit seinen Truppen schon die festen Plätze. Da seine Handlungsweise ihm alles Zutrauen genommen hatte, konnte die Gewalt der Waffen allein entscheiden. Aber auf diese wollte oder konnte es der König noch nicht ankommen lassen, sondern mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, der Seybritte und seinen Schätzen verließ er das Reich und ging nach den Niederlanden, um durch kaiserliche und englische Hülfe das Reich zu behaupten (1523). Aber vielleicht wäre es besser gewesen, hätte er zu der Unterstützung seine Zuflucht genommen, die, da Seeland, Fünen, Schonen und Gothland ihm noch anhingen, innerhalb seiner Staaten sich darbot. Sein ferner Kampf war vergeblich, und indem die, welche an seine Stelle in Dännemark und Schweden getreten waren, beide der gemeinschaftlichen Beschützung bedürftig waren, löste sich die cal. marische Union auch im Wollen auf, da sie in der That und wirklich bisher nicht existirt hatte

2.

Gustav Wasa.

(1524 — 1560.)

Gustav Erichson, mit dem Beinamen Wasa, geboren den 12. Mai 1490 im Kirchspiel Ockestad, 3 Meilen von Stockholm, war der Sohn eines Reichssenators, der sein Geschlecht von den alten Königen von Schweden ableitete. Von seiner Erziehung ist nicht viel zu sagen; sein armes, kaltes, unkultivirtes, und mit auswärtigen Ländern in gar keiner Verbindung stehendes Vaterland bot einem Jünglinge damals noch keine erheblichen Anstalten dar, die seinen Geist hätten bilden können. Das meiste lernte er am Hofe des Reichsvorstehers Swante Sture und in dem Umgange mit einigen Lehrern der Universität zu Upsala, die sich, wie alle höhere Geistliche in Schweden, in Rom gebildet hatten.

Dafür hatte ihm aber die Natur einen Empfehlungsbrief gegeben, den auch der roheste Wilde anerkennt, einen wohlgebauten und starken Körper, einen schönen, freundlichen Blick und eine seltene Ueberredungsgabe. Patriotismus flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihm die verwickelten Umstände, in denen sein Vater-

land während Christians II. Regierung sich befand. Ehe dieser dänische Unionskönig zur Krönung in Schweden gelangte, mußte er lange List und Waffen gegen den Reichsvorsteher versuchen, und hier war es schon, wo Gustav Erichson als ein junger Officier sein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden vertheidigte. Außer daß er selbst mehrere Siege über die von Zeit zu Zeit landenden Dänen gewann, waren auch in den Reichsversammlungen seine Rathschläge immer so durchdacht und zweckmäßig, daß selbst die Aelteren die Ueberlegenheit seines Geistes willig anerkannten. Auch die Dänen fürchteten ihn am meisten, und als daher Christian 1518, um einen Frieden zu vermitteln, sich erbot, selbst nach Stockholm zu kommen, verlangte er unter mehrern andern Geiseln auch den jungen Erichson ausgeliefert. Hinter diesem Vorschlage lag aber, wie gewöhnlich, eine höchst treulose Politik verborgen. Der König ließ nämlich, anstatt selbst nach Stockholm hinüber zu segeln, die früher angekommenen schwedischen Geiseln als Verbrecher verhaften und nach Dännemark bringen, mit der Drohung sie alle enthaupten zu lassen, wenn die Schweden nicht die kalmarische Union anerkennen, und seinen Freund, den verjagten Erzbischof Trolle von Upsala, wieder einsetzen würden.

In Dännemark nahm sich ein angesehener

Edelmann, Namens Banner, des jungen Erichson an, der ihm noch verwandt war. Er stellte 6000 Thaler zur Bürgschaft für ihn, und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß er ihn sorgfältig hüten, und sich für seine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Banners Schlosse, und dachte an nichts als an sein Vaterland, das seiner so sehr bedurfte. Mehrmals war er schon auf dem Wege, zu entfliehen, aber sein Gefühl von Rechtlichkeit hielt ihn noch zurück. Als er jedoch vernahm, wie der Reichsvorsteher gestorben, und Christian im Begriff sey, die Schweden wirklich unter seine strenge Herrschaft zu beugen, da hielt er sich nicht länger, sondern beschloß Untreue mit Untreue zu vergelten. In Bauernkleidern entwischte er des Nachts, und entging 2 Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft deutscher Viehhändler an, die aus Jütland Ochsen geholt hatten, und ihn auf sein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienste nahmen. Mit ihnen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519), und hier begab er sich sofort auf das Stadthaus, nannte seinen Namen, und bat um Schutz für sich und um Beistand für sein Vaterland.

Lübeck, die mächtigste unter den deutschen

Hanseestädten, und von Christian vielfach beleidigt, bedurfte kaum der nachdrücklichen Vorstellungen von Seiten Wasas, um überzeugt zu werden, wie nützlich für sie die Trennung Schwedens von Dännemark sei. Er erwarb sich so sehr das Zutrauen der Rathsherren, daß sie ihn sogar gegen Banners Ansprüche in Schutz nahmen, der ihm nachgeeilt war, und ihn von den Lübeckern zurück verlangte. Nach sieben Monaten täglich angestrengter Bemühung erhielt er nicht nur die Erlaubniß, abzureisen, sondern auch das Versprechen, daß man ihn künftig mit Geld und Soldaten unterstützen wolle, wenn die Umstände einen solchen Beistand nöthig machen sollten. Ein Kauffartheischiff setzte ihn im May 1520 glücklich in Schweden ans Land.

Er zeigte sich hier zuerst dem schwedischen Commandanten von Calmar, allein dieser, welcher dänisch gesinnt war, empfing ihn so kalt, daß Gustav, um nur sein Leben zu retten, schnell in Bauerntracht weiter eilte. Nach Stockholm wagte er gar nicht zu gehen, er wanderte vielmehr unter unzähligen Beschwerden und Gefahren nach Südermannland. Die Nächte brachte er bald im Korne, bald in den Wäldern zu. In Südermannland besuchte er seine Schwester, die mit einem Reichsrath Brahe vermählt war, und machte hier seinen Vorsatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und sich an dessen

Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtsamen Verwandten erschracken über solch ein Wagestück, und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben. Seine Schwester bat ihn mit Thränen, doch nicht sich und sie alle ins Verderben zu stürzen. So ging er denn weiter, und verbarg sich auf einem Rittergute seines Vaters, Namens Räfnäs, indeß sein Schwager nach Stockholm reisete, dem dänischen Könige zu huldigen.

Indem Gustav zu Räfnäs zwischen allerley kühnen Entwürfen schwankte, ging zu Stockholm das fürchterliche Blutbat vor, dessen wir eben erwähnt. Das Gerücht drang auch zu ihm in seine Einsamkeit; er hörte, daß sein Vater und seine Vettern mit gefallen waren, und der Durst nach Rache verstärkte in ihm die längst gefaßten Entschlüsse. Aber woher sollte er die Macht nehmen, oder wohin sollte er fliehen, um nur seinen Verfolgern zu entrinnen? Denn Christian hatte seinen Aufenthalt in Südermannland erfahren, und schickte ihm überall Soldaten nach, ihn aufzusuchen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, verschloß man die Thüren vor ihm, selbst das Karthäuserkloster zu Grypsholm, das seine Vorfahren gestiftet hatten, verweigerte ihm eine Freistatt. Da floh er an die äußerste Gränze

Schwedens, in die bekannten Thäler an den norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarlen bewohnt werden, einem noch ziemlich wilden Völkerstamme, der nach der Weise der freien Nordamerikaner lebte, und noch jetzt seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe, seine Ehrlichkeit und Gastfreiheit bewahrt, und in dem Könige mehr seinen Schutzherrn als seinen Beherrscher ehrt. Diesen Männern wollte er sich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes vorstellen, und wenn er sie zum Kriege begeistern könnte, sich an ihre Spitze stellen. Aber schon unterweges verlor er einen Theil seiner Hoffnungen. Ein Schelm von Diener, den er mitgenommen hatte, verließ ihn in der Nacht, und ging mit aller ihm anvertrauten Bagage davon. Vergebens setzte ihm Erichson so lange nach, bis sein Pferd vor Mattigkeit hinsank; er mußte endlich auch dies Pferd im Stiche lassen, und sich wieder in die gewohnte Bauerkleidung verstecken. Nachdem er lange einsam in diesen rauhen Gegenden, öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er endlich wieder an einen Ort, wo Menschen wohnten, nach Fahlun, das durch seine Kupferbergwerke berühmt ist. Ohne Geld und ohne Bekannte mußte er sich hier als Arbeitsmann verdingen, um nur sein Leben zu fristen. Aber dieses ungesunden Aufenthalts unter der Erde ward er bald

überdrüßig. Er ging weiter, und verdung sich abermals bey einem reichen Manne im Kirchspiel Wika, auf dessen Hofe er durch Dreschen und andere Handarbeit sein Brodt verdiente. Aber auch hier war er nicht lange sicher. Seine Sitten fielen seinen Mitknechten auf, eine Magd bemerkte auch die Feinheit seines Hemdes, und endlich ließ der Herr ihn kommen, um ihn auszuforschen. Erichson erinnerte sich, mit diesem Manne in Upsala studirt zu haben, er entdeckte sich ihm daher, und forderte ihn zur Theilnahme an seinem großen Unternehmen auf, erregte aber, wie gewöhnlich, nichts als Erstaunen und feiges Schrecken, ja man rieth ihm, tiefer ins Gebirge zu flüchten, und sich an keinem Orte lange aufzuhalten. So wanderte er denn weiter, ging über einen gefrornen See, brach ein, rettete sich mit Lebensgefahr, und erreichte einen andern Edelhof, dessen Besitzer ihn sogleich erkannte, und freundschaftlich aufnahm, aber nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz. Er berechnete schnell, welche Belohnung er von Christian erhalten könne, wenn er diesen gefährlichen Gast auslieferte, und so setzte er sich, nachdem er ihn ganz ausgeforscht hatte, unter einem Vorwande schnell zu Pferde, um seinen Fang dem nächsten dänischen Statthalter anzuzeigen. Dieser gab ihm sogleich 20 Mann mit, allein zum Glück fanden sie den Flüchtling

nicht mehr. Des Edelmanns mitleidigere Gattin hatte ihm einen Wink von ihres Mannes Vorhaben gegeben, und ihm selbst ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht geliehen. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Isala, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in seiner Kirche verschlossen hielt, und ihn dann bey einem Bauer, Namens Nilson unterbrachte.

Aber auch hier suchten ihn die dänischen Späher auf. Sie traten in Nilsons Stube, als eben Erichson daselbst unter mehreren Knechten am Feuer lag. Nur die Geistesgegenwart der Frau konnte ihn retten. Während die Soldaten mit ihrem Manne sprachen, kam sie zornig herein, schimpfte auf den faulen Knecht, der sich nur immer wärmen wolle, gab ihm einen derben Schlag mit dem Spaten, und jagte ihn zu den übrigen Arbeitern hinaus. Er beschloß hierauf noch weiter zu fliehen, aber überall hörte man von umherstreifenden Dänen. Da hatte sein Wirth einen listigen Einfall. Er legte ihn auf einen Wagen, bepackte ihn mit Stroh, und fuhr ihn so verborgen nach Rättwick. Aber auch auf diesem Wege begegnete ihm eine dänische Patrouille, der Wagen ward angehalten und das Stroh an mehreren Stellen durchstochen. Ein Stich ging dem armen Gustav tief ins Bein, aber er rührte sich nicht. Der Bauer, welcher beim Weiterfahren bemerkte, daß seine ganze

Wagenspur im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab sogleich seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, um die Spione abermals zu täuschen. So kamen sie glücklich in Rättwick an.

Hier nahm Erichson, ohne sich zu erkennen zu geben, Gelegenheit, die Bauern in der Kirche von den Gräuelthaten in Stockholm zu unterrichten, deren Ruf in diese entlegene Thäler noch nicht gedrungen war. Er schilderte ihnen den Charakter des Königs mit gräßlichen Farben, und weissagte ihnen ein schreckliches Schicksal, wenn sie sich nicht, wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren, zuerst aufmachen würden, das fremde Joch abzuwerfen, wozu jetzt die beste Zeit sey. Die Bauern waren bewegt, und meinten, wenn ihre Nachbarn anfangen wollten, so würden sie nicht die letzten seyn. Der erfreute Erichson ging nun nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiel in diesen Thälern, wo er seine Beredsamkeit mit gleichem Erfolg versuchte.

Der dänische Statthalter in Westeräs vernahm mit Unruhe diese Bewegungen in den Thälern, und befahl den Untervögten, recht wachsam auf den Urheber zu seyn, und den Bauern recht viel von Christians Milde vorzureden, Aufhebung der Steuern zu versprechen, u. dgl. Dies hätte allerdings viel wirken können, denn was zu Stockholm und überhaupt bis jetzt vorgegan-

gen war, hatte sie am wenigsten getroffen, wenn nicht Erichson an einem schwedischen Soldaten, der ehemals unter ihm gedient, jetzt aber sich hier niedergelassen hatte, einen trefflichen Beistand gefunden hätte. Dieser freute sich so sehr, seinen geliebten Herrn so unerwartet hier zu finden, daß er sich ihm unter freiem Himmel zu Füßen warf, und ihm den Eid der Treue schwur. Ja, um ihm seine Ergebenheit durch die That zu zeigen, ging er zu dem nächsten Untervogt, Nils Westgöte, der sich in der Verfolgung Gustavs besonders thätig bewies, und schlug ihn todt.

Erichson hatte eben den Bewohnern von Mora zur bequemsten Zeit — es waren die Weihnachtsfeiertage — von einem Hügel herab eine feurige Rede gehalten, als das Gerücht erscholl, die Dänen seyen schon im Anzuge. Es waren etwa 100 Mann, die mit Ungestüm den Flüchtling suchten. Ihr hartes Verfahren erbitterte das Landvolk, man zog die Sturmglocke, und in kurzem waren gegen 1000 bewaffnete Bauern beisammen, die sogleich auf die Dänen losgingen, und sie sicher alle würden todtgeschlagen haben, wenn diese nicht versprochen hätten, Erichson ruhig fortziehen zu lassen. Dieser begab sich nun nach den westlichen Thälern, um erst eine Weile seine Verfolger zu ermüden.

Kaum war er fort, so fand sich ein schwe-

diſcher Edelmann in Mora ein, der mit noch weit lauterer Stimme den Aufruhr predigte. Er erzählte die Grauſamkeiten der Dänen mit übertriebenen Zuſätzen, und verbreitete das unſinnige Gerücht, der König werde nächſtens eine Blutreiſe durch ganz Schweden vornehmen, auf jedem Lehnhofe ſollten neue Galgen errichtet werden, eine große Schatzung ſey bereits ausgeſchrieben, und um aller Empörung zuvor zu kommen, ſolle jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Die Dalekarlen, vor Schrecken und Wuth außer ſich, bereueten nichts mehr, als daß ſie ihren Gaſt hatten ziehen laſſen, und der Edelmann hörte nicht ſobald von der Anweſenheit ſeines ehemaligen Befehlshabers, als er den Bauern freudig bewies, dieſer Erichſon ſey gerade der einzige Mann in Schweden, der ſie und das Reich retten könne. Seine Reden wurden durch einen andern flüchtigen Edelmann beſtätigt, der um dieſe Zeit dort ankam, und der das Blutbad in Stockholm mit angeſehen hatte, und die Wuth des Königs nicht fürchterlich genug ſchildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen zur Rache fortgeriſſen; ſie jagten Guſtaven auf Schlittſchuhen nach, und brachten ihn im Triumph zurück. Zweihundert Mann erboten ſich, ihm zu folgen. So ward der erſte Bergvogt angegriffen, getödtet, und ſein Schloß geplündert. Dann kam der nächſte

Steuer-

Steuereinnehmer an die Reihe, bei dem man eine gute Kasse fand. Der glückliche Erfolg und die reiche Beute lockte bald mehr Bauern zur Nachfolge an, und in wenig Tagen hatte Erichson gegen 3000 Mann beisammen. Sie lebten vom Raube, und verbreiteten überall Schrecken vor sich her. Als die Nachricht von dem Aufstande in Stockholm ankam, war die dortige dänische Macht schon nicht mehr stark genug, ein Gegenheer auszurüsten. Man ließ also Gustaven Zeit, sich gehörig zu verstärken, und dieser nutzte seine Muße dazu, sein rohes Landvolk zu einer bessern Kriegskunst abzurichten. Er lehrte sie bessere Waffen schmieden, und in geschlossenen Gliedern fechten. Auch zwang er sie zu einer strengen Disciplin, und bestrafte jeden groben Ungehorsam mit dem Tode. In seinem Betragen war Würde und Gefälligkeit so schön vereinigt, daß man nicht wußte, ob man ihn mehr lieben oder fürchten sollte. Er benahm sich schon durchgängig als Herrscher, und ließ sogar zu Hedemora, wo lange sein Hauptquartier war, Münzen schlagen. Im May 1521 erklärte er dem Könige durch eine Proklamation förmlich den Krieg, eroberte Westerås durch List, und sammelte eine Menge schwedischer Officiere unter seine Fahnen, die von des Königs Heer mit Freuden zu ihm übergingen. Seine Armee ward allmälig so stark, daß er sie theilen, und

an mehreren Orten zugleich operiren konnte. Ja als er sich von eigentlichen Soldaten hinreichend unterstützt sah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hause gehen, und ihre Erndten bestreiten konnten. Bald ward Upsala erobert. Von da gings auf die Hauptstadt los. Der Dänen waren zu wenige in der Stadt, als daß sie ihm hätten entgegen gehen können, aber doch auch noch zu viel, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden, und da Gustav keine Flotte hatte, so konnte Christian von der Seeseite noch soviel Truppen und Proviant hineinbringen, als er wollte. Dennoch blieb aus Mangel an Geld der Zuschuß anfangs geringe. Dafür versuchte er ein grausames Schreckmittel. Gustavs Mutter und zwey seiner Schwestern befanden sich nebst andern vornehmen Frauen als Geiseln in Kopenhagen. Da der König des Sohnes kindliche Liebe kannte, so ließ er ihn wissen, daß seine Mutter sterben solle, wofern die Belagerung von Stockholm nicht sogleich aufgehoben würde. Trotz allem Schrecklichen dieser Drohung fühlte doch der Held, daß die Pflicht gegen sein Vaterland und seine 15000 Anhänger die größere sey, und setzte die Belagerung fort. Nur zu bald erfuhr er, daß Christian Wort gehalten habe.

Indessen waren die mit der Eroberung Stockholms verbundenen Schwierigkeiten für

Erichson noch immer groß genug, da er weder Geschütz noch Schiffe hatte, und namentlich die Partey der Geistlichkeit im Reiche durchaus auf des Königs Seite war. Er forderte darauf die sämmtlichen schwedischen Großen auf, sich im August 1521 auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier Abgeordnete aus allen Provinzen, er redete sie ernsthaft und freundlich an, schilderte ihnen den Zustand des Reichs, und forderte sie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anwesende wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt, und versprachen ihm bis in den Tod zu folgen, auch ohne Neid ihn zum Throne zu führen. Mit unverstellter Bescheidenheit lehnte er die Königswürde ab, und nahm bloß den Titel eines Großvorstehers und Oberhauptmanns des Königreichs an. Darauf setzte er die Belagerung der Hauptstadt mit Eifer fort. Er sandte zu den Lübekkern, und bat sie um die versprochene Hülfe. Sie schickten ihm 10 wohl ausgerüstete Schiffe und 900 Mann Landtruppen, zu denen sich mehrere deutsche Ritter gesellten, die Erichsons nun schon im Auslande bekannter großer Heldenruf dorthin lockte. Christians dänische Händel und sein Mangel an Geld machten auch, daß er seine schwedischen Truppen nicht genug unterstützen konnte, und diesem Umstande verdankte Gustav am Ende vorzüglich die Erreichung seines Zwecks.

Denn die Lübecker hatten durch ihre Flotte mehr ihre Handelsvortheile, als seinen Nutzen zu befördern gesucht. Als die dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß auch in Dännemark eine Empörung ausgebrochen sey, und daß der König Kopenhagen als ein Flüchtling verlassen habe, so willigten sie endlich unter vielerley Bedingungen, die man gern zugestand, in die Uebergabe (21 Jun. 1523). Die Empfindungen des Volks waren dennoch getheilt, denn man kannte Gustaven hier wenig, der Neid der Großen trieb sein gewöhnliches Spiel, und die Geistlichkeit, die Gustavs Liebe zum Lutherthum kannte, versäumte nichts, das Volk unruhig und mistrauisch gegen den neuen Herrn zu machen.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Gustav zu kämpfen hatte, kann man daraus schließen, daß Gustav, weil er nicht im Stande war, den Lübeckern ihre Forderung von 68,681 Mark Silbers zu bezahlen, sie durch folgende Bedingungen besänftigen mußte: den Hanseestädten im Nothfall mit Schiffen und Truppen beizustehen; ohne den Willen der Lübecker mit keiner Macht einen Vertrag zu schließen; den Schaden zu ersetzen, den Christian etwa aus Rachsucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hanseestädten die ausschließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederla-

gen in allen Schiffshäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten irgend eine Niederlassung in Schweden zu gestatten, ja sogar den Schweden selbst jeden andern Handel als mit den Hanseestädten zu untersagen. Einen solchen Sklavenzwang mußte sich das Königreich Schweden von einer einzelnen deutschen Handelsstadt auflegen lassen!

Ein Reichstag zu Strengnäs im Anfang des Junius 1523 sollte nun über die letzten Maaßregeln zur Sicherheit der Reichsfreiheit entscheiden, und hier kam man bald aufs Reine, indem alle Stimmen sich dahin vereinigten, daß das Reich eines Königs bedürfe, und daß niemand dieses Postens würdiger sey, als Gustav Erichson, der Retter des Vaterlandes. Aber in diesem so entschlossenen Manne wohnte doch eine gewisse Weichheit, die man in dem Bekämpfer eines Tyrannen nicht erwarten sollte. Die nähere Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mit der Organisirung eines so gestaltlosen Reiche, mit der Bekämpfung einer so mächtigen Geistlichkeit und eines so stolzen Adels, und mit der Behauptung einer an Hülfsmitteln so armen Krone verbunden seyn mußten, brachte ihn zu dem Entschlusse, die dargebotene Königswürde standhaft abzulehnen, und in den Privatstand zurückzukehren; und so war es rührend, zu sehen, wie das laute Freudengeschrey, mit welchem Edel-

leute, Geistliche, Bürger und Bauern den Namen König Gustavs feierten, plötzlich verstummte, und auf sein Weigern sich in allgemeine Traurigkeit verwandelte. Die Abgeordneten brachen in Thränen aus, fielen auf die Knie, und beschwuren ihn, doch jetzt seine Hand nicht vom Vaterlande abzuziehen. Der päpstliche Nuntius selber ermahnte sie, mit Bitten nicht abzulassen, und so konnte der edle Mann, dessen Augen selber von Thränen glänzten, nicht länger widerstehen. Ein lauter Freudentaumel ergriff jetzt die ganze Versammlung; alle schwuren dem neuen Könige den Eid der Treue, und er schwur ihnen dagegen, nach den schwedischen Gesetzen regieren zu wollen (6. Jun. 1523). Ein lateinisches Manifest machte diese Regierungsveränderung allen Mächten Europens bekannt.

Gustav gefiel sich jetzt in der Ausübung solcher Handlungen, durch die er seinen guten Willen, seine Unterthanen glücklich zu machen, und seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter an den Tag legen konnte. Keiner von den guten Menschen die ihn auf seiner Flucht unterstützt hatten, blieb unbelohnt, und da der Pfarrer zu Isala, der ihn einmal 8 Tage in seiner Kirche beherbergt hatte, nicht mehr lebte, so ließ der König wenigstens zum Zeichen seiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes setzen.

Ein so armes Land, als Schweden, damals noch obenein ohne Handlung, ohne Manufacturen und Künste, und mit vielen, uns ganz gemeinen, Lebensbequemlichkeiten noch unbekannt, konnte freilich dem Könige nur wenig einbringen, der nicht einmal einen Reichthum an Domainen besaß. Diesem Uebel mußte zuerst abgeholfen werden, und dazu war kein anderes Mittel, als die katholische Geistlichkeit aus ihren überaus reichen und wohlangebauten Besitzungen zu vertreiben. Gustav, der die lutherische Lehre bey seinem Aufenthalte in Lübeck schon um ihrer selbst willen lieb gewonnen hatte, war nun also um so eifriger darauf bedacht, sie in Schweden einzuführen. Er schrieb deshalb selbst an Luthern, und bat ihn um sein Gutachten. Luther empfahl ihm zwei junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, die seine fleißigen Zuhörer in Wittenberg gewesen waren, und ihn sogar auf seinen Visitationsreisen begleitet hatten. Beide Brüder nahmen, unterstützt vom Könige, das Reformationswerk in Schweden mit größtem Eifer vor. Aber sie erfuhren auch einen so kräftigen Widerstand, daß der König, der schon alle Hoffnung, jemals durchzudringen, aufgegeben hatte, abermals in vollem Ernste den Ständen seinen Entschluß kund that, die Regierung niederzulegen. Um es kurz zu sagen, die ganze, fast 40jährige Regierung dieses Königs war eine Ket-

te von Mühseligkeiten, unter deren Last er fast erlag. Verschwörungen, Verlästerungen, Aufstände, Vereitelung der edelsten Wünsche — das war das Loos dieses treflichen Mannes bis ans Ende. Noch zweimal nachher wollte er in den Privatstand zurücktreten, und nur die dringenden Bitten des Volks konnten ihn bewegen den in der That sehr ernstlichen Entschluß zurückzunehmen. Bey dem allen hat er doch um die Civilisation seines Volks unendliche Verdienste. Er gab den Schweden Handel, Schiffarth, einige Künste, und gute Gesetze, erhöhte die Einkünfte der Krone außerordentlich, machte den Anfang zu einem stehenden Heere, und verschafte dem schwedischen Namen zuerst Ehre und Vortheile im Auslande. Schade, daß seine Söhne und Nachfolger nicht die Männer waren, die auf einen solchen Grund fortzubauen verstanden hätten.

3.

Christians II. letzte Schicksale.

(1523 — 1559.)

Die Stände ließen den neuen König sogleich wieder eine sehr bindende Wahlkapitulation beschwören, in welcher dem Adel und der Geistlichkeit die Vortheile zugestanden wurden, welche Christian ihnen genommen, oder nicht hatte verwilligen wollen, und um des letztern Maximen auch zu vernichten, mußte Friedrich, Christians neues Gesetz, öffentlich verbrennen, das dem ganzen Staate nicht unersprießlich gewesen war. Während die Stände durch diese Bedingungen am klarsten den Punkt zeigten, von wo ihre Bewegungen ausgegangen waren gegen den König, suchten sie durch Manifeste, Christians Schrift, in welcher er seine Unterthanen bei den Fürsten Europas anklagte, zu widerlegen, indem sie das ganze Verhältniß zwischen dem Könige und den Ständen nur als ein positiv rechtliches darstellten, dessen Bestimmung von einer Wahlkapitulation abhängig gewesen sey, welche Christian bei seinem Antritt zwar beschworen, aber während seiner Regierung nicht gehalten habe.

Christian war indessen nicht müßig gewesen, eine bewaffnete Macht zusammen zu brin-

gen, um seine Ansprüche auf einem andern Wege geltend zu machen, aber nicht ohne viele Mühe. Karl V., auf den er wohl am meisten gerechnet hatte, hinderten an thätiger Theilnahme und Unterstützung seine verwickelten Angelegenheiten, und jemehr Christian seine Hinneigung zur lutherischen Religion an den Tag legte*), desto größer ward gewiß die Bedenklichkeit bei dem Kaiser. Dieser letztere Umstand hätte ihm zwar von Deutschland aus Hülfe verschaffen können, allein auch hier war die eigne Besorgniß ein Hinderniß, und als einige Deutsche Fürsten ein ansehnliches Heer zusammengebracht hatten, fehlte es wiederum dem Könige an Gelde zur Besoldung, so, daß Friedrich, der mit den Hanseestädten verbunden war, wenig Mühe hatte, das was noch in den Händen der Anhänger des vorigen Königs war, zu erobern. Da nun Christian von außen keinen Angrif machte, so blieben die innern Bewegungen, welche die schonischen Bauern zu Gunsten

*) Christian hatte, als er in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen sich aufhielt, durch Luthern selbst, und durch Philipp Melanchton, sich in dem lutherischen Glauben unterrichten lassen, und war bei allen lutherischen Feierlichkeiten so fleißig zugegen, daß sich, wie zum Spott, überall das Gerücht verbreitete, daß er die Amtsverrichtung eines Diaconats zu Wittenberg, dessen Besoldung ihm der Kurfürst zum Unterhalt angewiesen, übernommen habe.

Christians erregten, ohne Erfolg. Auch errichtete Friedrich mit Zustimmung der Reichsstände eine stehende Miliz gegen künftige Angriffe, womit er sich selber zugleich schützte, als die lutherische Lehre, welche Friedrich annahm, die Geistlichkeit in Bewegung setzte. Indem er aber zugleich den mächtigsten Adligen verschiedene eingezogene Klöster mit ihren Güthern zum Eigenthum und Lehn übergab, bestimmte er diese, die lutherische Lehre mit zu vertheidigen, denn das Volk war dafür gestimmt. Auf diese Weise hatte er nun dem Könige Christian das letzte Mittel genommen, durch die Anhänger des Lutherthums sich und sein verlornes Reich wieder einzuführen. Indessen dieser, seine Ueberzeugung seinen politischen Zwecken unterordnend, söhnte sich mit Papst, Kaiser, und dem katholischen Glauben aus, dessen Eiferer vorzüglich in Norwegen groß waren, und zur Widereinsetzung des vertriebenen Christians Anstalten machten, wie denn die norwegischen Bischöfe ihm alles entbehrliche Kirchensilber liehen. Mit diesem Gelde und mit einer ähnlichen Unterstützung vom Kaiser, landete er in Norwegen, welches Königreich er eroberte, nachdem er sich verpflichtet hatte gegen die Bischöfe, den katholischen Glauben gegen Luthers „verdammtes Werk" zu schützen (30. Nov. 1531). Aber Christian rückte doch nicht rasch genug vorwärts und sah sich auch durch ein großes schwedisches Heer

in seinem Fortgange gehemmt. Den Winter über schloß er sich in Obslo ein, und als er im Frühjahr 1532 wieder etwas unternehmen wollte; konnte er aus Mangel, seiner Söldner nicht Herr werden. Die Niederländer weigerten sich, ferner den König zu unterstützen, da sie merkten, daß die Lübecker, welche auf Seiten Friedrichs waren diese Gelegenheit benutzten, ein enges Handelsbündniß mit Dännemark zu schließen, vermöge dessen allen Niederländern der Sund geschlossen werden sollte. Auch wollten die Bürger von Obslo seinetwegen ihre Stadt nicht beschießen lassen, er war also gezwungen, am 12. May mit dem dänischen Bevollmächtigten, dem Bischof von Odensee, zu kapituliren. Nach verschiedenen Vorschlägen, die alle verworfen wurden, bittet er den Bischof, ihm in dieser Sache als ein ehrlicher Mann zu rathen. Dieser, in der Hofnung, König Friedrich werde mit einem Ohnmächtigen und mit einem Neffen so strenge nicht verfahren, räth ihm, selbst mit nach Kopenhagen zu schiffen, und verspricht ihm Kraft seiner Vollmacht sicheres Geleit zurück, wenn die persönliche Unterredung mit dem Könige fruchtlos ausfallen sollte. Als die Schiffe darauf in Kopenhagen ankommen, läßt der Reichsrath sie in der Abwesenheit des Königs, der furchtsam nach Holstein entflohen war, 5 Tage auf der Rhede liegen, rathschlagt über das Schicksal des Gefangenen, und beschließt,

angefeuert von persönlicher Rachsucht, ihn als Beleidiger des dänischen und schwedischen Adels zu bestrafen. Das Geleit des Bischofs wird darauf für nichtig erklärt, und der arme Betrogene nach der Insel Alsen abgeführt, wo er in dem Schlosse Sonderburg mehr als 16 Jahre in einem finstern Thurme ohne andere Gesellschaft, als die eines norwegischen, Zwergs zubrachte.

Seit seiner Gefangenschaft konnte Christian nichts weiter unternehmen, aber sein Name ward doch noch gebraucht, als nach Friedrichs I. Tode (1534) neue Bewegungen ausbrachen. Da Friedrichs Sohn, nehmlich Christian III. ein eifriger Anhänger der lutherischen Religion war, so widersetzten sich die katholische Geistlichkeit und die katholisch n Reichsräthe seiner Thronbesteigung, und die Regierung ward einem gemeinschaftlichen Reichsrathe übergeben. Diese Maßregel mußte aber bald andern Platz machen. Lübeck und die Hansee, welche diese Uneinigkeit benutzten, baueten darauf die Hofnung und den Plan zu einer gänzlichen Ausschließung des niederländischen Handels in diesen Gewässern, und zu einer Eroberung von Dännemark. Wullenwever, lübekischer Bürgermeister, und Meier, von einem Grobschmied bis zum lübekischen Admiral erhoben, faßten diesen kühnen Plan. Durch glänzende Aussichten auf Länder-

und Handelsvortheile hatte der letztere den englischen König zur Theilnahme bei diesen Absichten gewonnen, und wünschten auch durch das Vorgeben, daß sie bloß zur Rettung der lutherischen Religion Dännemark angriffen, den Prinzen Christian an die Spitze ihrer Truppen zu setzen. Da dieser letztere aber, jener Absichten wohl ahndend, sich weigerte, und sich mit dem dänischen Reichsrathe und den durch diese Absichten Lübecks bedroheten Niederländern verband, so setzten die Lübecker einen oldenburgischen Grafen zum Anführer ihrer Truppen. Dieser letztere rückte nun in einige Provinzen ein, und hoffte, indem er dieselben dem gefangenen Könige huldigen ließ, die alten Anhänger desselben für sich zu gewinnen.

Aber nun sah der Reichsrath die Nothwendigkeit ein, um seine ständischen Rechte zu retten, die religiöse Entzweiung fahren zu lassen, und Christian III. zu wählen (1534), der als Besitzer von Holstein, die Lübecker vom Lande aus überfallen konnte, da auch in Fühnen selbst die aufrührerischen Bauern und Bürger zu Gunsten des oldenburgischen Grafen, über Adel und Geistlichkeit Vortheile davon trugen. Ja der Kaiser und die niederländische Statthalterin Maria, die vorher mit Christian III. sich verbunden hatten, hoften dieselben Vortheile auf einem andern Wege zu erhalten, indem sie nämlich den Nor-

den für Christian II. Tochter, Dorothea, die an den Pfalzgrafen Friedrich verheurathet war, erobern wollten, vorzüglich durch die Koppenhager Bürger, deren Stadt von lübekschen Soldaten gegen Christian III. noch immer behauptet war. Denn alle Anfangs großen Eroberungen der Lübecker, waren verloren gegangen, daher sie auch jetzt diesen Projekten Koppenhagens sich laut nicht entgegensetzen durften. Dieses Vorhaben, daß durch Christian II. Namen unterstützt wurde, bedrohete nothwendig auch Schweden, dessen König sich daher mit dem dänischen enger verband. Diese vereinigte Macht, Mangel an thätiger Hülfe von Seiten des Kaisers, Veränderung der lübeckschen Regierung, deren Beweger Wullenwever und Meier in Gefangenschaft geriethen, brachten dem Könige Christian III. den Sieg, nachdem Lübeck, überdem mit Recht des Pfalzgrafen Thronbesteigung für nachtheiliger haltend, mit dem Könige Friede gemacht hatte, und Norwegen, welches den Pfalzgrafen zum Könige wählen wollte, erobert war.

Christian so zum ruhigen Besitz seines Reichs gelangt, versicherte sich denselben, indem er alle Bischöfe durch einen geheimen Anschlag an einem Tage gefangen nehmen, und ihre Güter zur Krone schlagen ließ. Der König versprach dem Adel, mit dessen Genehmigung dieses geschehen war, die Erhaltung seiner großen, die königliche

Gewalt sehr beschränkenden Vorrechte, schenkte denen Bischöfen, welche auf ihre vorigen Würden Verzicht thaten, Freiheit und Unterhalt, und führte die lutherische Religion und eine neue Kirchenordnung durch Bugenhagen ein. So gesichert widerstand er allen von neuem vorgenommenen Rüstungen und Angriffen des Kaisers und der endliche speyrische Friede (1544) forderte nur eine Milderung der Gefangenschaft für den gefangenen König Christian II. und einen Brautschatz für seine Töchter, von Christian III. Dagegen leistete Christian II. Verzicht auf seine Ansprüche, und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu seinem Aufenthalte, mit erweiterter Freiheit. Hier starb er 1559 in demselben Jahre, in welchem nur einige Tage früher auch Christian III. gestorben war. Daß auch Schweden das Jahr darauf seinen König Gustav verlor, ist oben schon gesagt.

4.

Schweden und Dännemark, seit der Aufhebung der kalmarischen Union.

Beide Reiche hatten ein ungleiches Schicksal nach dem Tode dieser Fürsten. Gustavs Sohn, Erich, trotz seiner Liebe zur Astrologie, die die Begebenheiten des Lebens an eine höhere Nothwendigkeit knüpft, war doch nur leidenschaftlich und unbeständig, und so endete er nicht glücklich seinen Krieg mit Dännemark, mit welchem Reiche er über Liefland zerfallen war, und über die Prätension, die noch jetzt Dännemark an den Tag legte, indem es das schwedische Wappen in das Seinige mit aufnahm. Viele Vortheile zur See und zu Lande machten seine Händel im Innern vergeblich, indem Akte der Souveränität und die Verfolgungen gegen die Familie Sture den Adel aufbrachten, und innere Uneinigkeiten erregten, welche Erichs Brüder Johannes und Karl benutzten, den König gänzlich vom Throne zu stoßen. Es gelang, und Erich ward in das Gefängniß gebracht. Die auswärtigen Feinde, Russen und Dänen fanden nun um so geringern Widerstand, dessen Unbedeutenheit auch der harte Friede zu erkennen gibt, welchen Johann mit Dännemark zu Stettin schloß (1570), und in welchem Johann seine Rechte auf Norwegen,

Halland, Blekingen, Jemptland und Herjedalen abtrat, Livland aber und die Streitigkeit über den Gebrauch des Wappens unentschieden ließ. Johann hatte zwar gehofft, was er hier verlöre, wolle er, nun weniger beschränkt, von dem russischen Czaar gewinnen, mit dem er über Livland fortkriegte. Aber auch hier unterlag sein Glück, um so mehr, da sein Streben, an welchem die Königin vorzüglich Antheil hatte, die katholische Religion einzuführen, ihm im Innern seines Reiches zu schaffen machte. Der Furcht des Königs über das Anwachsen dieser innern Bewegungen wurde Erich geopfert durch Gift 1578. Allein die Rolle, welche dieser von Johanns Feinden benutzt, hätte spielen können, übernahm Johanns Bruder, Karl, welcher der Anführer der Protestanten war, und da Johanns Sohn, Sigismund, der der katholischen Religion zugethan war, König von Polen ward, so wurden diesem Prinzen Bedingungen für die künftige Nachfolge gemacht, welche dem Prinzen Karl die Aussichten auf den Besitz des schwedischen Throns nicht unmöglich machten, ja man konnte im Grunde die Bewegungen vorhersehen, welche bei Johanns Tode wirklich ausbrachen (1592).

Dännemark bietet dagegen einen erfreulichen Anblick dar. Für seine Kräfte nach Außenist

der oben genannte Stettiner Frieden der beste Maasstab, welcher das Resultat der Gewandheit und einer bessern Administration war, an welchen beiden Dingen der Reichsrath P. Oxe, ein durch seine Kenntniß in der Verwaltung der Staaten würdiger Rathgeber des Königs, großen Antheil hatte. Auf diesem Wege gewann das Land auf eine außerordentliche Weise, indem die nach Oxes Plane wohl vertheilten Abgaben den König bereicherten und in den Stand setzten feste Plätze zur Sicherung seiner Gränzen, Schulen zur Beförderung der Aufklärung, Hospitäler zur Minderung des Elends, anzulegen. In der Aufnahme der niederländischen Flüchtlinge, welche vor Alba's Tyrannei flohen, und die Dännemark mit Menschen, Geld und Gewerbe bereicherten, unterstützte seine politischen Zwecke, die Liebe zu der protestantischen Religion, die mit warmem Eifer und mit einem frommen Sinn in seinem eignen Lande befördert, und in der Fremde von ihm beschützt ward. Als daher in Deutschland der große Kampf begann für die Erhaltung der protestantischen Religion, nahm Friedrichs Nachfolger, Christian IV. der seit 1588 wo sein Vater starb, regierte, thätigen Antheil, und wir werden in dem folgenden Theile sehen, wie auf diesem Schauplatze beide Mächte des Nordens, sich mischend in diese Händel, die

alte Eifersucht zeigten, mit einer Wendung aber, die das Verhältniß der schwedischen und dänischen Macht, wie wir es jetzt beschrieben, völlig umkehrt.

XI.

Polen.

I.

Jagellonen.

(1492 — 1575.)

Die Unterwerfung Preußens hatte Casimirs Regierung verherrlicht, aber auch die aristokratisch republikanische Form des Staats vorzüglich mit ausgebildet. Der Adel, der allein die Nation ausmachte, hatte sich für den gesetzgebenden Körper erklärt, und die öftere Wahlen neuer Könige begünstigten diese Entwickelung immer mehr. Dagegen war die Macht einer festbegründeten Regierungseinheit nothwendiger geworden, da rund umher mächtige Feinde erwuchsen, die umsichgreifenden Russen, die siegreichen Türken, die verheerenden Tartaren, die widerspenstigen Preußen. Der drei ersten

Uebermacht lernte schon Johann Albrecht I. (1492 — 1501) Kasimirs Nachfolger und zweiter Sohn, zu seinem Schaden kennen. Den Kampf gegen den vierten, Preußen, ließ sein früher Tod unentschieden. Da darauf die Polen den bisherigen Grosherzog von Litthauen, Alexander wählten, so wurde zwar Polen und Litthauen von nun an ein Staat, aber nur ein Sieg über die Tartaren bei Klezko 1506 unter Anführung des Michael Glinsky war nach manchen Niederlagen die einzige Probe des vergrößerten Reichs und die letzte Begebenheit in Alexanders kurzer Regierung (1506). Länger und bedeutender war die Regierung Siegmund I. (1506 — 1548), der Einsicht in die Mängel des Staats hatte, wodurch dieser so oft den äußern Feinden unterlag, und ob er gleich bei den inneren Parteiungen nichts fast vollständig durchsetzen konnte, wie z. B. sein Plan von der nothwendigen Beschützung der Grenzen, so war er doch glücklicher als seine Vorgänger. Zufällig war freilich die Erlöschung der letzten piastischen Familie, der Herzoge von Masovien, und die Vereinigung dieses Landes mit Polen, aber seine Mäßigung beförderte die glücklichere Wendung der nie unterbrochenen kriegerischen Händel mit Preußen durch den ewigen Frieden zu Kracau (1525). Denn nachdem der letzte Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg zur lu-

therischen Religion übergegangen war, ward der Orden völlig aufgehoben, und das Land in ein weltliches Herzogthum verwandelt, dessen Besitzer ein Vasal der Krone Polen blieb. Eine ähnliche Veranlassung zur Erweiterung der polnischen Herrschaft fand sich für Siegmunds Nachfolger, Siegmund II. August (1548 — 1572) mit dem seit 1201 in Liefland bestehenden geistlichen Ritterorden der Schwerdtbrüder. Auch diese von den ewigen Kämpfen die im Innern entstanden, und von den benachbarten Mächten, Rußland, Dännemark, Schweden, Preußen und Polen benutzt wurden, ermüdet, überließen das Land jenseit der Düne oder Liefland und Esthland dem Könige von Polen, der diesseitige Theil aber Kurland und Semgallen, ward für den damaligen Herrmeister Gotthard Kettler, zu einem weltlichem Herzogthum unter polnischer Lehnshoheit erhoben 1561. Aber diese eifersüchtigen Nachbarn brachten eine Veränderung dabei zu Stande. Denn um diese Länder eben waren die in der Geschichte von Schweden und Dännemark erzählten Händel, in denen zuletzt Schweden Esthland, Dännemark aber die Insel Oesel erhielt, Liefland und Kurland blieb bei Polen.

Auch die Reformation drang, vorzüglich unter diesem Fürsten, in Polen ein, und Siegesmund schien die neuen Meinungen zu begünsti-

gen, doch bekannte er sich nicht zu ihnen, dagegen nahm bald ein großer Theil der Senatoren und Landboten die neue Lehre an, und da eine allgemeine Gewissensfreiheit sich bildete, so strömten fast alle verschiednen Sekten hin, welche durch Neuheit der Lehren anderswo nicht geduldet wurden, wie z. B. die Socinianer u. a. Aber dies schwächte die Nichtkatholiken, indem diese nur mehr entzweit wurden durch diese Verschiedenheit, und da das Volk zu sehr unter dem Drucke war, so kam es weder zu bedeutenden Veränderungen in der Verfassung, noch zu einer veränderten Kultur. Nur eine große Quelle von Streitigkeiten zwischen dem Adel ward es, und auf den Landtagen entstanden darüber heftige Bewegungen. Vielleicht hätten die Könige, wenn sie diese Bewegungen zu leiten gewußt, hier einen Punkt finden können, von wo sie zu einer Zerstörung dieser wunderbaren Aristokratie fortgehen konnten, und Polen eine ganz andere Gestalt geben und eine festere Dauer. So aber blieb nun die alte Staatsverfassung und mit ihr auch die Militairverfassung, die eng mit der erstern zusammenhing, obgleich schon die bloßen Verheerungskriege der Tartaren die Unzweckmäßigkeit des bloßen Aufsitzens des Adels zeigten. Als nun endlich die Nothwendigkeit die Grenzen des Reichs zu decken durch einen stehenden Truppencordon gefühlt, und die Ausfüh-

rung desselben beschlossen ward, so bedung sich der Adel dabey ausdrücklich aus, daß keine Soldaten ohne sein Vorwissen angeworben würden, und daß weder er noch die Geistlichkeit etwas dazu beitragen sollten, der König mußte den vierten Theil seiner Domainen dazu hergeben.

2.

Könige aus verschiedenen Häusern.

(1509 — 1547).

Als mit Siegesmund II. das Jagellonische Haus ausstarb, wurde nun das Wahlrecht, was der Adel bis jetzt auf beschränkte Weise ausgeübt hatte, da sich die Gewählten immer zugleich Erben des Königreichs, schrieben, förmlich auch durch Abschaffung des letztgenannten Titels sanctionirt, und damit zugleich ein neuer Grund zur Verwirrung des Reichs gelegt, indem fast keine neue Wahl ohne Entgegenstreben verschiedener Parteien abging. Gleich die erste Wahl gab davon ein Beispiel. Der Papst und die Türken, Schweden und Oestreich, Frankreich und Spanien riethen oder schlugen Kandidaten vor, und brauchten Geld und List, ihrer Partei

unter dem Adel das Uebergewicht zu geben. Keiner aber verstand die Kunst der Unterhandlung besser als der französische Gesandte, der, obgleich vor der Wahl in der General-Conföderation eine völlige Freiheit und Sicherheit der Religion für alle verschiedenen Parteien des christlichen Glaubens beschlossen war, mit einem Prinzen durchdrang von einem Königshause, das eben mit der Bartholomäusnacht ein schreckliches Beispiel gegeben hatte wie es die Einheit der Regierung über alle Toleranz erhalte. Dies war nämlich Heinrich, Bruder des französischen Königs dessen schon in der französischen Geschichte Erwähnung gethan ist. Heinrich beschwor den polnischen Gesandten, die nach Paris gingen, ihm seine Erhebung anzukündigen, die erste Wahlkapitulation (pacta conventa) in welcher er die Religionsfreiheit und die Rechte des Adels bestätigte, 4000 Gascogner gegen Rußland auf eigne Kosten versprach, eine Flotte zur Beschützung der polnischen Häfen, eine halbe Million polnischer Gulden zum Vortheil Polens zu verwenden, und die unter der vorigen Regierung gemachten Schulden des Reichs zu bezahlen. Solche Vortheile bestimmten die Wahl eines Prinzen, dessen Bildungsart, Lebensweise und Sitten wohl am wenigsten für eine solche Nation und solch einen Adel paßten. Aeußerte sich schon im ersten Vierteljahre lautes Murren über den

König, so empfand dieser eben so sehr Sehnsucht nach seinem Vaterlande, und er benutzte daher die Nachricht von seines Bruders Tode und seine Aussicht auf den Thron so gern, daß er ganz heimlich entfloh, um nicht von den Ständen zurückgehalten zu werden.

Die neue Wahl traf einen würdigen, den Fürsten von Siebenbürgen Stephan Bathory, der sich mit der 62jährigen Prinzessin Anna, des letzten jagellonischen Königs Schwester vermählen mußte, und ähnliche Bedingungen beschwören wie Heinrich von Anjou. Ein solcher Czaar wie Iwan II. machte dem Reiche einen tapfern und talentvollen Fürsten nöthig, und Bathory bewährte diese Eigenschaften in dem Kriege gegen Rußland. Siegreich drang Bathory in Rußland ein, und zwang den Czaar zum Frieden (1582). Gegen die Eroberungen welche Stephan in Rußland gemacht, gab der Zaar alles, was er in Liefland besetzt hielt zurück. So kräftig wirkte dieser tapfre, weise und gelehrte Fürst auch im Innern. Er sorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit, gab den Kosaken, die gegen die Tartaren als eine Grenzbeschützung so nützlich waren, eine zweckmäßige Einrichtung und sah das Beste des Staats sehr gut ein, wenn der Verdacht, der gegen ihn aufgeregt ward, gegründet ist, daß er nämlich gestrebt habe, die freie Wahl eines künftigen Königs zu beschränken. Aber er

hatte auch mit großen innern Entzweiungen zu kämpfen, und wer weiß, wie er auch hier würde die Oberhand behalten haben, wenn ihn nicht schon 1586 der Tod hinweggerissen hätte, als er eben im Begrif war den Schweden Esthland zu nehmen, und den neuen Zaar zu bekriegen.

Das, was nun erfolgte, machte den frühzeitigen Tod des Fürsten nur noch schmerzlicher. Eine zwiespaltige Wahl, nämlich eines östreichischen und schwedischen Prinzen, entschied nur erst die Gewalt der Waffen zum Vortheil des schwedischen Prinzen Siegesmund, des Sohnes des Königs Johann, aber nicht zum Vortheil des Reichs. Seine Ansprüche auf Schweden, welche ihm sein Oheim Karl IX. streitig machte, und den die Schweden unterstützten, theils aus Furcht Schweden zu einer Provinz Polens gemacht zu sehen, theils auch aus Abscheu gegen die eifrigen Bemühungen Siegesmunds zur Ausbreitung der katholischen Religion in diesem Reiche. Karl IX. durch geschickte Behandlung, Gewandheit und endlich Waffengewalt besiegte auch den König Siegesmund, und ward zum Könige von Schweden, mit Ausschließung Siegesmunds, gewählt (1604). Liefland und Esthland wurden der Schauplatz, wo Polen und Schweden die Ansprüche ihrer Könige vertheidigten, aber nicht mit sonderlichem Nachdrucke von Seiten Polens. Denn auch hier war es wegen Sie-

gesmunds Anhänglichkeit an den Katholicismus und an die Jesuiten, so wie an das östreichische Haus, aus welchem auch seine Gemahlin war, zum förmlichen Aufstand gekommen, unter Anführung des Johann Radzivil. Die Gegenpartei schrieb schon einen Reichstag aus, zur Wahl eines neuen Königs, aber eine große Niederlage die sie b. Radom litt (1607), brachte die Aussöhnung wieder zu Stande, und bald darauf schloß Siegesmund einen Waffenstillstand auch über Livland (1609) mit Schweden, kämpften aber beide gegen einander mit ihren Intriguen in Rußland, wo über falsch aufgetretene Prätendenten eine völlige Anarchie entstanden war. Siegesmund hatte nicht geringe Hofnung seinen Sohn Wladislaus von den Russen zum Zaar erwählt zu sehen, wenn nicht auch hier seine Anhänglichkeit an den Katholicismus dem Wunsche der Russen daß Wladislaus zur griechischen Religion übertreten möchte, widerstanden hätte. Weil auch überdem die polnische Armee schrecklich wirtschaftete in den eroberten russischen Provinzen, unter ihr selbst kein Gehorsam und keine Zucht war, so wurden die Polen aus Moskau wieder herausgeschlagen, und nach langen feindlichen Einbrüchen hinüber und herüber mußte Siegesmund den Verlust der Krone für seinen Sohn, mit der Abtretung der Provinzen Smolensk, Severien und Tschernichow für das polni-

sche Reich verschmerzen (1618). Was aber Polen hier gewann, verlor es durch Siegesmunds ungeschickte Regierung am andern Ende. Im Jahre 1621 trat Polen seine Lehnsherrschaft über die Moldau und Wallachei an die Türken ab, die Kosaken aufgebracht über des Königs Eingriffe in ihre Religion und in ihre Freiheiten trennten sich von Polen, die Tartaren verheerten das Reich auf außerordentliche Weise, Gustav Adolph von Schweden eroberte Liefland bis an die Düne, und wie hatte nun wohl bei so vielen Kriegen, unter so vielem Tumulte des Adels oder der Armeen die innere Verwaltung des Staats berücksichtigt werden können. Gewiß bei so vielem Unglück dieser Regierung war das das größeste daß sie so lange dauerte, denn Siegesmund starb erst 1632.

Preußen gewann unterdessen vor Polen manches an Aufklärung voraus, weil es nun der ewigen Kriege überhoben war, weil seine Lage an der See einen größern Verkehr mit Fremden veranlaßte, und weil die lutherische Lehre hier bald die herrschende wurde, und nicht nur die Anlegung von mehreren Schulen, sondern auch die Stiftung der Universität zu Königsberg (1546) bewirkte. Doch darf man nicht glauben, daß nun der Flor des Landes sogleich seinen Anfang genommen habe. Die Adelsaristokratie nahm auch hier so schnell überhand, daß

der Herzog nur sehr wenig vermochte, und sie erreichte die größte Höhe, als der zweite Regent, Herzog Albrecht Friedrich (1568 — 1608) blödsinnig wurde. Polen übertrug nun die Interimsregierung 1577 dem nächsten Lehnsvetter, Markgrafen George Friedrich von Anspach, aber dieser wurde bald der ewigen Kämpfe mit dem herrsüchtigen Adel so müde, daß er nach Franken zurückging, in 17 Jahren nicht wieder nach Preußen kam, und das Land von Anspach aus regierte. 1607 erhielt der Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg mit großer Mühe die Mitbelehnung, und als er und auch der blödsinnige Herzog gestorben waren, wurde endlich 1620 der Kurfürst George Wilhelm von Brandenburg regierender Herzog von Preußen.

3.

Nicolaus Copernicus.

(Geb. 1473, † 1543).

Preußen hat den Ruhm, einen der größten wissenschaftlichen Entdecker hervorgebracht zu haben, und zwar zu einer Zeit, wo es noch allge-

mein für das Land der Unwissenheit und Barbarey galt.

Kopernicks Vater war ein zu Thorn *) ansäßiger Edelmann aus Krakau, und seine Mutter die Tochter des Bischofs von Ermeland. Nachdem der Knabe auf der Schule zu Thorn einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt hatte, ward er nach Krakau geschickt, um dort Medicin zu studiren. Er that dies mit der Gewissenhaftigkeit, die in seinem Charakter lag, und erlangte auch die Doctorwürde in dieser Facultät, allein seitdem er den Mathematiker Albert von Brudzewsky gehört hatte, ward dessen Wissenschaft auch sein Lieblingsstudium. Besonders begeisterten ihn die mathematischen Schriften Purbachs und Regiomontans **),

*) Man zeigt zu Thorn noch das Haus, in dem Copernicus geboren ist. Sein Geburtstag war der 19. Febr., sein Sterbetag der 4. May.

**) Dieser hieß eigentlich Johann Müller, und nannte sich nur nach dem kleinen Städtchen Königsberg im Stift Würzburg, wo er 1436 geboren war. Er war ein so frühzeitiges Genie, daß man ihn schon in seinem 12ten Jahre für reif erklärte, die Universität zu Leipzig zu besuchen. Diese verließ er im 15ten Jahre, um zu Wien den großen Astronomen Purbach zu hören, der schon in seinem 36sten Jahre starb. Er kam bald seinem Lehrer gleich, und

zweier Deutschen, die durch ihren Scharfsinn und ihre Entdeckungen sogar in Italien die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen hatten. Auch Kopernick wollte auf dieser Bahn zur Unsterblichkeit gehen, und so spannte er alle Kräfte seines Geistes an, erst alles das in sich aufzunehmen, was bereits in seiner Wissenschaft vorhanden war, und dann auf dem gelegten Grunde fortzubauen. In dieser Absicht ging er nach Italien, und schloß sich (1496) an die größten Lehrer der Mathematik zu Bologna an, dann reisete er (1500) nach Rom, und sah sich hier schon so gekannt, daß man ihn nicht geringer als Riglomontan schätzte. Er wurde daselbst zum Lehrer der Mathematik ernannt, und seine Vorlesungen wurden von Vornehmen und Künstlern aller Art zahlreich besucht. Endlich kehrte er aber doch — man weiß nicht wenn — in sein Vaterland zurück, und erhielt daselbst von seinem Oheim, dem Bischof von Ermeland, ein Kanonikat am Dome zu Frauenburg, einer kleinen Stadt

sein Ruhm erschallte so weit umher, daß er nach Rom gerufen ward, um zur Verbesserung des Kalenders seinen Rath zu ertheilen, wofür er vom Papste mit Versprechungen überhäuft, und vorläufig zum Bischof von Regensburg ernannt ward. Er starb schon in seinem 40sten Jahre, und liegt zu Rom im Pantheon begraben.

Stadt am Ausflusse der Weichsel. Hier verrichtete er seine Amtspflichten mit gewissenhafter Treue, und erwarb sich den Ruhm eines höchst verständigen und geübten Geschäftsmannes; im Stillen aber brütete er über dem grosen Werke, das ihn unsterblich machen sollte. Nachdem er alle Schriften der alten Philosophen und Naturforscher studirt, und zu seiner Freude gefunden hatte, daß die gemeine Meinung, die Erde stehe unbeweglich im Mittelpunkte des Weltalls, im Alterthume schon nicht durchgängig angenommen worden sey, untersuchte er nun die ihm selbst schon lange zweifelhafte Behauptung selber. Man hatte nämlich nach diesem alten Systeme den Lauf der Sonne und der Planeten nicht ohne die allerseltsamsten Hypothesen erklären können, und war mit mancher Erscheinung bey allem Erklären dennoch nicht im Reinen. Die wahre Lage des Sonnensystems zu finden, war auch wahrlich sehr schwer, da der sinnliche Schein dem alten Glauben so sehr das Wort sprach, und da wir die Bewegungen der Planeten nur immer von der Seite beobachten können, und in jedem Augenblicke einen andern Standpunkt haben. Bewundrungswürdig ist also der Mann, der Trotz dieser Verwirrung mit dem klarsten Bewußtseyn das Wort aussprach: die Sonne ruht im Mittelpunkte des Planetensystems, und hat keine andere Bewegung als um ihre Axe;

die Planeten aber ziehen ihre Kreise in abgemessenen Entfernungen höchst regelmäßig um sie herum; der Mond endlich ist bloß der Erde zum Trabanten gegeben. — Noch bewundernswürdiger aber ist die Bescheidenheit, mit der er diese große Entdeckung, die Frucht eines fast 36jährigen Brütens so lange zurückhielt, daß die Welt, die er dadurch erleuchtet hat, sie erst in demselben Jahre erfuhr, da sie ihn selbst verlor.

XII.

Rußland.

(1464 — 1613.)

Rußland verließen wir an der Grenze einer neuen Zeit, die durch den kühnen Iwan I. Wasiliewitsch, während einer zwey und vierzigjährigen Regierung hervorgerufen ward. Zwei Dinge hauptsächlich vollendete er, die zur Befestigung und Erweiterung seiner Herrschaft beitrugen. Er unterwarf sich den Staat von Nowogrod und befreiete sich vom tartarischen Joche. Von dem erstern wissen wir nämlich, daß er durch seine Handelsverbindung mit der Hansee zu einer Selbstständigkeit gelangt war,

gegen welche die vorigen Großfürsten niemals hatten etwas ausrichten können. Stellte er doch Heere von 30,000 Mann auf, wenn anders diese Nachrichten gegründet sind. Aber Iwan siegte dennoch über dieselben und behauptete durch neue Siege seine Oberherrschaft über sie. Zu dem letztern Zwecke diente vorzüglich die Zerstörung ihrer vorigen Verfassung, indem er die Volksversammlung verbot, sich ihre Sturmglocke ausliefern ließ, sich ihrer Schätze bemächtigte, die er auf 300 Wagen soll transportirt haben, und viele von ihren Einwohnern in andere Städte seines Reichs versetzte, wodurch er zugleich ihre Kultur mehr verbreitete. Auch ließ er späterhin das hanseatische Komtoir aufheben, von welchem aus, durch Hülfe Litthauens, oftmals aufrührerische Bewegungen ausgingen. Eine solche Bereicherung an Macht und an Geld setzte ihn in den Stand, aus Italien und Deutschland sich Baumeister und Stückgießer kommen zu lassen, durch deren Hülfe er unter andern seine Hauptstadt Moskwa zu befestigen anfing. Auch konnte nicht fehlen, daß er durch seine Gemahlin, welche eine Nichte des letzten griechischen Kaisers war, zur Kenntniß mancher Produkte der Kultur kommen mußte, die ihm zugleich als zweckmäßige Mittel dienten, den Wunsch seiner Gemahlin auszuführen, welche seinen eignen Wunsch, sich nämlich von dem tartarischen

Joche loszumachen, durch ihr Zureden aufregte. Ist auch das, was ein polnischer Geschichtschreiber erzählt, nur halb wahr, so war dieses abhängige Verhältniß nicht allein drückend, sondern auch in der Form seiner Ausübung entehrend und schimpflich. Auch den niedrigsten Boten eines Tartarchans mußte der Großfürst außerhalb der Stadt Moskwa einhohlen, und einen Zobelpelz mußte man ausbreiten, damit das Pferd des Gesandten seine Füße darauf setzte, des niedrigern, welches der Großfürst nun weiter thun mußte, nicht einmal zu erwähnen. Die Zerstörung der goldenen Horde, seit welcher die casanische und krimschen Chanate auftreten, und Uneinigkeit zwischen den Beherrschern über die Nachfolge, gaben eine gute Gelegenheit für Iwan Wasiliewitsch sich in diese Händel einzumischen. Er führte den einen Prätendenten ein, mit der Bedingung als Chan von Kasan die Oberherrschaft des Großfürsten anzuerkennen.

Es versteht sich aber, daß sowohl Novogrod als Kasan nicht auf einmal so gewonnen wurden, sondern daß immer neue Kriege geführt werden mußten. Dies galt vorzüglich von Kasan. Denn Joans Nachfolger Wasilei (1505 — 33) ward sogar zugemuthet von dem Chan von Kasan, dessen Bruder Chan von der Krim, und der also dadurch mächtiger war, die alte Zinsbarkeit, mit welcher man dem Chan von Kaptschak ergeben

gewesen war, wieder anzuerkennen. Zugleich suchten nun die Könige von Polen, während sie auf jener Seite die Großfürsten beschäftigt sahen, von ihrer Seite aus, Eroberungen und Erweiterungen ihres Gebietes zu machen, und hetzten dann zu gleicher Zeit den krimschen Chan auf den Russen ins Land zu fallen, das heißt, es zu verheeren. Wozu nun freilich zu anderer Zeit dieser Chan abermals bereit war, den Polen das Gleiche zu thun. Man kann nun leicht denken, wie die wenige Kultur des Landes dabei zu Grunde gehen mußte, ohne daß Kasan vollständig eigentlich bezwungen wäre. Doch die Verwandlung Pleskows, welches auch so wie Nowogrod, ein demokratischer, durch den Handel ausgebildeter und mächtiger Freistaat war, in eine russische Provinz, durch Zerstörung ihrer bisherigen Verfassung und Versetzung von 7000 ihrer vornehmsten Einwohner, so wie der Rückfall des letzten selbstständigen Fürstenthums Severien an die Krone waren lauter Verstärkungen, welche den Kampf gegen die Tartaren immer glücklicher machen mußten. Die minderjährige Regierung Ivan Wasilewitsch II. (1533 — 1584) wo die Regierung von den (Bojaren) Aristokraten eigenmächtig gehandhabt wurde, benutzten die Kasaner sogleich von neuem sich der Oberherrschaft zu entziehn, aber Ivan II. dem seine, wie ein solcher verwirrter Zustand und ein so rohes

Volk sie erforderte, kräftige Regierung, den Namen des Strengen zugezogen hat, vollendete endlich ihre ganze Bezwingung.

Daher gleich im Anfange, als er seine Regierung selbst antrat, schickte er an Karl V. einen Gesandten, bot seine Hülfe gegen die Türken, welche die Tartaren gegen Rußland unterstützten, vorzüglich mit Geschütz, Kanonen und dergleichen Dingen, an, und versprach bei dem Fuggerischen Handelshause ein großes Kapital zu diesem Behufe niederzulegen. Dafür erbat er sich vom Kaiser die Erlaubniß aus, Rechtsverständige und Staatskundige aus Deutschland ziehen zu können, ferner Maler und Bildhauer, so wie auch Baumeister zur Anlegung von Festungen, Büchsenmacher, Panzerschneider, Stückgießer u. s. w. um gegen die Tartaren und Ungläubigen, seine Kriege glücklicher zu führen. Diese Verbindung zwischen Deutschland und dem russischen Reiche suchten aber auf alle Weise die Lübecker und liefländischen Ritter zu verhindern, indem die zunehmende Kultur Rußlands ihnen die Handelsvortheile, deren sie jetzt noch genossen, zu vernichten drohete. Sie wußten es also auf dem Reichstage, wo sie den Czar, denn so fingen die Großfürsten an sich zu nennen, als einen Feind des christlichen Nahmens vorstellten, dahin zu bringen, daß Karl diese Verbindungen wieder untersagte. Doch einzelne dergleis

chen Deutsche und Italiäner kamen, wie schon früher, so auch späterhin nach Rußland, und unterstützten den Chan, der auch nun endlich die Stadt Kasan eroberte, und es zu einer russischen Provinz machte (1553).

Durch Zerstörung des Mahomedanismus und Einführung des Christenthums befestigte er sich den Besitz. Hierauf erfolgte auch die Einverleibung des mindermächtigen Astrachans. Mit Schweden und Polen führte er während der Zeit Krieg, erneuerte auch beim Kaiser Ferdinand die schon angeknüpften Unterhandlungen, und bemühete sich immer von Zeit zu Zeit Deutsche in sein Reich und an seinen Hof zu ziehen, auch kamen jetzt die Engländer unter einen gewissen Cabot 1533 nach Rußland, indem sie nämlich einen nördlichen Weg, um nach China und Indien zu kommen, suchten. Diese nahm der Czar ebenfalls gern auf, indem er so Gelegenheit erhielt, aus jenen Ländern Menschen und Waaren zu erhalten, woran ihn immer die Eifersucht der Schweden und der Hansee verhinderte. Er gestattete daher auch diesen Ausländern viele Handelsfreiheiten, wobei die Engländer gewannen, und noch mehr würden gewonnen haben, wenn dem unternehmenden Jenkinson es gelungen wäre, zu Lande den Weg nach Indien sich zu bahnen Bis nach Bucharei reisete Jenkinson ohne Erfolg. Aber so knüpfte der in der Geschichte so oft vor-

kommende Handelsgeist mit dem übrigen Europa Rußland zusammen. Der Czar gewann dazu an Narva einen neuen herrlichen Handelsplatz. Durch die Kabardei erweitert er noch nach Süden sein Reich. Er verhinderte auch den türkischen Kaiser Selim, mit Hülfe des krimschen Tartaren die Wolga mit dem Don zu verbinden und auf kürzerem Wege nach Persien zu kommen, an dessen Erhaltung Rußland zu viel gelegen war. In seinen letzten Jahren verließ ihn aber in den Kriegen gegen Schweden und Polen sein Glück. In dem Waffenstillstande, der durch des Jesuiten Poßevin *) Vermittelung geschlossen wurde mit Schweden, verlor er alles, was er ihnen abgenommen hatte.

Dagegen erweiterte dieser Ivan sein Reich mit der Aussicht auf Sibirien. Ein Haufe von 6000 Kosaken, von ihren Hetman Jermak geführt, flüchtete sich vor den Russen, die sie für ihre vielen Räubereien bekriegen wollten (1577), nach Sibirien zu. Dieses Land hatte Dschingischan auch erobert und einem abhängigen Regenten ge-

*) Um Unterstützung zu finden, hatte der Czar den Schein erregt, als wolle er zur katholischen Religion übertreten. Der schlaue Jesuit Poßevin, der zu ähnlichen Zwecken schon in Schweden thätig gewesen war, wurde nun abgeschickt, die große Eroberung für den päpstlichen Stuhl zu machen.

lassen. Später ward es von einem tartarischen Fürsten erobert, und diese mahomedanische Fürsten beherrschten es jetzt. Durch wilde leere Steppen ging Jermak unter beständigen Kämpfen mit den Tartaren, bis an den Irtisch weiter, durch die Reichthümer an Gold, Silber, Vieh und Honig für seinen Zug belohnt. Sie lieferten nun bei der Stadt Sibir am Irtisch *), dem eigentlichen Beherrscher von Sibirien eine Schlacht. Nun schickten die Kosaken an den Czar, der ihnen neue Hülfstruppen zu sendete, die Erwerbung zu befestigen.

Nach des Czars Tode (1584) sollte eigentlich Feodor regieren, aber es entstanden Zwistigkeiten unter den Mitregenten, die sein Vater angeordnet hatte. Weil Feodor schwachsinnig war, herrschte in seinem Namen Boris Ghodunow, sein Schwager, und erhielt auch in dem Frieden mit Schweden zu Teusina Ingermanland, verliert aber Esthland. Sibirien ward immer noch mehr erobert (1587). Da Feodor 1598 starb, ward nun Boris Ghodunow Czar, durch die Wahl der Großen, da mit Feodor der rurikische Mannsstamm erloschen war. Eben dieser Umstand aber gab zu langdauernden Tumulten im Reiche Veranlassung, in die sich, wie schon oben erzählt, Polen und Schweden einmischten. Feodor hatte

*) Sibir lag ohngefähr, wo jetzt Töbolsk.

noch einen Bruder gehabt, mit Namen Dimitry, der schon früher gestorben war. Jetzt traten nun mehrere falsche Dimitry auf. Der erste, ein Mönch eigentlich, gelangte wirklich auf den Thron, nach Boris und seines Sohnes Tode, ward aber in einem Aufruhr umgebracht. Als nun der Knäs Wasilei Schuiskoi zum Zaar gewählt ward, so stellten die Polen einen falschen Dimitry auf. Welche Zwecke Schweden und Polen dabei hatten, ist schon erzählt. Ihre Bestrebungen aber vereitelte eine patriotische Partei der Russen, welche den Michel Romanow, den Sohn des Patriarchen und den Stifter der jetzigen Kaiser-Familie, wählte 1613.

XIII.

Ungarn und Türken.

Der große König Matthias Korvinus, mit dessen Regierung dieser Zeitraum anfängt, ist das herrliche Eigenthum dieser Nation. Aus der Gefangenschaft zu Prag rief ihn die hunyadsche Partei auf den Thron, als den Würdigsten. Unter seinem Vater hatte er früh die Kunst des

Krieges gelernt *), unter seinem Lehrer Johann Vitez hatte sich sein lebhafter, sinnreicher **) Geist entwickelt, und er selbst eine mannigfache Bildung erhalten in allen Wissenschaften und Künsten seiner Zeit, und eine Liebe zu denselben, die, nicht minder als seine Siege, seine Regierung verherrlicht hat. Weil er sklavonisch, deutsch, lateinisch und fast alle europäischen Sprachen verstand, hatte ihn sein Vater, der nur hungarisch redete, früh schon als Dolmetscher in allen wichtigen Unterhandlungen gebraucht, und es war daher nicht zu verwundern, daß der 15jährige Jüngling, der jetzt den Thron bestieg, auch die politischen Verhältnisse mit Einsicht und Geschicklichkeit auffaßte. Setzt man zu allem diesem ein feuriges Gemüth und einen kräftigen Willen so wird man kaum glauben, daß so viel herrliche Eigenschaften nicht im Stande waren, den Neid oder das Vorurtheil über seine unkönigliche Geburt zu vernichten. Indessen der päpstliche Hof erkannte in ihm den alleinigen Retter Europas gegen

*) Daß es ihm nicht an Kühnheit fehlte, beweißt folgendes Beispiel. Um Nachricht vom türkischen Lager einstmals zu haben, verkleidete er sich als servischer Bauer und verkaufte Gerste vor des Sultans Zelte.

**) Man hat noch eine Sammlung sinnreicher und witziger Reden von ihm.

die Türken, und bemühete sich daher eifrig, die Gegenpartei mit ihm auszusöhnen, die den Kaiser Friedrich, der auch im Besitz der Reichskleinodien war, gewählt hatte, um so mehr, da die Türken sich um diese Zeit 1459 in Servien und Bosnien festgesetzt hatten. Friedrich verzichtete endlich auf das Reich Ungarn, und behielt mehrere Plätze in dem Land pfandweise. Sogleich aber rückte nun auch Matthias gegen die Türken, eroberte ganz Bosnien, und hielt den Sultan in Respekt. Aber es war der Papst selbst, der den hungarischen Waffen eine andere Wendung gab, indem er den König Matthias zum Vollstrecker des Banns erklärte, welcher gegen den treflichen Johann Podiebrad von Böhmen, wegen seiner hussitischen Grundsätze, ausgesprochen war. Dem Könige Matthias ward die böhmische Krone versprochen, welche zu erobern er mit einem Heere in Böhmen einrückte. Das Kriegsglück war mannigfaltig, Matthias erhielt aber doch den meisten Vortheil ohne sonderlichen Gewinn für ihn, denn da Georg Podiebrad starb 1471, wählten die Böhmen den polnischen Prinzen Wladislaus. Dadurch nahm die Sache eine so verschiedene Wendung, daß nun der Papst selbst, eingedenk der Türken, die unterdessen verheerende Einfälle in die östreichischen Provinzen bis nach Salzburg, gemacht hatten,

zwischen Hungarn, Böhmen und Polen einen Frieden vermittelte (1474).

Aber diese freundschaftlichen Verhältnisse dauerten nicht lange, Polen erzürnte sich darüber, daß Matthias des Woiwoden von der Moldau, der von den Türken bedrohet ward, Unterwerfung unter hungarische Lehnshoheit annahm, und Matthias ward von dem Stolze der polnischen Königinn beleidigt, die eingedenk ihres östreichischen Fürstenstammes, ihre Tochter Hedwig ihm abschlug wegen seiner unköniglichen Geburt. Indessen vermählte sich der König mit der neapolitanischen Prinzessinn Beatrix, die durch ihre Sitten und ihren Geist ausgezeichnet, an den Beförderungen der Wissenschaften in Ungarn großen Antheil hatte. Die verschwenderische Pracht, mit welcher diese Hochzeit gefeiert wurde, ist ein Beweis von dem Reichthum *), dem Geschmack und dem großen Sinne des Königs auch in diesen Dingen, den Beschäftigung mit Kriegen nicht abstumpfte. Denn seine ganze Regierung war eine unterbrochene Kette von Kämpfen, bald mußte der König abermals gegen die Türken ziehen,

*) Bei seinen vielen Kriegen fehlte es ihm freilich manchmal an Geld. Einen solchen Mangel abzuhelfen spielte er einstmals eine Nacht hindurch mit seinen Officieren im Lager und gewann ihnen 10000 Ducaten ab, womit er seine Soldaten ablöhnte.

dann unterstützte er die Preußen gegen Polen, oder überfiel den immer feindselig gesinnten Kaiser, dem er sogar ganz Oestreich und Steiermark wegnahm.

Diese glückliche Erfolge verdankte er seinen glücklichen Abänderungen in der kriegerischen Verfassung, deren Unzweckmäßigkeit ihm die Erfahrung und sein Studium der römischen und griechischen Historiker gelehrt hatte. Deshalb hatte er auch den Gebrauch des Fußvolks eingeführt, und die aus dem Ritterwesen herstammende Isolirung einzelner Haufen, die jede Wirksamkeit des Ganzen zerstörten, abgeschaft. Die schwarze Garde, für die es Gesetz war, nicht vom Platz zu weichen, und selbst, wenn sie den unvermeidlichen Tod vor Augen sah, war ein furchtbarer Haufe, den er selbst in den Waffen übte. Für einen wahrhaften Zögling Minervens wird man ihn halten müssen, wenn man bedenkt, daß er zu diesen neuen sinnreichen Einrichtungen, die Stiftung einer neuen Universität zu Ofen, die Anlage einer Bibliothek hinzufügte, welche letztere, die an 50,000 Bücher enthielt, wo nicht die zahlreichste des funfzehnten Jahrhunderts, doch ohne allen Zweifel die prächtigste war. Denn die Bücher standen in vergoldeten Repositorien mit rothseidenen und goldgestickten Vorhängen. 30,000 Dukaten wandte er jährlich darauf, und in Ofen hielt er beständig 30, in Flo-

renz vier Abschreiber, die für ihn arbeiten mußten.

Aber sowohl diese Anlagen, als das, was den Geist der Regierung betraf, ging bald nach seinem Tode (1490) alles verloren. Unter seinem Nachfolger, dem böhmischen König Wladislaus, brachen die Uebel dieser aristokratischen Reichsverfassung, die Matthias durch seine Herrscherkraft in gesetzmäßige Schranken zurückgedrängt hatte, stärker wieder los und die Türken erschienen siegreich und unwiderstehlich. Der unmündige Sohn und Nachfolger des Königs Wladislaus konnte diese Uebel nicht heilen, und als nach seinem Tode (1526) Ferdinand von Oestreich und der tapfere Zapolya um die Krone stritten, und der letztere sich mit dem Sultan Solimann verband, mußte die Uebermacht der Türken nur größer werden, so daß Ferdinand nach Zapolya's Tode (1540) für seinen Antheil an Ungarn einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldgulden versprach. Ungarn erhielt seitdem lauter Fürsten aus dem östreichischen Hause.

Der Türken Geschichte ist noch ferner die Ausbreitung ihrer Macht und wie weit diese gegen Ungarn fortging, haben wir eben gehört. Wir brauchen nur hinzuzusetzen, daß Selim I. Aegypten, Syrien und Palästina eroberte, Solimann II., der selbst Wien belagerte (1529) und die Insel Rhodus von den Johanniter Rittern

eroberte, den Glanz des osmannischen Reichs aufs höchste trieb, daß nach Selim II. († 1574) der Cypern den Venetianern nahm, und dem der berühmte Sieg bey Lepanto doch nicht nachtheilig wurde, und nach Murad III. (1595), Regenten auf den Thron stiegen, unter denen der Verfall des ottomannischen Reichs begann.

Register.

Adolph von Geldern, Herzog, 53.
Agnadello, Schlacht bei, 99.
Alban, Schlacht bei, 349.
Alba, Herzog von 499.
Albrecht, Johann, I. von Polen, 689.
Alençon, Herzog von, 278.
Alexander VI., 75.
Amboise, Kardinal von 89.
— Treffen bei, 224.
Anere, Marquis von, 340.
Andelot, Obrist, 216.
Anjou, Heinrich von, 258, 261, 274.
— Ludwig von, 86, 166.
Aubin, Schlacht bei St., 66.

Bayard, 123.
Barnet, Schlacht bei, 360.
Bartholomäusnacht, 261.
Bathory, Stephan, Fürst von Siebenbürgen, 694.
Bart sich wachsen zu lassen, Mode, 110.
Basel, Friede zu, 634.
Bearn, Heinrich von, 251; vermählt sich, 256.
Bern, Friede zu, 645.
Beza, Calvins Schüler, 222.
Bloreheath, Schlacht bei 351.
Boleyn, Anna, 395; enthauptet, 406.
Bonnivet, 159, 166.
Borgia, Cäsar und Johann, Söhne des Papstes Alexander VI. 525.
Bosworth, Schlacht bei 376.
Bothwell, Graf, 448.
Bourbon, Anton, König in Navarra, 219.

Bourbon, Kardinal, 219.
— — von, als König, 311.
— Karl von, 119, 168.
Bretagne, Anna von, 67.
Bücherkataloge zuerst, 178.
Bürgerkriege in Frankreich, 236, 242, 247, 273.
Bund, allgemeiner, der Schweizer, 631.
— schwäbischer, 632.
Burnarotti, Michelagnolo, 572.
Burgundischer Kreis, 493.
Burgund, Karl, str. 49.
— Philipp von, st., 21.

Cadore, Schlacht bei, 96.
Cajazzo, 127.
Calais erobert, 214.
Calvin, Johann, 191.
Cambray, Ligue von 97.
Cavendisch, 467.
Cerigoli, Schlacht bei, 86.
Chateau Cambresis, Friede zu, 215.
Chatel, Johann, will Heinrich IV. ermorden, 325.
Christian II. König von Dännemark, 651; läßt sich von Luther und Melanchton unterrichten, 687.
Christian III. König von Dännemark führt die lutherische Religion ein, 684.
— IV. — — 687.
Cimabue, Johann, 566.
Clarence, Herzog, 357; in Malvasier ersäuft, 364.
Clemens VII. 180, 181.
— VIII., 326.
Clement, Jacob, der Mörder Heinrichs, 305.
Coligny, Admiral, 220, 253, 257; verwundet, 259; ermordet, 264.
Concini 340, ermordet, 345,
Condé, der ältere, wird katholisch, 272; stirbt 295.
— Ludwig, Prinz von 219, 230; gefangen, 239; erschossen, 250.
— Prinz von, 342.
Copernicus, Nicolaus, 698.
Cottier, Jakob, Arzt, 59.
Coutras, Schlacht, 203.
Cranmer, Bischof, 398, 413; verbrannt, 430.
Crespy, Friede zu, 189.

Daim, Olivier le, 59.

Darnley, Graf, 444.
Doria, Andreas, 174, 603.
Drake, 467.
Dreux, Schlacht bei, 239.
Drebbel, Cornelius, das Thermometer erfunden, 613.
Dudley, Guedford, 416.
Dürer, Albrecht, 581.

Eduard von York IV. 353; muß fliehen, 358.
— VI., 40, 413.
Egmont, Graf, 214, 496.
Elisabeth von England stirbt, 477.
Episcovalen, ihr Ursprung, 438.

Ferdinand von Neapel, 69, 73.
— von Oestreich, 714.
Feuerkammern, 215.
Fiesko, Joh. Ludw. Graf von Lavagna, 604.
Fischer, Johann, enthauptet, 400.
Florenz, 71, 104.
Flotte, die holländische siegt über die spanische, 477.
Flotte, unüberwindliche, 477.
Fontaine Francoise, Schlacht bei, 326.

Frankreichs Zustand, 5, 176; soll getheilt werden, 164.
Franz I. verbunden mit den Türken' 182.
— II. stirbt, 228.

Friede, der kleine, 247.
— mit den Hugenotten, 275, 289.
— der speyrische, 684.
— ewiger, wird von Heinrich IV. bezweckt, 333.
— zu Teusina, 709.
— Stettin, 685.
— zwischen Karl VIII. und Maximilian, 68.
Friedrich von Neapel, 77.
— von Schweden, 677;

Galileo Galilei, 611.
Garde, die schwarze, 714.
Gaston von Foix, 104.
Genf wird reformirt, 197; Universität daselbst, 211.
Genua begnadigt, 95; befreit, 174.

Glocester, Richard von, 365.
Granson, Schlacht bei, 47, 625.
Granvella, Bischof, 495.
Gravelingen, Schlacht bei, 214.
Gray, Johanna, 416.
Guinegate, Schlacht bei, 106.
Guise, Franz von, erschossen, 240.
— Heinrich von, 286; ermordet, 301.
Guisen, die, 213.

Hagenbach, burgund. Vogt, enthauptet, 624.
Hastings, Lord, ermordet, 368.
Heinrich II. von Frankreich, 212.
Heinrich III. Karakter, 282; Ermordung, 305.
Heinrich IV. wird katholisch, 319; ermordet, 352.
— VI., 346.
— VII.; 378.
— VIII., 391; erhält den Titel eines Beschützers des Glaubens, 394.
Horne, Graf, 496.
l'Hopital, Kanzler, 230, 243, 249.
Howard, Katharine, 408.
Hugenotten, Ursprung des Namens, 224.
Hugo Grotius, 519.

Jakob I., 484.
Jarnac, Schlacht bei, 250.
Jesuiten in England, 486.
— in Frankreich 328.
Inquisition in den Niederlanden, 494.
Johanna, Königin von Navarra, 205.
Johann I. König von Dännemark, 649.
— Galeaz, Maria von Mailand, 70.
Julius II., 98.
Ivry, Schlacht bei, 313.

Kardinalisten, 496.
Karl V. wird Kaiser, 116.
— VIII., 61.
— IX. stirbt, 280.
— X. stirbt, 312.

Kasimir, Johann, pfälzischer Prinz, 246, 285.
Klezko, Schlacht bei, 689.
Königsbergs Universität gestiftet, 697.
Konkordat, 196.
Korvinus, Matthias, von Ungarn, 710.
Krakau, Friede zu, 689.

Lancasterſche Partei, 347.
Lautrec, Marſchall, 117, 173.
Leiden, Johann von, 493.
Leidens Universität gestiftet, 505.
Leo X., 105, 113.
Ligue, die heilige, 102, 173, 286.
— für's Gemeinwohl, 14.
Lonjumeau, 247.
Ludwig Moro, 70; entflieht, 82.
Ludwig XI., 9.
— XII. stirbt, 108.
— XIII., 339.
Lüttichers, 11.
Luines, Herr von 341.

Mailand erobert, 82, 84, 118.
Mansfeld, Graf von, 254.
Margarethe, Gemahlin Heinrichs VI., 352, 354, 355.
— von Pavia, 495.
Maria von Burgund, 50.
— — England, 412.
Marignano, Schlacht bei, 112, 152.
Maximilian, Kaiser, 100, 102.
Mayenne, Herzog von, 301, 310.
Medicis, Katharina, 181; gefangen, 235.
— Maria, Gemahlinn Heinrichs IV., 332.
Medici, Lorenz von, 583.
— Johann, wird in dreizehnten Jahre Kardinal, 595.
Mirandola belagert, 103.
Monceaux, 244.
Montcontour, Schlacht bei, 253.
Montleri, Schlacht bei, 16.
Montmorenci, 213, 220; stirbt 245.

Montvenſier, Herzogin von, 305, 323.
Morus, Thomas, enthauptet, 400.
Murad III., 716.
Murten, Schlacht bei, 47, 626.

Nantes, Edikt von, 329.
Navarra, der jüngere, König von, 285, 293.
— König von, geht zu den Guiſen über, 232; erſchoſſen, 238.
— Königin, 251, 258.
Neapel erobert, 74; getheilt, 85.
Nemours, Edikt von, 291.
Niederlande, 490, 503.
Northampton, Schlacht bei, 351.
Novara, Schlacht bei, 106.
Norwegen erobert, 679.
Noyon, Friede zu, 114.

Ofens Univerſität, geſtiftet, 714.
Oldenbarneveld, Johann von 513.
Olivetan, Robert, 193.
Oranien, Wilhelm von, 496.
Orleans, Ludwig von, 65.
— belagert, 238.
— Verſammlung, 227.
— Vergleich zu, 241.
Oſtende, merkwürdige Belagerung von, 515.

Padua belagert, 140.
Paliſſe, la, 140, 166.
Parlamentſtellen verkauft, 112.
Paris, Treffen bei, 245; belagert, 316.
Parr, Katharine, Gemahlin Heinrichs VIII., 409.
Pavia, Schlacht bei, 165.
Pecquigny, Friede zu, 362.
Perugio, Pietro, 577.
Peſcara, 162.
Petri, Olaus und Lorenz, führen die Reformation in Schweden ein, 675.
Philipp der Gute, 491.
— II., 311, 313, 433.
Piſa, 104.
Podiebrad, George von Böhmen, 712.
Poiſſy, Religionsgeſpräch zu, 231.

Poitiers, Diana von, 213, 216.
Politiker, die Partei der, 278, 285.
Paulette, la, eine Abgabe, 332.
Preußen wird ein Herzogthum, 690.
Pulververschwörung, 457.
Puritaner, ihr Ursprung, 438.

Quintin, St., Schlacht bei, 214.

Radom, Schlacht bei, 696.
Ramus, Petrus, 268.
Ravaillac, Mörder, 336.
Ravenna, Schlacht bei, 104.
Rederyker, 493.
Reformation, die, in Dännemark eingeführt, 654.
— in Polen — 690.
Renaudie, la, 223.
Richard III., wird König, 372; stirbt, 377.
Richmond, Graf, 374.
Rizzio ermordet, 447.
Rochelle belagert, 274.
Rose, weiße und rothe, 347.
Roëny, Marquis von, 330.
Rouen, Grausamkeiten verübt zu, 238.
Roussillon kommt an Frankreich, 11.

Samson, geht mit Ablaßbriefen umher, 639.
Sancerre belagert, 275.
Savonarola, 104.
Scapula, gelehrter Setzer, 179.
Schottlands Zustand, 434.
Schwarzmauer, Landammann, 634.
Schweizer erobern Mailand, 634.
— verrathen den Herzog von Mailand, 84.
— werden betrogen, 107.
— werden an den Bäumen aufgehangt, 625.
Schwerdtbrüder, 690.
Sechzehner, die, 292.
Seidenmanufakturen in Lyon, 177.
Selim I., 715.
— II. stirbt, 716.
Servet, Michael, 200; verbrannt, 211.
Seymour, Johanna, 406.

Sforza, Franz, 118, 184.
— Maximilian, 105, 113.
Shakespeare, 481.
Shaw, Dr., 370.
Shore, Johanna, 368.
Sibir, Schlacht bei, 709.
Siegmund I., König von Polen, 689.
— II. August — — 690.
Simnel, Lambert, ein Bäckerssohn, 379.
Sixtus V., 287, 534.
Solimann II., 715.
Sommerset, Herzog, 349.
Sorbonne, 6.
Sporengefecht, das, 106.
Stein, Raphaels berühmter, 178.
St. Germain en Laye, Friede zu, 255.
Stephanus, Heinrich und Robert, 178.
Stockholm erobert, 653; belagert, 670.
Stocke, Schlacht bei, 381.
Stuart, Maria, 218, 414, 434; enthauptet, 464.
Sture, Swante, 658.
Suffolk, Herzog von, 348.
Sully, Herzog von, 330, 340.

Tavannes, General, 250, 261.
Tewkesbury, Schlacht bei, 361.
Touton, Schlacht bei, 354.
Triumphirat, das, 233.

Uladislaus, König von Böhmen, 715.
Union, kalmarische, löst sich auf, 657.
Urbino, Rafael Sanzio von, 576.

Valois, das Haus, erlöscht, 407.
Vassi, Streit zu, 233.
Venedig mit dem Papst ausgesöhnt, 100.
Vergleich zwischen Ludwig XI. und Eduard VI., 40.
Vervins, Friede zu, 329.
Vinci, Leonhard von, 177, 566.

Von Gottes Gnaden, Bedeutung dieser Formel, 119.

Wakefield, Schlacht bei, 352.
Waldenser verfolgt, 183.
Waldmann, Bürgermeister in Zürch, 629.
Warbec Perkin, 382.
Warwic, Graf von, 350.
Wasa, Gustav, von Schweden, 656.
Wien belagert, 715.
Wolmer, Professor, 195.
Wolsey, Kardinal, 115, 391. wird gestürzt, 398.

York, Richard von, 347.

Zapolya, 715.
Zizim, Sultan, 772.
Zunyga, Statthalter, 504.
Zweibrück, Herzog von, in Frankreich, 252.
Zwingli, Ulrich, 637.

Druckfehler.

S. 5 Z. 13 v. u. statt Anhang lies Anfang
— 36 — 6 v. o. st. eines l. seines
— 47 — 12 — st. von der l. den
— 119 — 16 v. u. st. Ludwig IX. l. Ludwig XI.
— 222 — 4 v. o. l. hinter vermehrt ein Komma st. eines Punkt.
— 242 — 9 v. u. st. Tridentmische l. Tridentische
— 249 — 11 v. u. st. kaiserlich l. königlich
— 260 — 2 v. o. st. erhalten l. gehalten.
— 260 14 v. u. l. hinter lassen ein Komma st. eines Punkt
— 276 — 3 v. u. sollte eigentlich eine Anmerkung sein
— 283 — 12 v. o. st. grotesten l. grotesken.
— 288 — 12 — st. Es versteht — schwieg ist wegzustreichen
— 322 — 1 — st. den l. die
— 371 — 9 v. u. st. mich l. nicht
— 374 — 13 — st. Eduard l. Richard
— 385 — 15 v. o. streiche weg: mit
— 483 — 2 — st. Otvello l. Othello
— 612 — 10 v. o. st. 10 l. 19.
— 635 — 15 v. u. st. Marignano l. Marignano
— 710 — 7 v. o. st. Schuisko l. Schuiskoi

Nachtrag einiger Druckfehler zum fünften Theil.

S. 235 Z. 8 v. u. st. der Payste l. die Päyste
— 265 — 11 — hinter gezwungen ein Komma st. eines Punkt
— 305 — 1 v. o. st. sollte l. sollten
— 401 — 2 v. u. st. konnten l. konnte.
— 413 — 12 v. o. st. den l. der
— 401 — 4 — streiche weg: war
— 405 — 8 v. u. streiche weg: von
— 407 — 7 v. o. st der letztere l. erstere.
— 425 — 1 v. o. st. bemüheten l. bemühete
— 497 — 9 v. u. st zum Kurf. von Brand. l. den Kurf. von Brand. z. Kais.
— 484 — 3 v. u. st. Bucharet l. Bulgarei
— 491 — 10 v. u. st. Urban V. l. Urban VI.
— 513 — 3 v. u. st. behielten l. behielt.
— 600 — 8 v. u. hinter ermordet ein bloßes Komma
— 601 — 8 v. u. st. der l. die
— 607 — 11 v. u. st. er l. Franz
— 627 — 8 v. o. streiche weg: dit

Noch andere übersehene Fehler und Nachlässigkeiten bittet man den Leser gütigst selbst zu corrigiren.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
20
B39
1804
T.7

Becker, Karl Friedrich
Die Weltgeschichte für di
Jugend

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 04 10 007 9